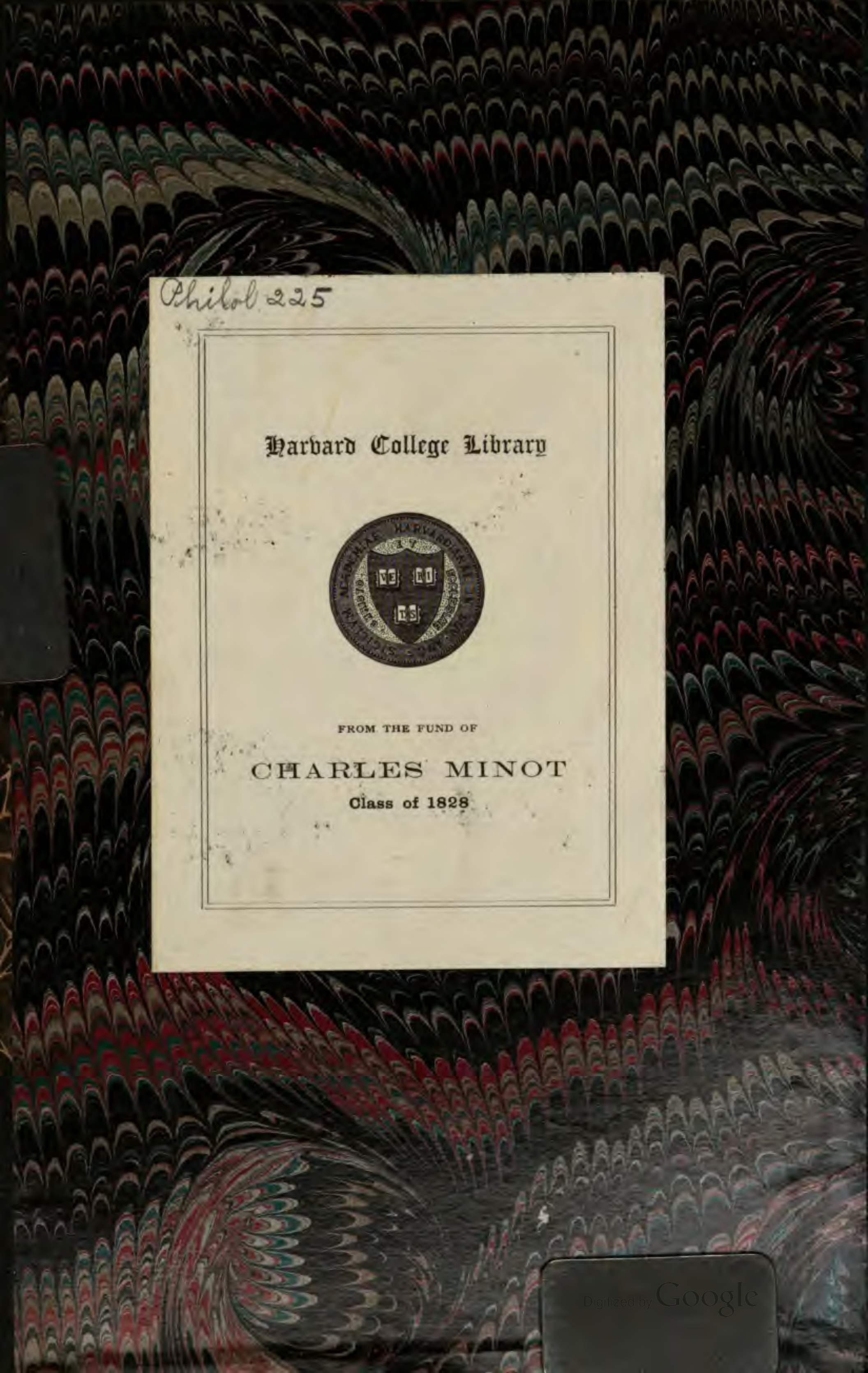



Philol 225
Harvard College Library
FROM THE FUND OF
CHARLES MINOT
Class of 1828
Digitized by Google



VERHANDLUNGEN

DER ACHTUNDVIERZIGSTEN

VERSAMMLUNG DEUTSCHER PHILOLOGEN UND SCHULMÄNNER

IN HAMBURG VOM 3. BIS 6. OKTOBER 1905

IM AUFTRAGE DES PRÄSIDIUMS ZUSAMMENGESTELLT VON

DR. K. DISSEL UND DR. G. ROSENHAGEN

PROFESSOR OBERLEHRER

IN HAMBURG



DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG 1906

Inhaltsverzeichnis.

Vorstandsliste.

Präsidenten:

Ehrenvorsitzender: Senator Dr. von Melle.
Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg).
Prof. Dr. Wendland (Kiel).

Schriftführer:

Oberlehrer Dr. Rosenhagen (Hamburg).
Oberlehrer Nissen (Kiel).
Oberlehrer Dr. Wegehaupt (Cuxhaven).

Obmänner der Sektionen.

1. Philologische Sektion:

Dr. Sudhaus, Prof. an der Universität Kiel.
Prof. Dr. Schultess, Direktor der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.
Dr. Geffcken, Prof. am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

2. Pädagogische Sektion:

Prof. Wegehaupt, Direktor des Wilhelm-Gymnasiums in Hamburg.
Geh. Rat Dr. Schlee, Realgymnasialdirektor in Altona.

3. Archäologische Sektion:

Dr. Noack, Prof. an der Universität Kiel.
Dr. Klußmann, Prof. am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

4. Germanistische Sektion:

Geh. Rat Dr. Gering, Prof. an der Universität Kiel.
Dr. Dissel, Prof. am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.
Dr. Rosenhagen, Oberlehrer an der Realschule in Eilbeck-Hamburg.

5. Historisch-epigraphische Sektion:

Dr. Volquardsen, Prof. an der Universität Kiel.
Prof. Dr. Ohly, Direktor der Hansaschule in Bergedorf-Hamburg.
Dr. Ziebarth, Oberlehrer am Wilhelm-Gymnasium in Hamburg.

6. Romanistische Sektion:

Geh. Rat Dr. Körting, Prof. an der Universität Kiel.
Prof. Dr. Tendering, Direktor des Realgymnasiums des Johanneums in Hamburg.

7. Englische Sektion:

Dr. Holthausen, Prof. an der Universität Kiel.
Dr. Wendt, Prof. an der Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg.

8. Indogermanische Sektion:

Dr. Wackernagel, Prof. an der Universität Göttingen.
Dr. Fritsch, Prof. an der Gelehrtenschule des Johanneums in Hamburg.

9. Orientalische Sektion:

Dr. Hultzsch, Prof. an der Universität Halle.
Senior D. Behrmann in Hamburg.

10. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion:

Prof. Dr. Thaer, Direktor der Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg.
Dr. Fr. Ahlborn, Prof. am Realgymnasium des Johanneums in Hamburg.

Allgemeine Sitzungen.

Erste allgemeine Versammlung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, 10 Uhr.

Vorsitzender: Der erste Präsident Schulrat Prof. Dr. Brütt.

Die Eröffnungssitzung wurde durch einen Gesangvortrag des Gesangvereins Euthymia unter Leitung von Herrn Dr. Bieber eingeleitet. Darauf ergriff Herr Senator Dr. von Melle das Wort zur Begrüßung der Versammlung:

Hochgeehrte Anwesende!

Im Namen des Senats heiße ich die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburg herzlich willkommen.

Diese Versammlung blickt zurück auf eine lange, rühmliche Geschichte. Im Jahre 1837 begründet, ist sie neben der nur um wenige Jahre älteren Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte die älteste der großen wissenschaftlichen Vereinigungen ganz Deutschlands. In den sieben Jahrzehnten ihres Bestehens hat sie sich stets jugendfrisch erhalten und dabei ihr Arbeitsgebiet wesentlich erweitert. Schon in einer der letzten Versammlungen ist von sachkundiger Seite hervorgehoben, daß man im Jahre 1837, als diese Versammlung zum erstenmal zusammentrat, unter Philologie eigentlich nur das Studium des griechischen und römischen Altertums verstand, und daß auch dieses sich damals im wesentlichen auf die Überreste der antiken Literatur gründete, während seitdem durch zahlreiche umfassende Ausgrabungen auf klassischem Boden ganz neue Aufschlüsse über das Leben, die Kultur und die Kunst des griechischen und römischen Volkes gewonnen sind. Und an die so erweiterte klassische Philologie schloß sich im Laufe Ihrer Versammlungen, meine Herren, mehr und mehr die des übrigen Altertums, insbesondere des Orients, und die der neueren Kulturvölker von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Ferner aber

traten hinzu die Geschichte, die Mathematik und die gesamten Naturwissenschaften. So sind hier fast alle Zweige des großen Gebiets, das man auf unseren Universitäten als philosophische Falkultät zu bezeichnen pflegt, vertreten. Daneben sind indes auch andere Fakultäten beteiligt, insbesondere die Theologie und gelegentlich auch die Medizin. Ist doch in diesem Jahre ein ärztlicher Vortrag über die Augenkrankheit des Apostels Paulus angekündigt.

Charakteristisch aber für diese Versammlung scheint mir zu sein, daß in ihr neben dem allgemeinen Interesse der Wissenschaft das Interesse der höheren Schule besonders betont wird, und daß hier Universitätsdozenten und Lehrer der höheren Schulen kameradschaftlich zusammenarbeiten. Mir scheint ein solches Zusammenwirken besonders erfreulich; denn Schule und Universität sind ja aufeinander angewiesen. Es muß für den Universitätslehrer von erheblichem Interesse sein, wie die Schule den zukünftigen Studenten vorbildet, und für den Lehrer der höheren Schule von großer Bedeutung, daß er in steter Fühlung bleibt mit der Wissenschaft, wie sie in erster Linie von den Universitäten vertreten wird. „Universität und Schule", so lautet denn auch bezeichnenderweise eines der Hauptthemata, die in diesem Jahre Ihre pädagogische Sektion behandeln wird.

Meine Herren! Indem ich Ihren heute beginnenden Arbeiten den besten Erfolg wünsche, möchte ich zugleich meine Freude darüber aussprechen, daß Sie dieses Mal nach Hamburg gekommen sind.

Wenn im Binnenlande der Name Hamburg genannt wird, so denkt man zunächst — und mit Recht — an die wirtschaftliche Bedeutung unseres Gemeinwesens. Sie werden, meine Herren, einen Einblick gewinnen in die kommerzielle und maritime Tätigkeit Hamburgs, wenn Sie durch unsere Häfen fahren und den von Schiffen aller Nationen belebten Elbstrom hinab bis an die wogende See — und Sie werden, daran zweifle ich nicht, sich davon überzeugen, daß Hamburg auf diesem materiellen Gebiet eine große nationale Aufgabe zu erfüllen, ein sehr erhebliches Stück deutscher Kulturarbeit zu leisten hat. Aber neben dem materiellen gibt es auch ein geistiges Hamburg. Anknüpfend an das, was hier in verschiedenen Zeiten der Vergangenheit auf den Gebieten der Literatur, des Theaters, der Musik und der bildenden Künste hat geschaffen werden können, und auch auf dem der Wissenschaft — ich erinnere nur an die Namen Jungius, Büsch, Gurlitt —, anknüpfend an diese Traditionen, hat das Hamburg der Gegenwart,

wie ich glaube sagen zu dürfen, in erhöhtem Maße den Ehrgeiz und das Streben, mehr und mehr ein nicht unbeträchtlicher Faktor auch im geistigen Leben Deutschlands zu werden.

Sie, meine Herren, werden Ihr Interesse vornehmlich unserem höheren Unterrichtswesen und unseren wissenschaftlichen Instituten zuwenden.

An staatlichen höheren Schulen besaß Hamburg noch zur Zeit meiner Jugend nur ein Gymnasium, die alte Gelehrtenschule des Johanneums, und eine davon abgezweigte Realanstalt. Im übrigen gab es nur Privatschulen, und darunter ganz vortreffliche. Ich selbst habe eine solche besucht, bis ich zur Sekunda der Gelehrtenschule überging, und ich bin noch heute dankbar für die vielseitige Belehrung und Anregung, die ich dort erhalten habe. Seitdem aber ist ein großer Umschwung eingetreten. Nur wenige der Privatknabenschulen haben sich erhalten; dagegen wächst die Zahl unserer Staatsschulen, insbesondere der Realanstalten, von Jahr zu Jahr. Wir sind bemüht, in der Organisation und Ausstattung dieser Schulen den erhöhten Ansprüchen der Neuzeit tunlichst gerecht zu werden und dabei, was den naturwissenschaftlichen Unterricht anbetrifft, zu vermeiden, daß von dem Gebiet der Schule auf das der Universität übergegriffen wird. Nicht uninteressant dürfte vielleicht für Sie sein, zu sehen, wie auf unseren neunstufigen Realanstalten die Schüler zur Selbsttätigkeit in den Laboratorien herangezogen werden.

Früher zeichneten sich unsere Hamburger Schulen und vor allem auch die Gelehrtenschule des Johanneums dadurch aus, daß sie den Schülern und insbesondere den älteren große Freiheit gewährten. Das hatte gewiß manche Nachteile, aber daneben auch für die Tüchtigeren große Vorteile. Es wurden nicht alle über einen Kamm geschoren; der einzelne konnte mehr seinen individuellen Neigungen nachgehen und seine individuelle Begabung erproben. Diese Vorteile sind auch vor kurzem von einem hervorragenden Gelehrten, einem geborenen Hamburger und ehemaligen Schüler unserer Gelehrtenschule, in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Berlin dankbar hervorgehoben. Ob es möglich sein würde, einmal zu etwas Ähnlichem zurückzukehren? Ich getraue mir kein Urteil darüber; aber als ich sah, daß ein Thema Ihrer pädagogischen Sektion lautet: „Über die Pflege und Entwickelung der Persönlichkeit", da habe ich in dieser Beziehung eine gewisse Hoffnung geschöpft. Könnten wir dahin gelangen, daß es hieße: „Mehr Können als Wissen!" und „Mehr Persönlichkeit als Dutzendmensch!", so würde mich das sehr freuen.

In kräftiger Entwickelung begriffen sind unsere wissenschaftlichen Institute. Ein Teil derselben ist hervorgewachsen aus dem im 17. Jahrhundert begründeten akademischen Gymnasium, das eine Mittelstufe zwischen Schule und Universität war, dann aber in der neueren deutschen Unterrichtsorganisation keinen Platz mehr fand und daher im Laufe des 19. Jahrhunderts aufgehoben werden mußte. Später traten andere Institute hinzu, die zusammen mit jenen älteren einer Sektion der an der Spitze unseres gesamten Unterrichtswesens stehenden Oberschulbehörde unterstellt wurden. Eine Reihe weiterer Institute, wie die auch wissenschaftlichen Zwecken dienenden großen Krankenhäuser, das Hygienische Institut, das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, die Kommerzbibliothek und die Kunsthalle, unterstehen besonderen Verwaltungen.

In unseren wissenschaftlichen Instituten sind die Naturwissenschaften besonders stark vertreten. An das Naturhistorische Museum mit seinen großen zoologischen und mineralogischen Sammlungen schließen sich der Botanische Garten mit dem Botanischen Museum und dem Laboratorium für Warenkunde, das Physikalische Staatslaboratorium mit der neuen Hauptstation für Erdbebenforschung — dem Geschenk eines unserer Mitbürger —, das Chemische Staatslaboratorium und die Sternwarte, die in diesem Sommer eine Expedition nach Nordafrika zur Beobachtung der totalen Sonnenfinsternis entsandt hat. Erst im Beginn einer größeren Entwickelung stehen das Museum für Völkerkunde mit den ihm angegliederten vorgeschichtlichen Sammlungen und die Sammlung hamburgischer Altertümer. Die der Kunstpflege und der Kunstwissenschaft dienenden großen Institute, die Kunsthalle und das Museum für Kunst und Gewerbe, die für Sie Sonderausstellungen veranstaltet haben, werden schon deswegen Ihr besonderes Interesse erregen, weil ihre weit über Hamburg und Deutschland hinaus bekannten Leiter vielfach mit Erfolg neue Wege eingeschlagen haben. Vor allem aber möchte ich die Aufmerksamkeit gerade dieser Versammlung hinlenken auf unser ältestes wissenschaftliches Institut, die aus dem Reformationszeitalter stammende Stadtbibliothek. Sie ist eine der größten Bibliotheken Deutschlands und enthält eine erhebliche Zahl von Handschriften und Inkunabeln. Eine Übersicht über das Sie in erster Linie Interessierende wird eine Ihnen zu Ehren veranstaltete Spezialausstellung gewähren. Von dem interessanten Handschriftenmaterial ist einiges in den Ihnen dargebotenen Festschriften verwertet.

An die genannten wissenschaftlichen Anstalten reiht sich endlich noch eine mit ihnen eng verbundene Institution, der wir

in den letzten Jahren unsere besondere Aufmerksamkeit gewidmet haben, das sog. Vorlesungswesen der Oberschulbehörde. Dieses faßt die gesamte Lehrtätigkeit der genannten wissenschaftlichen Institute zusammen, und zwar nicht nur der der Oberschulbehörde unterstellten — also z. B. auch die zahlreichen Fachkurse für Ärzte in unseren Krankenhäusern —, und ergänzt diese Lehrtätigkeit durch Kurse auf den hier durch Institute nicht vertretenen Wissenschaftsgebieten. Diese wissenschaftlichen Kurse werden der Mehrzahl nach von hiesigen Gelehrten — darunter einem ständigen Professor der Geschichte, dem in nächster Zeit ein Professor der Nationalökonomie zur Seite treten soll — abgehalten, zum Teil auch von auswärtigen Dozenten. In den letzten zehn Jahren haben neben einigen ausländischen Gelehrten mehr als 50 Professoren von deutschen Universitäten hier gelesen. Die Namen dieser unserer akademischen Ehrengäste würden, aneinandergereiht, ein Kollegium ergeben, auf das jede deutsche Universität stolz sein könnte.

Meine Herren! Als Ihre Versammlung vor 50 Jahren schon einmal uns die Ehre erwies, hier zu tagen, da führte den Vorsitz mein Amtsvorgänger im Senat und in der Unterrichtsverwaltung, der sog. Protoscholarch Senator Dr. Hudtwalcker. Dieser, der neben juristischen auch philologische Studien betrieben hatte und der Versammlung daher einen gelehrten Fachvortrag bieten konnte, sagte damals in seinen Einleitungsworten:

> „Hamburg ist zunächst eine Stadt, wo nicht so sehr die Musen als vielmehr Merkur verehrt wird, obgleich auch jenen zu opfern, wenngleich im engeren Kreise, von altersher eigentlich nie ganz vergessen worden ist."

Meine Herren! Diese vielleicht schon vor 50 Jahren allzu bescheidenen Worte dürften jedenfalls auf das Hamburg der Gegenwart nicht mehr zutreffen. Ich glaube sagen zu können, daß wir Hamburger über dem Dienst des Merkur keineswegs den Dienst der Musen versäumen.

In der Hoffnung, daß auch Sie, wenn Sie sich bei uns etwas näher umgesehen haben, dem beipflichten werden, heiße ich Sie nochmals in Hamburg herzlich willkommen."

Der Rede folgte ein zweiter Gesangvortrag, nach welchem der erste Vorsitzende das Wort zur Eröffnungsrede nahm.

Hochgeehrte Anwesende! Als die 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle den Beschluß faßte, Hamburg als den nächsten Tagungsort zu wählen, und Herrn Professor Wendland

und mir das Präsidium und damit die Aufgabe übertrug, die erforderlichen Vorbereitungen zu treffen, da wußten wir, daß wir in der Führung dieses verantwortungsvollen Amtes auf ein allseitiges hilfsbereites Entgegenkommen in reichstem Maße rechnen mußten. Diese Rechnung hat uns nicht getäuscht. In dem zweijährigen Zwischenraume, der uns von der Hallischen Versammlung trennt, wurde eine Sorge nach der anderen von uns genommen, es teilte sich die Last der Verantwortung, und jetzt, wo die Versammlung am Beginne ihrer Verhandlungen steht, können meine ersten Worte nur dem Ausdruck des Dankes an diejenigen gewidmet sein, die uns mit Rat und Tat unterstützt haben.

Ich bin überzeugt, im Sinne aller zu handeln, die an der Arbeit für das glückliche und ehrenvolle Gelingen dieser Tagung beteiligt waren, wenn ich zuerst ein wehmütiges Dankesopfer dem Andenken eines gütigen Gönners weihe, der nicht mehr unter den Lebenden weilt. Als unser Unternehmen sich noch in seinen ersten und unsicheren Anfängen befand, da nahm der verewigte Bürgermeister Hachmann es wohlwollend unter seinen starken Schutz, und was das bedeutete, wie sehr unsere Freudigkeit und Zuversicht wachsen mußten, das werden alle diejenigen in seinem ganzen Umfange ermessen, denen es je vergönnt war, seines reichen und edlen Geistes einen Hauch zu spüren. In demselben Sinne hat nach ihm der oberste Leiter des gesamten hamburgischen Bildungswesens, Herr Senator von Melle, den Ehrenvorsitz geführt, und die herzlichen Worte, mit denen er soeben die Versammlung im Namen E. H. Senates begrüßte, sind der Ausdruck des nie versagenden tatkräftigen Interesses, das er der Vorbereitung dieser Versammlung gewidmet hat.

Wie man es hier in Hamburg gewohnt ist, an den maßgebenden Stellen stets eine wohlwollende Würdigung und Förderung aller wissenschaftlichen Bestrebungen zu finden, so haben E. H. Senat und der Bürgerausschuß auch uns zu hohem Danke verpflichtet, indem sie uns durch eine liberale Spende in den Stand setzten, den Teilnehmern der Versammlung eine Reihe wissenschaftlicher Festesgaben zu überreichen. Gedankt sei auch allen Helfern, die durch das Ansehen ihres Namens, durch das Gewicht ihrer Fürsprache, durch ihre Erfahrung und opferwillige Tätigkeit zum raschen und gedeihlichen Fortgange der Vorbereitungen beigetragen haben. Schließlich aber, und nicht am wenigsten, sei den Männern gedankt, die sich haben bereit finden lassen, uns aus dem Schatze ihrer Forschungen zu belehren und zu neuen Fragen anzuregen. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß wir mit nicht geringem

Stolze das Verzeichnis der Redner und Vorträge nach allen Ländern deutscher Zunge versandt haben.

Die ehrenden Worte, mit denen der Herr Präses der Oberschulbehörde uns soeben im Namen E. H. Senates begrüßt hat, erinnerten uns daran, daß gerade vor einem halben Jahrhundert die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Hamburgs Mauern tagte. Es sei mir gestattet, an diesen Hinweis anzuknüpfen und aus der Rückschau auf den abgelaufenen Zeitraum und einem Blicke auf die gegenwärtigen Verhältnisse den Stoff und die Stimmung meiner Betrachtungen zu entnehmen.

Das Jahr 1855 führt uns in eine Epoche zurück, wo auf das stürmische Begehren und opferfreudige Ringen nach neuen Formen nationalen Lebens eine Zeit der äußeren Ruhe gefolgt war; man hatte das Gelobte Land von ferne gesehen, aber nicht erreichen können; es war wieder einmal eine Zeit des Zweifels und des Glaubens, aber nicht des Schauens: des Zweifels bei denjenigen, die nur sahen, was vor Augen ist, des Glaubens bei denjenigen, die von der Überzeugung durchdrungen waren, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut und die Keime künftiger Gestaltungen in seinem Schoße trägt. Wenn es schon selbstverständlich erscheint, daß dieser Glaube vornehmlich dort zu finden ist, wo Bildung mitgeteilt und empfangen wird, und um so stärker sich regt, je nachdrücklicher die dürftige Außenwelt aufs Innere und die kahle Gegenwart auf die Zukunft hinweist, so verstehen wir den kräftigen Zug idealen Strebens, die Innigkeit der vaterländischen Gesinnung, die in den deutschen Bildungsstätten und so auch in den Gymnasien zu Hause war, wo sich damals die deutsche Jugend allein auf das akademische Studium vorbereitete. Dabei trug der damalige gymnasiale Unterricht die Signatur der geistigen Sammlung, der Duldung persönlicher Neigungen und einer freieren Verteilung der Kräfte. Zwar war der Lehrplan mit ebensovielen Gegenständen bedeckt wie heute, aber der Lehrbetrieb erlaubte und forderte ein ruhiges, gesammeltes Versenken in die Sprachen und das Schrifttum der Alten.

Es ist nicht leicht, den damaligen Zustand des höheren Lehrwesens in wenigen Worten zu einem anschaulichen Bilde auszumalen. Eher gelingt es schon, den ganzen Grundton, auf den es abgestimmt war, mit der bloßen Nennung eines bekannten und hochgeachteten Namens widerklingen zu lassen. Einen solchen typischen Klang hat der Name unseres Johannes Classen, der im Jahre 1805, also gerade vor einem Jahrhundert, in Hamburg geboren wurde, und dessen dankbare und ehrende Erwähnung in

einer Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner wohlbegründet erscheint. Einundvierzig Jahre lang hat er drei Hansestädten als Lehrer und Leiter und zuletzt seiner Vaterstadt als Direktor des Johanneums gedient. Ludwig Wiese, nahezu ein Menschenalter hindurch der maßgebende Ordner des preußischen und somit indirekt auch des höheren Schulwesens vieler anderer Bundesstaaten, nennt J. Classen eine der edelsten Gestalten unter den Vertretern des deutschen höheren Schulwesens in den mittleren Dezennien des vorigen Jahrhunderts, und schon derjenige, der ihn nur aus seiner literarischen Tätigkeit über den griechischen Unterricht kenne, müsse eine hohe Meinung von ihm als Gelehrten und Lehrer gewinnen. Solche Worte geben ein Zeugnis von dem, was Classen durch seinen fernwirkenden Einfluß dem ganzen Vaterlande gewesen ist; will man aber einen Begriff erhalten von seinem intimeren Wirken und Walten, wie er durch sein ausgebreitetes Wissen und die Feinheit seines Geistes die reifere Jugend für die gelehrten Studien schulte und durch die Güte und Lauterkeit seiner Gesinnung ihre Herzen gewann, dann braucht man nur die Männer unter uns zu hören, die sich mit Stolz und Dankbarkeit seine Schüler nennen.

Es war Classen noch vergönnt, als Haupt und Hirte seiner lieben Schulgemeinde die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches zu erleben. Obgleich nach seiner ganzen Art ein echter und idealer Vertreter des alten Schulbetriebes, war er doch zu weitsichtig und unbefangen, um nicht die Zeichen zu würdigen, die eine wesentliche Änderung des gesamten höheren Schulwesens ankündigten und heischten.

Wie mit der neuen Ära die Verhältnisse auf allen Gebieten sich weiteten, die Gesichtspunkte sich hoben, die wirtschaftlichen Lebensbedingungen sich dehnten und verschoben, so rückte auch unaufhaltsam das große Schulproblem in den Vordergrund, an dessen klarer Formulierung, vergeblichen Lösungsversuchen und abschließender grundsätzlicher Lösung ein volles Menschenalter gearbeitet hat.

Bekanntlich hat bei diesem Ringen und Suchen das humanistische Gymnasium zunächst den Schaden und die Kosten getragen, nicht weil die maßgebenden Kreise es gering schätzten und ihm übel wollten, sondern vielmehr, weil sie es mit vermeintlichen Wohltaten erdrückten. Man erkannte an, daß die Bildungsbedürfnisse und Bildungsmöglichkeiten der führenden Klassen umfassender und mannigfaltiger wurden, aber zu einer Differenzierung der höheren Allgemeinbildung konnte man sich nicht entschließen.

Es herrschte die Besorgnis vor, sie möchte nach der mit so schweren Opfern erkämpften politischen Einheit einen verderblichen Riß durch die Reihen der Gebildeten ziehen. Darum blieb das Gymnasium vorläufig noch dazu verurteilt, allen alles zu sein, es mußte die Bürde des Berechtigungsmonopols noch weiter tragen, die große Masse derjenigen, die eine höhere Allgemeinbildung begehrten, an sich ziehen und damit die dornenvolle Aufgabe übernehmen, der großen Verschiedenheit der Gaben und Zwecke nach Möglichkeit gerecht zu werden.

Unter so bewandten Umständen konnte der Kampf um die Berechtigungen nicht ausbleiben und seine Schärfe nahm ganz von selbst in dem Maße zu, wie die realistischen Anstalten aufblühten und sich mehrten. Er übertönte bald alle übrigen Fragen des höheren Unterrichtes und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit von dem ab, was den tieferen und treibenden Grund der hochgehenden schulpolitischen Bewegung ausmachte. Nicht darauf drängte die Zeit, neben dem gymnasialen auch realistische Bildungswege nur zu dulden und durch Zuerteilung äußerer Berechtigungen abzufinden, sie verlangte mehr, sie forderte das rückhaltlose Zugeständnis, daß die Verleihung gleicher Rechte an die drei neunstufigen Schularten aus dem gleichgeachteten Werte ihrer Bildungsziele zu folgern sei. Diesen großen Gesichtspunkt aus dem verwirrenden Streit um äußerliche Vergünstigungen und aus der unfruchtbaren Diskussion über den Wert und Unwert der verschiedenen Bildungswege auf die ihm gebührende beherrschende Höhe emporgehoben zu haben, ist das unvergängliche Verdienst unseres Kaisers. Wohl waren für eine solche Beilegung des Streites vorher schon gewichtige Stimmen laut geworden, und es fehlte ihnen nicht an beifälligem Widerhall, aber wie eine befreiende Offenbarung wirkte dieser Gedanke erst dann, als die weithin sichtbare Tat sich zu der gewonnenen Einsicht gesellte.

Nachdem nun der Friede geschlossen ist, erwarten und wünschen wir keineswegs eine Periode des Stillstandes und der Ruhe. Je wahrer und klarer die Auseinandersetzung, je ehrlicher der Friede, um so größer sind auch die Aufgaben und Arbeiten des Friedens. Wenn die große Mehrheit noch unter dem Banne des alten landläufigen Schlagwortes steht, daß der gymnasiale Unterricht zwar den Geist bilde, aber vielfach einen entlegenen unlebendigen Wissensstoff vermittle, die beiden modernen Schularten hingegen beziehungsreichere, aktuellere Kenntnisse, aber nicht die gleiche Zucht der geistigen Schulung bewirken, so gilt es fortan, die Irrtümlichkeit dieser Gegenüberstellung durch eine entsprechende

Auffassung und Behandlung der charakteristischen Bildungsstoffe noch schlagender als bisher nachzuweisen.

Es ist ja doch ein Irrtum, zu meinen, daß die Beschäftigung mit den Sprachen, dem Schrifttum, der Geschichte und Kultur der Alten von der Gegenwart und deren Verständnis ablenkt. Wer solche Behauptungen aufstellt und nachspricht, der haftet mit seinem Blicke an der Oberfläche, er glaubt eine Pflanze aus ihren sichtbaren Teilen, aus ihrem Stamme, ihren Blättern, Blüten und Früchten zu erkennen, und bedenkt nicht, daß alles dies aus den verborgenen Wurzeln und Keimen hervorgegangen ist. Wenn man oft und mit Recht dem Studium des Altertums den Vorzug nachrühmt, daß es den Schüler in eine einfache und abgeschlossene Kulturwelt einführe, so vergesse man nicht, hinzuzufügen, daß dieser übersichtliche Mikrokosmos nicht nur viele lehrreiche Analogien zur Klärung der verwickelten Gegenwart bietet, sondern daß er auch trotz seines äußerlichen und leiblichen Unterganges geistig fortlebt und einen wesentlichen Teil unseres kulturellen Besitzes und Kraftvorrates ausmacht. Diese Einsicht zu fördern, durch langsam reifende Erkenntnis das Alte in dem Neuen und das Neue in dem Alten zu zeigen, wird immer eine vornehme Aufgabe der Schule bleiben und ein sicherer Weg, die Jugend zum geschichtlichen Empfinden und Denken anzuleiten. Wahrlich, wir haben keinen Grund, an dem Gegenwartswert der klassischen Bildung zu zweifeln, und am wenigsten jetzt, wo die Altertumsforschung so glänzende Ergebnisse in schneller und überraschender Folge zeitigt. Ein Schleier nach dem anderen lüftet sich, helles Licht steigt aus dem bis dahin für undurchdringlich gehaltenen Dunkel empor und trägt den Blick zurück in weite Fernen, wo ungeahnte Zusammenhänge sich offenbaren. Nicht minder gelingt es unseren Forschern, immer neue Fäden aufzuweisen, die uns mit dem Altertum verbinden. — Zivilisieren heißt: die Menschen einander nahe rücken. Wie es heutzutage keine Entfernungen im Raume zu geben scheint, so schrumpfen auch die zeitlichen Entfernungen in der erweiterten weltgeschichtlichen Perspektive zusammen; wie die gleichzeitig lebenden Bewohner der Erde sich unter dem Zeichen des Verkehres enger zusammenschließen, so rücken auch im Zeichen der wissenschaftlichen Forschung die Generationen zusammen, die nacheinander über unsere Erde dahingegangen sind. Und wenn wir uns mehr und mehr, trotz aller berechtigten Gegensätze und Unterschiede, als Glieder einer Menschheit fühlen, nicht nur mit denjenigen, die mit uns leben und streben, sondern vornehmlich auch mit denen, die vor uns und für

uns gelebt und gearbeitet haben, so verdanken wir dies nicht am wenigsten den Erforschern des Altertums. Der warme Hauch der Begeisterung, der durch ihre Reihen geht und den wir angesichts der errungenen Erfolge mit ihnen fühlen, erfüllt uns mit dem Glauben, daß die Sprachen und die Kultur des klassischen Altertums nach wie vor ein hochgeschätztes Bildungsmittel des höheren Unterrichts bleiben werden. Die Aussicht, daß die Zahl der Gymnasien etwas zurückgehen wird, darf uns nicht beirren. Der Zwang des Berechtigungsmonopols hat sie weit über das natürliche Maß hinaus mit solchen Schülern gefüllt, die nach ihrer ganzen Art und Begabung für einen anderen Bildungsweg geschaffen waren. Die Befreiung von diesem Zwange wird dem Gymnasium wohl den äußeren Vorzug seiner überlegenen statistischen Ziffern-größen nehmen, aber sie wird ihm dafür die geistige Einheit und Sammlung und die größere Freiheit der Bewegung zurückerstatten.

Aber wie steht es mit dem mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrstoff, der für die realistischen Anstalten charakteristisch ist, wie die alten Sprachen für die Gymnasien? Ist er der Aufgabe gewachsen, als zentrales Bildungsmittel zur selbständigen Überlegung, zur wissenschaftlichen Behandlung der Dinge und ihrer Beziehungen anzuleiten? Wer die Geschichte des fortschreitenden Menschengeistes betrachtet, wird diese Frage gewiß nicht verneinen wollen. Alle Philosophen vom Altertum bis auf die Jetztzeit haben die Natur zu den vornehmsten Gegenständen ihrer denkenden Betrachtung gerechnet, und die einflußreichsten unter ihnen sind, von den wissenschaftlichen Grundlagen der Natur- und Größenlehre ausgehend, zu Königen im Reiche des Gedankens geworden. Es sei mir vergönnt, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen. Was wir an den geistigen Beherrschern ganzer Zeitalter sehen, soll uns ein Fingerzeig und Rückhalt für die bescheidene und doch so wichtige Kleinarbeit der Schule sein. Sind jene Männer von den zählenden und messenden Wissenschaften, von der denkenden Durchdringung der Natur zu Gründen des Seins hinab- und zu den höchsten Fragen der Menschheit emporgestiegen, dann wird es auch gelingen, die Mathematik und die Naturwissenschaften zu kräftigen Bildungsmitteln des Schulunterrichtes zu machen. Und es muß auch gelingen, denn bei der modernen engen Verbindung der Naturerkenntnis mit der göttlich gebotenen Naturbeherrschung, die mit der sittlichen Herrschaft des Geistes über die Materie nahe verwandt ist, erscheint es geradezu als eine öffentliche Pflicht, die naturwissenschaftliche Einsicht zu vertiefen und somit das praktische Können der gegenwärtigen und der nachfolgenden Generation freier und voller aus-

zulösen. Dazu bedarf es freilich einer angestrengten, unermüdlichen Arbeit, und ich füge vertrauensvoll hinzu: Diese Arbeit wird auch geleistet werden; denn der Appell an die opferwillige Schaffenslust hat immer einen kräftigen Widerhall bei unseren Universitätslehrern und Schulmännern gefunden und wird ihn auch immer finden, wenn es sich darum handelt, ein hohes Ziel für die heranwachsende Jugend zu erreichen. Eifrig sind die Bahnbrecher unter ihnen am Werke, das mathematisch-naturwissenschaftliche Bildungsideal herauszuarbeiten und die entsprechenden Methoden zu entwickeln. Vor allen Dingen ist man sich darüber einig, daß bei der Durchführung des Lehrganges noch entschiedener als bisher das Prinzip des selbsttätigen Suchens und Erprobens der Erkenntnisse neben der Demonstration und Mitteilung befolgt werden müsse. Wohl ist es belehrend für den Schüler und eine heilsame Zucht des logischen Denkens, wenn das festgegründete und festgefügte mathematische Lehrgebäude allmählich vor seinem geistigen Auge sich aufbaut, aber besser und heilsamer ist es, wenn der Schüler, soweit wie möglich, in selbstgelösten kleinen Problemen die Bausteine zum Gebäude hinzuträgt; denn so erwirbt er sich eine im Inneren wurzelnde und darum unverlierbare mathematische Bildung, die ihm das Gefühl des Könnens und das Bewußtsein verleiht, daß die Mathematik nicht eine von den anderen Fächern gänzlich abgesonderte Übung und ein müßiges Spiel des Verstandes sei, sondern ein Machtmittel, die Dinge geistig zu ordnen und zu beherrschen. Ebenso wichtig ist die Selbstbetätigung des Schülers im naturwissenschaftlichen Unterrichte. Wie der Gymnasiast mit aller Anspannung des Geistes den altsprachlichen Klassikern ihren Inhalt abringt, ihn dafür auch um so gründlicher erfaßt und in seinen bildenden Wirkungen festhält, so soll auch der Schüler einen Begriff von den Schwierigkeiten erhalten, welche die Natur dem forschenden Menschengeiste entgegensetzt. Die Natur ist schweigsam und verrät ihre Geheimnisse nur demjenigen, der geduldig immer wieder seine wohlüberlegten und immer wieder berichtigten Fragen an sie stellt; und gerade deshalb ist sie nicht nur eine treffliche Bildnerin der intellektuellen Fähigkeiten, sondern auch eine strenge Erzieherin zur Gründlichkeit und Umsicht, zur Bescheidenheit und Wahrheit. Jene unerträgliche Überhebung, mit der alle Überzeugungen geleugnet und abgetan werden, woran die Mittel der naturwissenschaftlichen Untersuchung nicht heranreichen — dieses Zeichen eines philosophischen Dilettantismus, dessen sich unsere größten Forscher niemals schuldig gemacht haben — dämpft man am sichersten, wenn man schon den Schüler selbst erproben läßt, wie mühevoll die Wege sind, die zur natur-

wissenschaftlichen Erkenntnis führen. Dann wird er sich vor schnellfertigen Urteilen hüten und für immer ein Unfertiger und Werdender im guten Sinne des Wortes bleiben.

Doch, ich muß zum Ende eilen, und wenn ich auch noch manches aus der Fülle des Herzens zu sagen hätte, so soll es mir doch genügen, nach zwei Richtungen die Überzeugung ausgesprochen zu haben, daß angesichts der neuen Wege, die sich an der Schwelle des Jahrhunderts aufgetan, kein Grund vorliegt, kleinmütig in die Zukunft zu schauen. Der charakteristische Bildungsstoff des Gymnasiums hat keineswegs seinen Wert und sein Recht für die Gegenwart verloren, und derjenige der realistischen Anstalten ist imstande, seinen Wert und sein Recht zu erweisen. Es gilt nur, in der festen Überzeugung von der eindringenden Kraft dieser Bildungsmittel zu beharren und auf den neuen Bahnen den alten Glauben an die Kraft des Geistes zu bewahren und zu bewähren.

In solchem Glauben an das Wertvolle und Gute kann uns derjenige ein Vorbild sein, der uns selbst die neuen Wege gewiesen hat. Große Gaben hat die Vorsehung dem Beherrscher unseres gemeinsamen Vaterlandes verliehen, aber die vielseitige, unbeirrte und unermüdliche Betätigung dieser Gaben stammt aus der glaubensvollen Hingabe an die Aufgaben und Pflichten seines hohen Berufes. Im Hinblick hierauf sei denn auch die Huldigung, die wir ihm aus vollem Herzen in der üblichen Weise darbringen, zugleich von sinnbildlicher Bedeutung für die nunmehr beginnende Tagung. Wir erheben uns zum Hoch auf unseren allverehrten Kaiser. Se. Majestät der Kaiser Wilhelm II., er lebe hoch!

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wurden dann die folgenden drei Herren zu Schriftführern für die allgemeinen Sitzungen ernannt:

Oberlehrer Dr. Rosenhagen aus Hamburg, Oberlehrer Nissen aus Kiel, Oberlehrer Dr. Wegehaupt aus Cuxhaven.

Ferner wird auf Vorschlag des ersten Präsidenten beschlossen, daß den einzelnen Rednern eine halbe Stunde zu gewähren sei und daß von einer Diskussion abgesehen werden solle.

Herr Prof. Dr. Tocilescu aus Bukarest begrüßte darauf die Versammlung im Auftrage der rumänischen Regierung und der Bukarester Akademie der Wissenschaften:

Hochansehnliche Versammlung!

Wie auf früheren Philologenversammlungen zu Cöln, Dresden, Bremen, habe ich auch hier in Hamburg die Ehre, im Namen und

Auftrage der rumänischen Regierung und der Bukarester Akademie der Wissenschaften die besten Grüße und Wünsche zu überbringen und für mich um Gestattung der Teilnahme an den Verhandlungen deutscher Philologen zu bitten.

Die klassische Altertumswissenschaft, die ein Band für die Völker Europas und ihre Sprößlinge jenseits der Meere bildet, hat für uns Rumänen auch eine nationale Bedeutung, da Geschehnisse, die zu ihrem Forschungsgebiet gehören, die Taten Trajans, unsere Nation geschaffen haben.

Einen besonderen Wunsch darf ich vielleicht noch an die Teilnehmer der antiquarischen Sektionen richten.

Gewaltige römische Denkmäler, die durch mein Zutun bekannt geworden sind, das Denkmal, oder, wie man jetzt sagen muß, die Denkmäler von Adam-Klissi, sind durch das Wissen, den Scharfsinn und die Kombinationsgabe deutscher Gelehrter zu einer wahren Frage geworden, mit besonderer, durchweg deutscher Literatur, der Frage von Adam-Klissi. Vielleicht könnte jetzt, da das Material vermehrt ist, und hier, wo so manche sachkundige und unbefangene Gelehrten zusammen sind, auch diese Frage zu einer Einigung gebracht werden.

In dieser Wissenschaft aber waren und sind die Deutschen die Führenden, und in dem, was ich auf diesem Gebiete versucht habe, sind deutsche Gelehrte, innerhalb des Deutschen Reiches und in Österreich, meine Lehrer und Förderer gewesen.

Deshalb sind meine und meiner rumänischen Kollegen Wünsche für den Erfolg dieser Versammlung, zu der so viele Meister und Jünger der klassischen Altertumswissenschaft sich zusammengefunden haben, besonders herzlich und warm.

Der erste Vorsitzende dankte dem Redner und verlas den Text des an Se. Majestät den Kaiser abzusendenden Huldigungstelegramms.

Darauf gedachte der zweite Vorsitzende, Prof. Dr. Wendland, nach altem Brauche, der seit der letzten Philologenversammlung verstorbenen Philologen:

Wohl die reichste Ernte hat der Tod in den beiden letzten Jahren unter den Altertumsforschern, besonders unter den Archäologen gehalten. *ἐκ Διὸς ἀρχώμεσθα*: Am 1. November 1903 wurde einem Menschenleben, dessen Inhalt und Arbeitsleistung die menschlichen Schranken zu durchbrechen schien, das Ziel gesetzt. Theodor Mommsen starb kurz vor dem vollendeten 86. Lebensjahre. Schmerzlich empfinden wir die durch den Tod von Ernst

Hugo Berger, Ulrich Köhler, Curt Wachsmuth gerissenen Lücken. In den besten Jahren mußte dem Tode erliegen Christian Belger, durch viele Jahre Herausgeber der Berliner philologischen Wochenschrift, und bald nach ihm sein Freund Milchhöfer, mein unvergeßlicher Kollege. Obwohl ich ihn nur im Niedergange der Kraft kennen lernte, ergriff mich sofort der Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, seines frischen, lebensprühenden Geistes. In seinem langen heroischen Ringen mit qualvollem Leiden habe ich ein Wort der Klage nur über die Unterbrechung seiner Arbeiten vernommen. Schickte er sich doch gerade an, auf Grund jahrelanger Forschungen die tiefsten Probleme griechischer Religionsgeschichte zu behandeln, die er, wie kein anderer, aufzuhellen berufen gewesen wäre. Zu früher Tod raubte uns kurz nacheinander Wilhelm Gurlitt und August Kalkmann, ein Hamburger Kind, beide besonders bekannt durch ihre zu verschiedenen Zielen führenden, aber gleich anregenden Untersuchungen zu Pausanias. Jugendlich verstarb Paul von Winterfeld, der noch auf der letzten Versammlung das Programm der mittellateinischen Philologie entwarf. Ebenso schwer zu ersetzen ist Wilhelm Schmidt, der ausgezeichnete Kenner technischer und fachwissenschaftlicher Literatur der Griechen. Auch Emil Szanto, Adelbert Höck, Rudolf Gaedechens, Arthur Schneider, Emil Luebeck verdienen rühmende Erwähnung. Durch tragischen Tod verlor die Germanistik den vielseitigen, durch seine scharfsinnigen Untersuchungen der Heldensage besonders verdienten Richard Heinzel. Ich nenne ferner die Historiker Wilhelm Naudé, Ottokar Lorenz, Otto von Heinemann, Wilhelm Schirrmacher, Wilhelm Oncken, die hamburgischen Historiker Wilhelm Kollhoff und Otto Rüdiger, den Literarhistoriker Heinrich Bulthaupt, den geistvollen Geographen Friedrich Ratzel, Adolf Bastian, Richard Scheppig, die Romanisten Eduard Koschwitz und Adolf Mussafia, Otto von Böthlingk, den Nestor der indischen Philologie und Mitbegründer des monumentalen Sanskritwörterbuches, die Orientalisten Jakob Krall, Viktor Ryssel, Konsul Johann Gottfried Wetzstein, den Mathematiker Rudolf Lipschitz, den Physiker Johann Kießling, den allen Besuchern der Philologenversammlungen wohlbekannten Ferdinand Ascherson. Von Leitern des Schulwesens oder höherer Lehranstalten, die sich zum Teil durch wissenschaftliche Arbeiten einen Namen erworben haben, seien erwähnt Stephan Wätzoldt, Konstantin Bulle, Richard Franke, Karl Schneider, Rudolf Foss, Gustav Legerlotz, Hugo Holstein, Hugo Weber. Endlich gedenken wir des Gelehrten, der ein hervorragendes Beispiel hochherziger Liberalität im Dienste der Menschheit und der Wissenschaft gegeben

hat, Ernst Abbé in Jena. Allen diesen und den vielen Ungenannten, die der Wissenschaft oder der Schule treu gedient und unserem Herzen nahe gestanden haben, zu ehrendem Gedächtnis bitte ich Sie, sich von Ihren Sitzen zu erheben.

Die Versammlung folgte dieser Aufforderung und erhob sich zu Ehren der Dahingeschiedenen.

Der zweite Vorsitzende teilte dann mit, daß die Weidmannsche Buchhandlung der Versammlung, wie in früheren Jahren, die Summe von 1000 Mark zur Förderung eines wissenschaftlichen Unternehmens zur Verfügung gestellt habe; er schlage vor, die Bestimmung darüber einer Kommission zu übertragen (vgl. dritte allgemeine Sitzung S. 30) und der Weidmannschen Buchhandlung telegraphisch den Dank der Versammlung auszusprechen.

Darauf erteilte der Vorsitzende das Wort Herrn Geh. Rat Prof. Dr. Diels aus Berlin zum ersten Vortrage: **Der lateinische, griechische und deutsche Thesaurus.**

Nach einem historischen Überblick über die Entstehung des Thesaurus linguae latinae, dessen Bearbeitung 1893 mit der Sammlung des Zettelmaterials einsetzte, berichtete der Vortragende im Namen der akademischen Thesaurus-Kommission über den jetzigen Stand des Unternehmens. Der erste Band, von A—Amyzon reichend, ist in diesem Sommer ausgegeben worden. Der zweite, gleichzeitig mit dem ersten begonnene, der An—B umfassen wird, ist bis Bellum gediehen. Die Verzögerung des zweiten Bandes erklärt sich aus der ausnahmsweise großen Anzahl von Eigennamen im Buchstaben B. Überhaupt hat sich die Einarbeitung der Eigennamen, die nur ein Anhängsel des eigentlichen Wortschatzes bilden, als überaus hemmend und störend erwiesen. Daher werden vom dritten Bande an die Eigennamen in einem besonderen Supplemente, das nebenherläuft, erscheinen. Zugleich wird dadurch, daß die Herstellung dieses Supplementes von der Verlagsbuchhandlung Teubner in Leipzig übernommen wird, die noch immer nicht befriedigende Finanzlage des Thesaurus wesentlich gebessert. Neben dem Verlage gebührt außer den direkt an dem akademischen Unternehmen beteiligten Staaten Preußen, Sachsen, Bayern und Österreich auch drei anderen deutschen Regierungen wärmster Dank der Wissenschaft: Württemberg, Baden und — Hamburg, das mit seiner jährlichen Subvention von 1000 Mark den übrigen noch nicht beteiligten deutschen Staaten als leuchtendes Vorbild dienen kann.

Mit dem dritten Bande tritt an die Spitze des Thesaurus-Bureaus in München, da der bisherige Generalredaktor Prof. Vollmer

als Ordinarius an die dortige Universität berufen worden ist, Dr. Lommatzsch, bisher Privatdozent in Freiburg. Der Vortragende hofft, daß unter der Leitung des neuen Generalredaktors die noch ausstehenden zehn Bände ohne weitere Hemmung erscheinen werden.

Anschließend berichtete der Vortragende kurz über einen von England ausgehenden Vorschlag, einen Thesaurus der altgriechischen Sprache bis zur byzantinischen Zeit hin zu gründen, der auf der letzten Generalversammlung der internationalen Assoziation der Akademien zu London 1904 beraten worden ist. Der Plan ist noch verfrüht, da uns in Deutschland vor allen Dingen der lateinische Thesaurus in Atem hält und die griechischen Klassikertexte noch keineswegs in solcher Gestalt vorliegen, daß mit einer Verzettelung begonnen werden könnte. Dies und die Herstellung von Spezial-lexika muß die nächste Aufgabe der griechischen Philologie sein. Später wird man, in einer Generation etwa, die unendlich schwierige Aufgabe näher ins Auge fassen dürfen.

Ähnlich steht es mit dem Zukunftstraum eines deutschen Thesaurus, der das Grimmsche Wörterbuch dereinst ablösen soll. Auch hier sind die Vorarbeiten noch ganz zurück. Es fehlt an wissenschaftlich brauchbaren Texten für die Schriftsteller aller Epochen der neuhochdeutschen Sprache, es fehlen Speziallexika, es fehlen wissenschaftlich geleitete Darstellungen der meisten deutschen Dialekte. Die Berliner Akademie hat seit Beginn des neuen Jahrhunderts eine „Deutsche Kommission" gegründet und einen Teil dieser Vorarbeiten in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen, nämlich:

1. Publikation meist ungedruckter „Deutscher Texte des Mittelalters", bis jetzt vier Hefte erschienen. Leiter Herr Roethe.
2. Vorbereitung wissenschaftlicher Klassikerausgaben (Wieland, Klopstock, Winckelmann, Justus Möser und Hamann). Leiter Herr Erich Schmidt.
3. Bearbeitung eines rhein-fränkischen Idiotikons. Leiter Herr Prof. Johannes Franck in Bonn.
4. Forschungen zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache von 1300 bis zu Goethe herab. Zunächst sind vier Bände über den Ursprung und das Emporkommen der neuhochdeutschen Schriftsprache des 14. und 15. Jahrhunderts fertiggestellt. Leiter Herr Burdach.
5. Inventarisierung literarischer Werke Deutschlands bis in das 16. Jahrhundert. Leiter die Herren Burdach und Roethe.

Die Akademie hofft, daß auch an anderen Orten diese Vorbereitung auf den künftigen „Wortschatz der deutschen Sprache"

im planmäßigen Anschluß an diese ihre Bestrebungen in die Hand genommen werde und hat daher zur Orientierung der Hamburger Philologenversammlung 400 Exemplare des „Generalberichtes über die Gründung und bisherige Tätigkeit der deutschen Kommission" zur Verfügung gestellt.

Der Vorsitzende dankte dem Redner und erteilte das Wort Herrn Prof. Dr. Bethe aus Gießen zu seinem Vortrage über: **Liebe und Poesie.**

Den Urquell der Poesie oder doch eine ihrer stärksten Quellen pflegt man in der Liebe zu suchen. Die neuere Dichtung ist ja voll von Liebe. Aber die Wissenschaft, seit sie kürzlich begann, mit Ernst diese Sache anzufassen, hat zu Zweifeln geführt und manche andere Antwort zur Erwägung gestellt.

Redner will nicht die Lösung des Problems in dieser Allgemeinheit versuchen, sondern sich auf eine ganz aus sich selbst entwickelte Poesie beschränken, die antike griechische, und fragen, welche Bedeutung für diese die Liebe gehabt hat.

Wenn er nun, wie er hoffe, zeige, daß diese Poesie erst in später Entwickelung die Liebe allmählich aufnimmt, und wenn er aus der Stellung der griechischen Frau in früheren Zeiten dartue, daß das Werben um ein gleichstehendes Mädchen nicht üblich, ja nicht einmal möglich war, so werden diese Betrachtungen, gerade weil sie geschichtliche sind, zum Sturz der üblichen Anschauung beitragen müssen, daß Liebeswerben zur Poesie geführt habe.

Die älteste Poesie der Griechen hat niemals die Liebe zum Gegenstande der Darstellung gemacht, geschweige denn sie in den Mittelpunkt der Handlung gestellt. Weder in Ilias und Odyssee noch in einem anderen Epos Homers und Hesiods gab es eine Liebesszene. Und doch singen sie, daß der troische Krieg um Helena entbrannt sei, lassen Odysseus zu den schönsten und schlimmsten Weibern kommen und leiten die Adelsgeschlechter von Göttern und Göttinnen ab, die sich in Liebe Sterblichen genaht. Aber keiner der alten Epiker versucht, die Liebe zu schildern. Sie wissen nichts von dem gewaltigen Naturtriebe, nichts von zartem Werben und Sehnen. Das Weib ist noch Besitz wie Schätze und Herden. Dem Stärksten gehört die Schönste. Nur in der Ehe vermochte sich das Weib eine Stellung zu erobern. Rührende Bilder ehelicher Liebe hat Homer geschaffen, der die romantische Liebe nicht kennt: Hektor und Andromache, Penelope und Odysseus.

Lange Kulturarbeit mußten noch die Griechen leisten, um das Weib über die Gleichwertung mit Schätzen und Rindern zu heben.

Aber je fester sich das Bürgertum mit seinen Ständen gründete, desto mehr wurde die Liebe bei der Eheschließung ausgeschieden. Kindererzeugung als heilige Pflicht gegen sich und die Ahnen, gegen Geschlecht und Staat erzwang die Ehe; Legitimität, Vermögen, Rang bestimmten die Wahl der Frau, aber ihr Wesen fiel nicht, und selbst ihr Äußeres nicht ins Gewicht. Kein Wunder, daß man sich nur außer der Ehe Befriedigung für die sich mit steigender Kultur immer mehr verfeinernden Triebe suchte. In der Tat haben alle ältesten Liebeslieder der Griechen — sie stammen aus dem 7., 6. und noch 5. Jahrhundert v. Chr. — eine ganz andere Richtung als die Ehe. Nicht anders ist's ja auch bei den deutschen Minnesängern, deren Zeitalter auf analoger Kulturstufe steht.

Um 500 entstand die Tragödie. Aber weit entfernt, daß sie nun unter ihren Motiven die Liebe verwende, finden wir bei Äschylos noch nichts von ihr, und bei Sophokles nur eine leise keusche Spur in der Antigone. Ihr Bräutigam bittet für sie bei seinem Vater, der sie zum Tode verurteilte, aber mit keinem Worte berührt er seine Liebe zu ihr und geht doch um seiner Liebe willen ihr nach in den Tod. Erst sein jüngerer Zeitgenosse Euripides findet in der Liebe immer neue Motive, er, der der Frauen Seele zuerst eröffnete. Ein Greis schon, hat er auch die romantische Liebe, die erste, reine, hingebende, schicksalbestimmende Liebe des Jünglings und Mädchens in seiner Andromache auf die Bühne gebracht.

Jetzt erst, um 400 v. Chr., beginnt das Liebesmotiv in die Poesie einzudringen, und bald hat es gesiegt und herrscht überall. Die Komödie, die Oper nehmen es auf und mit Alexander dem Großen erfüllt es die Elegie als seine eigenste Form, schafft den Prosaroman und erobert das Heldenepos. Nach hellenistischem Muster hat Vergil den Heldentaten des Äneas die sentimentale Geschichte seiner Liebe zu Dido eingewoben. Durch dies bestaunte römische Epos und die antiken Romanstoffe kam das Liebesmotiv in die Dichtung des Mittelalters — viel früher, als wenn dies es aus eigener Kultur hätte hervorbringen müssen, und wiederum hat es die Poesie sich rasch erobert.

Wegen der vorgerückten Zeit wurde die Konstitution der Sektionen auf $1^3/_4$ Uhr verlegt.

Dann erhielt Herr Prof. Dr. Lichtwark aus Hamburg das Wort zu seinem Vortrage: **Künstlerische Bildung auf örtlicher und nationaler Grundlage.**

Der Vortragende erklärte, bei der vorgerückten Stunde werde er sich beschränken müssen, eine kurze Übersicht der beabsichtigten

Darlegungen zu geben[1]). Die Altphilologen, welche nach Hamburg gekommen sind, werden nicht in erster Linie erfahren wollen, was wir denken, sondern was wir tun. Deshalb hat die Hamburger Kunsthalle ihren ganzen vor 1888 vorhandenen Besitz vorübergehend magaziniert und in 15 Sälen und 15 Kabinetten eine übersichtlich geordnete Ausstellung der Erwerbungen seit 1888 veranstaltet. Im Erdgeschoß sind die Ergänzungen der Sammlung holländischer Meister des 17. Jahrhunderts und die der deutschen Meister des 19. Jahrhunderts ausgestellt. Von alter Kunst waren nur niederländische Meister vorhanden. Diese Sammlung auszubauen und im Anschluß daran durch Vorlesungen auf den Besuch Hollands und der deutschen Galerien holländischer Meister vorzubereiten, erschien als örtlich gegebene Maßregel. — Unter den deutschen Meistern des 19. Jahrhunderts galt es, die zur Vertretung zu bringen, die 1888 in der Galerie fehlten. Es wurde angestrebt, die führenden Meister nicht in einem Werke, sondern mit einer Reihe charakteristischer Arbeiten einzuführen. Es wurden u. a. fünf Böcklin, fünf Caspar David Friedrich, sieben Klinger, sieben Liebermann, drei Leibl, drei Trübner, vier Thoma, zwei Burger, fünf Waldmüller und einzelne Werke von Blechen, Kettel, Carl Schuch, J. S. Koch, Uhde und Zügel erworben.

Der erste Stock umfaßt die drei eigentlich hamburgischen Sammlungen (rund 700 Gemälde), die seit 1890 gegründet wurden.

Die Sammlung zur Geschichte der Malerei in Hamburg umfaßt die um 1890 vergessenen Meister von etwa 1370—1800. Die bedeutendsten, wie Meister Bertram, der um 1367 zuerst nachweisbar ist, und Meister Francke (um 1424), gehören zu den größten Meistern der Frühzeit.

In der Sammlung hamburgischer Künstler des 19. Jahrhunderts ist eine größere Anzahl hervorragender Meister der Vergessenheit entrissen (Th. O. Runge, W. Tischbein, Gröger, Jul. Oldach, Jul. Milde, E. Speckter) oder ihrer Bedeutung nach zur Geltung gebracht (Chr. Morgenstern, Vollmer, die Gebrüder Gensler, Val. Ruths, Herm. Kauffmann).

Die Sammlung von Bildern aus Hamburg enthält Landschaften, Bilder aus dem Volksleben und Bildnisse hamburgischer Persönlichkeiten, die im Auftrag der Kunsthalle von hamburgischen und einer Reihe bedeutender deutscher und skandinavischer Künstler geschaffen sind: Kalkreuth (elf Bilder), Kuehl (sieben Bilder),

---

1) Der Vortrag wird ausführlich im Jahrbuch der Hamburger Kunsthalle abgedruckt.

Liebermann (vierzehn), Olde (drei), Slevogt, Trübner, Zügel, die Skandinaven Thaulow, Tuxen, Zorn.

In diesem Zustande gewährt die Sammlung Anschluß an die ältere deutsche und niederländische Kunst (Meister Bertram und Meister Francke), an die holländische des 17. Jahrhunderts (alte Holländer und alte Hamburger des 17. Jahrhunderts, wo Hamburg in künstlerischer Beziehung fast eine holländische Stadt war), an die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts und — durch die Bilder aus Hamburg — an die führenden Meister der lebenden deutschen und hamburgischen Kunst. Die künstlerische Bildung, die diese Sammlung vermittelt, baut sich auf der Kunst auf, die der Boden getragen hat, und auf der großen deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart. Auf dieser festen örtlichen und volklichen Grundlage wird die ausländische Kunst der Vergangenheit und Gegenwart eine Bereicherung bilden, nicht, wie bisher, ein Mittel sein, von der eigenen Kunst abzuleiten.

Zweite allgemeine Versammlung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 12 Uhr.

Vorsitzender: Der zweite Präsident Prof. Dr. Wendland.

Zuerst erhält das Wort Prof. Dr. Conze zu seinem Vortrage: **Pro Pergamo.**

Prof. Conze führte zuerst eine Reihe von Lichtbildern vor, welche die Versammlung, wenn auch nur sehr ungenügend, nach Pergamon versetzen sollten, und fuhr dann fort:

Es werden bald 30 Jahre, daß wir von Deutschland diesem Platze, der damals kahlen, nur streckenweise von Mauertrümmern überzogenen Höhe, durch Ausgrabung den Rest ihrer einstigen Prachtgestalt wiederzugeben gesucht haben; bekanntlich in zwei Perioden energischer Arbeit, getrennt durch eine Pause der Jahre 1887 bis 1900.

Die erste Periode ist die der an Karl Humanns Namen geknüpften Untersuchung der Königlichen Museen zu Berlin. Von der Entdeckung des großen Altars ausgehend strebten wir schon damals ins Ganze der Königsstadt, deren Krone mit Markt, Altar und den anderen Bauten wieder ans Licht trat, als Abschluß Friedrich Gräbers glänzender Nachweis der größten Druckwasserleitung, die wir aus dem Altertume kennen.

Dann wandten sich die Museen dem Mäandertale zu, nach Magnesia, nach Priene, und haben jetzt die gewaltige Aufgabe, Milet und das Didymaion, erreicht.

1900 begann dann die zweite Periode der Untersuchung in Pergamon. Im Einvernehmen mit den Museen trat das deutsche archäologische Institut in die Aufgabe ein. Ein neuer wichtiger Ausgangspunkt wurde durch die Entdeckung des großen Südtors der Eumenischen Stadtbefestigung gewonnen. Von da aus arbeitet man jetzt regelmäßig jedes Jahr etwa drei Herbstmonate lang von der Peripherie der Stadt her dem Glanzpunkte der Museumsaufdeckungen auf dem Gipfel des Stadtberges entgegen. Man geht schon wieder auf der Hauptstraße zum großen unteren Markte, höher hinauf am Hause her, das in römischer Zeit ein Konsul namens Attalos bewohnte, das die Kopie des attischen Hermes Propylaios des Alkamenes geliefert hat, zum Gymnasium, einer hellenistischen Anlage in römischem Umbau, dessen großräumige Ruine man gegenwärtig freizulegen beschäftigt ist.

Weiter aufwärts, zwischen den Arbeitsplätzen der beiden Ausgrabungsperioden, liegt noch das unerforschte Terrain, von der jetzt in ihrem ganzen Verlaufe offenen Hauptstraße als einem Leitfaden durchzogen.

Die erste Periode der Grabungen hat unter Humanns örtlicher Leitung die unvergleichlich großen Funde geliefert, welche jetzt im Berliner Pergamonmuseum vereinigt sind. Die zweite Periode, unter Dörpfelds Führung, geht nun, unbekümmert um den dennoch immer lohnenden Einzelgewinn an Funden, rein wissenschaftlich herauspräparierend, auf den Wiedergewinn des Gesamtbildes jener Residenzstadt aus, welche für die Geschichte des Altertums auf der Grenze von Hellas und Rom steht.

Das Pergamon, das dabei (von der römischen Neustadt in der Ebene erst einmal abgesehen) der Gegenstand der Forschung ist; hat nicht den Reiz eines tausendjährigen Nach- und Übereinander, wie das Ephesos unserer österreichischen Kollegen oder Milet, dem jetzt Wiegand im Auftrage der Berliner Museen sich widmet. Es hat dafür den Reiz eines in der kurzen Zeit von fast nur einem Jahrhundert der Attalidenherrschaft geschaffenen Stadtkunstwerks, dessen dominierende Grundlinien, wie schon Strabo zu sagen weiß, der eine Geist Eumenes des Zweiten in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. gezogen hat.

Diese Einheitlichkeit des bedeutenden Objekts liegt der Forderung zugrunde, das einmal Begonnene der Aufdeckung ganz zu Ende zu führen, dazu die Möglichkeit, es ohne Behinderung moderner Okkupation völlig frei zu untersuchen; denn schon in römischer Zeit beginnend, mit einem Rückschlage nur in byzantinischer Zeit, hat die Stadt den Berg verlassen, ist in die Ebene hinabgestiegen,

wo heute die Türken-, Griechen-, Armenier-, Juden- und Zigeunerstadt sich ausbreitet. Nur ein Weniges reicht das Griechenviertel den Fuß des Berges hinauf in den Stadtumfang der Königszeit hinein, und die einsichtige Ottomanische Verwaltung Hamdi Beys hat dem weiteren Vordringen eine Grenze gesetzt.

Ist noch jemand unter Ihnen, verehrte Versammelte, der in Dessau auf der Philologenversammlung zugegen war, da über Pergamon berichtet wurde, oder der dem Kostümfeste beigewohnt hat, mit welchem einmal die Berliner Künstlerschaft dem allgemeinen Enthusiasmus für das Entdeckungswerk von Pergamon einen so glänzenden Ausdruck gab? — Vor allem war es doch die Bereicherung unserer Kunstsammlungen, welche so zündend wirkte. Daher galt der großen Mehrzahl des Publikums das Werk als getan, und wie mancher verwunderte sich zu hören, daß noch viel zu tun bliebe.

Ich habe schon einmal Pro Pergamo gesprochen, der Durchführung des großen Unternehmens das Wort zu reden, und jetzt dürfen wir die als einigermaßen gesichert ansehen.

Wenn Sie heute gestatteten zum zweiten und wohl zum letzten Male unter dem Titel Pro Pergamo zu sprechen, so gilt es etwas Weiterem, es gilt der dauernden Erhaltung der wiederaufgedeckten Attalidenstadt.

Wohl sind die Skulpturen, welche in den Museen geborgen werden, ein besonders prägnanter Ausdruck des Großen in dem Wesen jener hellenistischen Residenz, wohl bietet die mit vereinigten Kräften betriebene Bearbeitung alles Gefundenen in Buchform reiche Quellen des Wissens dar — es sind hier einige Proben aus den nächsterscheinenden Bänden der „Altertümer von Pergamon“ ausgestellt —, aber die grundlegende Totalität ruht doch in der eindrucksvollen Ruinenwelt an ihrem alten Platze. Indem wir sie von der schützenden Decke der Verschüttung befreit haben, haben wir sie zugleich allen zerstörenden Einflüssen und Eingriffen von Wetter und Menschen preisgegeben. Wer so freilegt, der hat auch die Pflicht mit einzutreten für die Erhaltung.

Theodor Wiegand hat dieser Forderung auf dem internationalen Archäologenkongresse zu Athen im Frühling dieses Jahres unter allseitigem Beifall Ausdruck gegeben. Er hatte selbst den Schmerz erfahren, zu sehen, was ohne solche Pflichterfüllung geschehen kann. „So genügt es nicht“, sagte Wiegand, „sich nach der Erledigung der Ausgrabungen vornehm und kalt zurückzuziehen, als stände es ja nun im Buche, sondern es liegt die moralische Verpflichtung ob, den aufgedeckten Platz dauernd im Auge zu behalten.“

Das ist es, was ich für Pergamon für die Zukunft, die ich nicht mehr sehen werde, hier öffentlich erbitten wollte.

In Pergamon ist die Gefahr für die Denkmäler um so größer, als die volkreiche Stadt unmittelbar dabei liegt. Wenn jeder für die Tochter, die er verheiraten muß, ein Häuschen zu bauen hat — *τὶ νὰ κάμνωμεν, σπίτια πρέπει νὰ κάμνωμεν*, sagte mir eine töchterreiche Mutter — so kann man es den armen Leuten ja kaum verdenken, wenn sie sich an den Ruinen vergreifen. Schon die kleinsten Kinder sah ich instinktiv, wenn sie einer Ausgrabung nahe kommen konnten, den Stein, den sie tragen konnten, wegschleppen nach dem Elternhause hin, wo der Vorrat zu einem Neubau sorglich gesammelt wird. In den vierziger Jahren ist eine der alten Brücken in Pergamon vom Winterwasser des Selinos zum Zusammensturze gebracht; heute ist kaum ein loser Stein mehr von dem Ganzen vorhanden.

Das wird besser werden, aber sehr langsam. Es regt sich schon etwas von Einsicht in den Wert der Denkmäler in einzelnen Kreisen der Bewohner von Pergamon. Zum ersten Male haben wir in Kemal Bey einen darin einsichtigen Kaïmakam in Pergamon, daß er selbst für Erhaltung eintritt. Der Fürsorge der ottomanischen Verwaltung der Altertümer können wir, seitdem Hamdi Bey und die Seinen an der Spitze stehen, sicher sein, und ihr Vertreter in Pergamon, Dimitrios Tscholakidis, ist es, durch den auch wir der Bewachung der Ausgrabungen das ganze Jahr hindurch sicher sein können. Aber es ist zu viel der Art zu sorgen im türkischen Reiche! Immer trifft uns die Mitverantwortung. Wenn später ein Reisender den Stadtberg betritt und sich in jene Zeit zurückversetzen will, als die Attaliden von dieser beherrschenden Höhe auf ihre Stadt und ihr Reich hinabblickten, dann soll es nicht heißen: die Deutschen haben diese Denkmäler wohl ans Licht gebracht, aber sie haben sie auch der Verwüstung überlassen.

Solange wir an den Ausgrabungsarbeiten sind, sorgen wir mit Genehmigung und unter Mitwirkung der ottomanischen Verwaltung auch für dauernde Bewachung. Aber wir müssen darüber hinausdenken. Wer wird später denken, wenn die Zeit kommt? Wer hat diese Verpflichtungen auf die Dauer einzulösen? Gewiß zunächst die, welche die denkwürdigen Reste durch Ausgrabung freigelegt und so preisgegeben haben. Das sind in unserem Falle die Anstalten der Königl. Museen und des archäologischen Instituts. Wenn wir nach der heutigen Gesinnung urteilen, wird da hoffentlich der Sinn nicht fehlen. Wollten sich

aber Mäcene finden, die dafür ein einziges Mal so viel stifteten, wie Graf Loubat dem Vernehmen nach jüngst jährlich für die Ordnung der Ausgrabungen der Franzosen auf Delos gibt, 50 000 Francs, so wäre mit den Zinsen eines solchen Kapitals ein für allemal dem Bedürfnisse genügt, zwei Wächter, so wie wir sie jetzt besolden, am Platze zu halten und zu überwachen. Dazu wäre dann unser archäologisches Institut in Athen, das jetzt der Ausgrabungen waltet, berufen.

In Amerika, in England werden die Untersuchungen in Griechenland aus privaten Mitteln bestritten. Österreichische Gönner haben die von dort ausgehenden Untersuchungen in Kleinasien gefördert, Deutsche der Untersuchung von Milet einen festen Boden geschaffen.

Und wie das Interesse nur für die Erhaltung auch bei uns wachgerufen werden kann, hat uns erst eben unser Landsmann in Bremen gezeigt, als er die Mittel gab, um Säulen des Heratempels in Olympia aus den gefallenen Trommeln wieder aufzurichten, auch dort dem Namen der deutschen Untersuchung zu Ehren.

Daß mein Wort solches tatkräftiges Interesse für Pergamon ohne weiteres wachrufen könnte, das glaube ich kaum, bin auch nicht gekommen zu betteln.

Aber ich habe diese Aussprache über das, was not tut, als mein Testament, sozusagen, hier vor Ihnen niederlegen wollen, in einer Sache, der ich bald dreißig Jahre habe dienen können.

Mögen die Überlebenden es bewahren!

Der Vorsitzende dankte dem Redner mit dem Wunsche, daß er die Verwirklichung seines Wunsches, daß Pergamon erhalten bleibe, erleben möge, und erteilte das Wort Herrn Prof. Lic. Metz aus Hamburg zu seinem Vortrage: **Der Pflichtbegriff innerhalb Goethischer Ethik.**[1])

Goethes Weltanschauung ist Naturalismus, die Frage nach der Bedeutung der Pflicht bei Goethe setzt darum die andere voraus: Ist eine naturalistische Ethik möglich? —

Der Goethische Naturalismus sieht in der Natur nicht bloß das ewig gleiche mechanische Spiel blinder Kräfte, sondern er sieht dahinter einen Drang, der im Wiederholen Neues zeigt, beides faßt er zusammen in dem Wort: „Die Gott-Natur". Ist Gott mit der Natur eins, so entwickelt er selbst sich in ihr, und seine Selbst-

1) Der Vortrag erscheint vollständig in den „Preußischen Jahrbüchern".



entwickelung ist seine Selbstverwirklichung. Sein Ziel ist das Schlußglied der ganzen Entwickelung: Der bewußte Geist im Menschen. Die grundsätzliche Stellung und Aufgabe des Menschen ist also: Gott auf der Erde zu offenbaren, d. h. zu verwirklichen als bewußten Geist.

Welchen Weg geht er dazu? — Seine Naturausrüstung ist ein tierischer Organismus mit den tierischen Seelenkräften: Lebenstrieb und Empfindung. Den Geist erzeugt er daraus durch Steigerung mittels der Sprache. Durch die Sprache gelangt er vom Empfinden zum Denken und so zu Wissenschaft und Kunst oder zu Wahrheit und Schönheit. Beide bilden die Formen, in denen der Geist sich selbst darstellt (erkennt und anschaut).

Sprache, Wissenschaft und Kunst sind das Werk der Geschichte. Diese ist das Ringen der Menschen um den Besitz der Erde, dabei führt die Not zur Bildung der Gemeinschaft, und auf deren Boden tut sich ein neues Feld auf: Die sittlichen Begriffe. Die Tugenden der Aufopferung und Selbstbeschränkung, die Begriffe des Eigentums, der Treue, der Gerechtigkeit, Achtung vor fremdem Leben usw. entstehen aus den Bedingungen des Zusammenlebens. Die Idee der Menschheit als einer geistigen Gemeinbürgschaft und die Forderung der allgemeinen Menschenliebe schließt den sittlichen Horizont ab. An dem so sich bildenden neuen Bewußtseinsinhalt lernt der Mensch sich erst als Geist erkennen und gewinnt die neue Pflicht der Selbstachtung. Nach der asketischen Überspannung des Geistideals im Mönchtum und ihrer Korrektur durch die Reformation fassen wir heute im Goethischen Sinne den Menschen als ein sinnlich-geistiges Wesen auf, und dessen Aufgabe kann nur lauten: Mit den Mitteln der Sinnlichkeit den Geist in der sinnlichen Welt zu verwirklichen und zwar sowohl in sich selbst durch Disziplinierung der Triebe und Leidenschaften, als auch durch Mitarbeit an der Gemeinschaft zur Herstellung der geistigen Gemeinbürgschaft der Menschheit.

Wie vollzieht er diese Arbeit?

Die gemeine Meinung antwortet: Durch den freien Willen, indem er sie sich als Pflicht vorhält. Allein der Wille ist nach naturalistischer Anschauung nicht frei. Er wird vielmehr auf seinen drei Stufen (Trieb, Begehren, eigentlicher Wille) erst in Bewegung gesetzt durch die Empfindung von Lust und Schmerz, durch die Vorstellung des Nützlichen oder Schädlichen, endlich durch die sittlichen Begriffe — wenn diese ins Wertgefühl eingehen und hier als Förderungen oder Hemmungen des Daseins bewußt werden. Der Wille kann also niemals durch die bloße Forderung ver-

sittlicht werden, sondern nur dadurch, daß die sittlichen Begriffe durch Einführung ins Wertgefühl zu bewegenden Kräften, zu „Motiven“ gemacht werden. Dies geschieht durch die Erziehung. Sie geht von der Gemeinschaft aus, für die sie ein Gebot der Selbsterhaltung ist. Hier findet die Pflicht als pädagogischer Hilfsbegriff und die Strafe als pädagogisches Hilfsmittel ihre Stelle. Sind die sittlichen Begriffe durch Belehrung und Gewöhnung ins Wertgefühl eingeführt, so folgt der Wille ihnen automatisch, und dieser Gang wird geregelt durch das Gewissen, das kein Urphänomen, sondern eine rein funktionelle Erscheinung ist.

So wäre die Lösung der sittlichen Aufgabe auf dem bloßen Wege der Natur gesichert, wenn nicht auch die sinnliche Seite im Menschen fortbestände und ihren Einfluß auf den Willen ausübte. In der Tat kann sie infolge von fehlerhafter Naturanlage oder Mängeln der Erziehung die Lösung der Lebensaufgabe verhindern, und dann ist das Leben des Menschen gescheitert. Doch hat auch hier die Natur dem Menschen die Möglichkeit gegeben, sich ihrem Zwange zu entziehen. Sie hat ihm das Bewußtsein gegeben, in dem sich auch die Mechanik seiner inneren Einrichtung zurückspiegelt, und wie er der äußeren Natur durch Anpassung an ihre Mechanik scheinbar unmögliche Wirkungen abringt, so kann er auch in sich Vorstellungen, Empfindungen und Willensantriebe so trennen, verbinden und ordnen, daß aus zerstörenden Leidenschaften Kräfte des Guten werden. Das ist Selbsterziehung, durch Behandlung seiner selbst als Natur, die das Werk der Erziehung vollendet und vom sittlichen Automaten zur sittlichen Autonomie und so zur sittlichen Freiheit führt, in der der Wille nur sittlichen Antrieben gehorcht. Auch hier findet die Pflicht ihre Stelle als ein Hilfsbegriff, durch den der Mensch selbst sich das Ideal vorhält. Da wird Pflicht (nach Goethe): „wo einer liebt, was er sich selbst befiehlt.“

Auf allen Stufen aber erscheint der Mensch als Werkzeug der Selbstentwickelung Gottes durch die Natur, und seine Sittlichkeit ist, wenn er dies erkannt hat, nichts anderes als Werkzeug sein zu wollen.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. Geffcken: **Altchristliche Apologetik und griechische Philosophie.**

Die Betrachtung des Verhältnisses, das zwischen der eine große Menge von Schriften umspannenden christlichen Apologetik und der griechischen Philosophie obwaltet, hat, von aller Teleologie absehend, nur der nüchternen Erkenntnis einer geschichtlichen Entwickelung zu dienen. Die literarische Verteidigung des Christen-

tums steht wie die moralische und apokalyptische Literatur der Christen wesentlich auf jüdischem Boden, und so wird auch ihr Verhältnis zur griechischen Philosophie durch die Anschauungen der jüdischen Hellenisten vorgezeichnet: von den Juden, die ihre Angriffe auf das hellenische Götter- und Götzenwesen der griechischen Philosophie entnehmen, lernen die Christen, sich ihrer Feinde zu wehren, und ebenso wie die Juden, ja mit ihnen, empfinden sie den Konflikt zwischen dem eigenen philosophischen Vorgehen und dem Wesen ihrer neuen geoffenbarten Religion; sie gewinnen einen Ausweg durch die Annahme, die Griechen, so vor allem der jetzt viel gelesene Platon, hätten ihre Weisheit der Bibel zu verdanken. — Freilich haben die Christen diese jüdische Erbschaft nicht en bloc übernommen, sondern, ungebildet wie sie zum großen Teil noch waren, lange Zeit gebraucht, um den von den Juden durchmessenen Weg noch einmal zurückzulegen und in den Besitz der griechischen *παιδεία* zu treten: wie der Stil und die Ausdrucksmittel ihrer Schriften, so ist die Anschauungsweise der Apologien noch ganz unentwickelt, und man darf daher in diesen ersten Apologeten nur dürftige Sophisten, einen niederen philosophischen Klerus erblicken, der durch seine oft mehr als schlechte Vorbildung verhindert wird, mit den gleichzeitigen heidnischen Philosophen, deren Wissen auch oft recht unselbständig ist, Schritt zu halten. Das zeigt sich namentlich in dem Mangel an selbständiger Lektüre Platons, mit dessen Kernstellen man fortwährend operiert, ohne sie aus Platon selbst entnommen zu haben. So lebt dies philosophische Apologetentum der älteren Zeit in der Hauptsache von Exzerptenweisheit und von alten, immer wieder ausgetretenen Gemeinplätzen. Aber man benützt nicht nur die Philosophen, sondern man rechnet sich wieder und wieder zu ihnen, ja man wird auch von den Gegnern als philosophische Sekte betrachtet. Dem widerspricht dann die gehässige Verachtung, die einzelne Apologeten der griechischen Philosophie, deren sie doch nicht entraten können, entgegentragen, widerspricht die oft ausgesprochene Überzeugung, daß jedes alte Weib unter den Christen die heidnische Philosophie auf den Mund zu schlagen vermöge.

Recht bezeichnend ist auch die Stellung der Apologeten zu Sokrates. Der große Athener stand damals wieder im Vordergrunde des ethischen Fragen besonders zugewandten Zeitalters; jeder Dulder im Philosophenmantel sah in ihm sein Vorbild. Nicht anders die Christen; sie berufen sich in ihren Nöten auf ihn und seinen heiligen Unschuldstod. Gleichwohl aber beginnen sie doch bald allerhand an ihm auszusetzen und können nament-

lich nicht darüber hinwegkommen, daß er in seiner Sterbestunde ein Opfer zu vollziehen befohlen habe. Später hat dann das erwachsene Christentum sich dieses seines Nothelfers im heidnischen Lager selbst ganz zu entledigen gewußt.

Mit der Zeit erkannte das Christentum die Notwendigkeit, die Philosophie anders als nur aus Handbüchern zu studieren. Clemens Alexandrinus hat Platon selbst gründlich gelesen, und damit beginnt denn auch die Spekulation. Origenes ist jedem Heiden der Zeit in der Kenntnis der Philosophie gewachsen, und wenn auch bei ihm die alten Widersprüche zwischen dem religiösen und philosophischen Bewußtsein noch nicht ganz fehlen, so löst er sie doch mehr oder minder durch sein selbständiges System auf. Namentlich verdient er Lob, weil er das alte Dogma von der Benutzung der Bibel durch Platon schon weit weniger zuversichtlich weitergibt als manche seiner Vorgänger.

Der common sense der Römer unter den Apologeten läßt die alte, leicht faßliche Weltweisheit wieder aufleben. Namentlich trägt der Apologet Lactanz die Schuld, daß andere als ethische Fragen für ganz unnütz, ja verderblich gehalten wurden. Dies Urteil trifft zuerst die Naturwissenschaft, von der man sich mit der Zeit empört wie von einem Eingriff in Gottes Rechte abwendet. Am Endpunkt dieser Literatur steht Augustin, der größte Apologet des Christentums. Er ist der Freund der Philosophie, der Kenner Platons, den er gleichwohl nicht im Urtexte las; auf Augustins System ist der Athener von beträchtlichem Einflusse gewesen. So setzt der große Afrikaner eine Weltanschauung in die andere um: es gelingt, weil der Platonismus im Heidentum wie im Christentum schon lange gleich mächtig lebte.

Entsprechend der ganzen Zeitrichtung mußten sich die Apologeten mit der Philosophie ihrer Zeit, d. h. ganz besonders mit dem Platonismus auseinandersetzen. Das ist weder ohne Mißverständnisse noch ohne die allerschwersten Widersprüche zum Wesen der christlichen Religion geschehen. Diese Widersprüche sind auch nie beseitigt worden, sie bestanden damals, sie bestehen heute noch. Aber alles historische Leben, alle Entwickelung ist und bleibt ein Kompromiß. Das größte für uns erkennbare Kompromiß der Geschichte aber ist nach Kult, Lehre, Leben das Christentum gewesen.

Dritte allgemeine Versammlung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905, 12 Uhr.

Vorsitzender: Der erste Präsident Schulrat Prof. Dr. Brütt.

Prof. Dr. Wendland teilte das Ergebnis der Kommissionsberatung über die Weidmannsche Stiftung von 1000 Mark mit. Die Summe wird Herrn Prof. Kroll in Greifswald zur Vollendung seiner Ausgabe des Astrologen Vettius Valens zuerteilt, deren Bedeutung der Redner eingehend erläuterte. Darauf las er folgende von der pädagogischen Sektion einstimmig beschlossene Resolution vor:

„Die pädagogische Sektion erklärt es für wünschenswert, daß auf künftigen Versammlungen in noch stärkerem Maße als es erfreulicherweise in Hamburg geschehen ist, Gelegenheit gegeben werde, den Gedankenaustausch zwischen Lehrern der Universitäten und den höheren Lehranstalten über ihre gemeinsamen Interessen zu pflegen."

Der Vorsitzende stellte fest, daß das Plenum sich dieser Resolution anschließt.

Darauf erhält das Wort Prof. Oldenberg aus Kiel zu seinem Vortrage: **Indologie und klassische Philologie.**[1])

Der Vortrag stellt sich nicht die Aufgabe, die sachlichen Zusammenhänge des indischen und klassischen Altertums zu erörtern. Vielmehr beschäftigt er sich in erster Linie mit der Frage, wie die Arbeitsweise des Indologen im Vergleich mit der des klassischen Philologen sich zu gestalten hat. Die Forschungen der Indologie bewegen sich auf einem Terrain, dessen Eigenart von der des griechisch-römischen Altertums durchaus verschieden ist. Damit ist es aber vereinbar, daß die Aufgaben, die es auf beiden Seiten zu lösen gibt, im wesentlichen gleiche Methode verlangen. So erwächst für den Diener der jungen indologischen Wissenschaft die Pflicht, sich die Arbeitstechnik der älteren und gefestigteren Wissenschaft zu eigen zu machen, um sie den Verhältnissen seines Arbeitsgebietes anzupassen. In mancher Hinsicht ist die Indologie doch imstande, der Schwesterwissenschaft die empfangene Förderung zu vergelten. Muß sie darauf verzichten, wie jene, im großen Stil an der Erziehung des Volkes mitzuarbeiten, so kommt doch auch ihr das Recht und die Pflicht zu, dem Weltbild, das nicht nur im Besitz der Spezialisten sein soll, ihre Beiträge zu liefern und damit ein Werk zu tun, dem auch der erzieherische Wert nicht fehlt.

1) Der Vortrag wird in den „Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik" (Leipzig, Teubner) abgedruckt werden.



Darauf wurde der Saal verdunkelt und Herr Prof. Dr. Koepp aus Münster erhielt das Wort zu seinem Vortrage: **Die Ausgrabungen bei Haltern.**

Der Vortragende gab einen kurzen Überblick über die bei Haltern i. W. in nunmehr sechsjähriger Arbeit aufgedeckten römischen Anlagen, in denen man das Kastell Aliso erkennen zu dürfen gemeint hat, und versuchte dann in eingehenderer Darlegung und durch eine Reihe von Lichtbildern von der Art der dort gefundenen Spuren und der Methode ihrer Erforschung eine Vorstellung zu vermitteln. Ein Kärtchen der ganzen Umgebung von Haltern, in dem die bis zu diesem Jahre aufgefundenen römischen Befestigungen verzeichnet waren, befand sich dabei in der Hand der Zuhörer, während eine als Lichtbild gezeigte Karte des wichtigsten Teils des Ausgrabungsgeländes auch die Ergebnisse der eben abgeschlossenen diesjährigen Ausgrabungen aufwies.

Spuren im Sand — Gräben, Pfostenlöcher und Balkenbettungen — sind die einzigen Reste der einst vorhandenen baulichen Anlagen, und deren Untersuchung und Deutung ist um so schwieriger, als oft die Spuren verschiedener einander folgender Anlagen durcheinander gehen, und nur die tief in den Boden hinabreichenden Spuren uns vollständig erkennbar sind, während die minder tiefgehenden, im Humus gelegenen entweder zerstört sind oder doch auch der aufmerksamsten Beobachtung meist entgehen.

Zum Schluß erstattete Prof. Dr. Kehrbach[1]) aus Berlin den **Bericht über die Veröffentlichungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte.**

Zu dem ständigen Programm einer jeden Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gehört nach einem Beschluß der Gießener Versammlung vom Jahre 1885 ein Bericht über die Monumenta Germaniae Paedagogica, der bisher immer von deren Begründer und Leiter, Prof. Dr. Kehrbach in Berlin, erstattet worden ist. Als zur Unterstützung der Monumenta die Gründung der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte auf der Züricher Versammlung 1887 beschlossen wurde und später sich an die Monumenta noch die Texte und Forschungen, die Mitteilungen der Gesellschaft und das große bibliographische Unternehmen „Das gesamte Unterrichts- und Erziehungswesen in den Ländern deutscher Zunge" angeschlossen hatten, erweiterte Kehrbach seinen Bericht über die gesamten Veröffentlichungen und

1) Prof. Dr. Kehrbach, der sich in Hamburg noch vollkommener Frische erfreute, ist am 21. Oktober gestorben.

schilderte dabei auch die sich innerhalb der Gesellschaft bildenden Organisationen. Zunächst weist er darauf hin, daß seit der letzten Philologenversammlung eine Umänderung der Satzungen vorgenommen worden ist, durch die u. a. die Zahl der Veröffentlichungen eingeschränkt und für die noch bestehenden gewisse Veränderungen eingeführt wurden.

Was die MGP. anbelangt, so sind seit der Hallischen Philologenversammlung erschienen: Band 26 und 32, die Pädagogische Reform des Comenius in Deutschland bis zum Ausgange des 17. Jahrhunderts, von dem bekannten Comeniusforscher Prof. Dr. Kvacala in Dorpat. Das Werk besteht aus Briefen, Entwürfen, theoretischen Schriften der deutschen Mitarbeiter an der pädagogischen Reform des Comenius.

Die Ausgabe der Schulordnungen der höheren und niederen Schulen von Hessen-Darmstadt ist abgeschlossen. Die Dokumente zur Geschichte des österreichischen Gymnasiums von der Zeit Maria Theresias bis zur Regierung Franz II. sind in ihrem ersten Band, der die großartigen Reformationen darstellt, die sich an den Namen des berühmten Paters Gratian Marx knüpfen, soeben erschienen und von Prof. Dr. Wottke aus Wien bearbeitet.

Von dem seit zwanzig Jahren begonnenen Monumentewerke „Die Fürstenerziehung im Hause Hohenzollern“, über dessen Gestaltung auf den verschiedenen Philologenversammlungen Bericht erstattet wurde, ist der erste Band, dessen Herausgeber Archivrat Dr. Schuster ist, dem Abschlusse nahe. Diese Arbeiten über Fürstenerziehung sind nicht nur wichtig für die Geschichte des deutschen Unterrichts- und Erziehungswesens, sondern auch für die politische Geschichte, da manche politischen Ereignisse ihre Begründung und Erklärung zuweilen nur finden können in den Grundsätzen, nach denen die Erziehung des Staatsoberhauptes geleitet, und in den Stoffen, die dem jungen Fürsten dargeboten worden sind. Obwohl die Geschichte des Hohenzollernhauses aufs eifrigste erforscht und behandelt worden ist, ist doch die Jugend- und Erziehungsgeschichte noch nicht im Zusammenhang dargestellt worden.

Als nächstes Werk wird die Geschichte des deutschen Handelsschulwesens des 18. Jahrhunderts, bearbeitet von Prof. Dr. Gilow und Dr. Zieger, erscheinen, wobei auch die hervorragende Bedeutung der Hamburger Bestrebungen hervorgehoben werden wird.

Von der großen Pestalozzibibliographie von Oberschulrat Dr. Israel ist der Schluß erschienen und damit ein Werk fertiggestellt, das zum ersten Male das Wesen, Werden und Wirken einer

hervorragenden Persönlichkeit nicht nur an ihren eigenen Werken, sondern auch durch das Verzeichnis der Werke und Aufsätze über diese Persönlichkeit erkennen läßt.

Der Redner kommt sodann noch zu sprechen auf die große Bibliographie des gesamten Erziehungswesens, die leider hat aufgegeben werden müssen; sodann auf die ebenfalls seitdem eingegangenen Texte und Forschungen, die in den „Beiheften" der Mitteilungen ihre Fortsetzung finden; spricht über die Vereinbarungen, die mit den Mitteilungen vor sich gegangen sind; erwähnt unter den „Beiheften" die Ausgabe des Tagebuchs Delbrücks über die Erziehung Friedrich Wilhelms IV. von Preußen und des Kaisers Wilhelm des Großen; schildert die von den Gruppen Bayern, Hessen-Nassau, Pommern und Österreich herausgegebenen Beiträge und kommt damit auf das Wesen und die Betätigung der innerhalb der Gesellschaft bestehenden Gruppen: Anhalt, Baden, Bayern, Hessen. Die Bildung einer hanseatischen Gruppe steht noch in Aussicht. Ferner bespricht er die an der Zentralstelle in Berlin begonnene Inventarisierung der Archive, zu deren gedeihlicher Entwickelung vor allem die Gruppen beitragen können. Da aber ein Interesse an der deutschen Bildungsgeschichte bei den deutschen Schulmännern als selbstverständlich vorausgesetzt werden muß, so wendet er sich an diese mit der Bitte, die Bestrebungen der Gesellschaft zu unterstützen.

Vierte allgemeine Versammlung.

Freitag, den 6. Oktober 1905, $10^3/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Der zweite Präsident Prof. Dr. Wendland.

Der Vorsitzende verlas folgendes, am Tage vorher aus Bremerhaven eingetroffene Telegramm:

Macte animo iam signa viri movistis ad Albim,
Sic qui prisca tenet castra Visurgis ovat.

Civis Romanus.

und fügte folgende metrische Übersetzung hinzu:

Seid mir gegrüßt, Philologen, am Ufer der Elbe versammelt;
Der an der Weser wohnt, bringet Euch Huldigung dar.

Darauf dankte der Vorsitzende der Hamburgischen Geistlichkeit für ihre in klassischem Latein abgefaßte Begrüßungsadresse, und der Teubnerschen Buchhandlung für das der Versammlung gewidmete Handbuch für Lehrer höherer Schulen.

Herr Direktor Wegehaupt teilte mit, daß die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffgesellschaft die Festteilnehmer, welche

noch keine Gelegenheit zu einer Besichtigung eines Schiffes gehabt hätten, zum Besuch des Dampfers „Cap Ortegal" einlade.

Herr Prof. Dr. Klussmann teilte mit, daß die vereinigten Altertumssektionen, die philologische, archäologische und historisch-epigraphische, folgendes Telegramm an das Königl. Italienische Ministerium des öffentlichen Unterrichts abgesandt haben:

All' Onorevole Bianchi
Ministro della Istruzione publica
Roma.

Conventus archaeologorum Hamburgensis regio instructionis italicae ministro salutem; Arae Pacis Augustae restitutionem feliciter incohatam congratulamur; operi magno bonique ominis pleno exitum Romano nomine dignum non defuturum esse confidimus.

Sodann berichtete Herr Hofrat Prof. Mitteis über die Ausführung des in Halle wegen der Papyri Erzherzog Rainer gefaßten Beschlusses; das k. k. österreichische Ministerium habe die Resolution des 47. Philologentages unbeantwortet gelassen.

Der erste Vorsitzende teilte mit, daß er auf eine telegraphische Anfrage bei Herrn Geheimrat Dittenberger die Antwort erhalten habe: „Keine Antwort erhalten aus Wien."

Folgender Antrag der historisch-epigraphischen Sektion wird von der Versammlung angenommen: „Dem hohen k. k. österreichischen Unterrichtsministerium wird die ehrerbietige Bitte unterbreitet, die an dasselbe gerichtete Eingabe der 47. Philologenversammlung, worin um eine gütige Einwirkung des k. k. Unterrichtsministeriums auf beschleunigte Veröffentlichung der Papyrussammlung Erzherzog Rainer gebeten wurde, und auf welche dem Präsidium der Philologenversammlung keine Erledigung zuteil geworden ist, gütigst in Erwägung zu ziehen."

Darauf erhielt Herr Prof. Dr. Reinke aus Kiel das Wort zu seinem Vortrage: **Über Dogmen und Tendenzen in der Wissenschaft.**[1])

Der Vortragende ging davon aus, daß es in der Wissenschaft Parteidogmen gibt wie in der Religion und Politik. Jene Dogmen wuchern um so üppiger, je geringer das wirkliche Wissen in einer Materie ist. Auf dem Gebiete der Biologie stehen zwei solcher Dogmen einander gegenüber im Mechanismus und im Vitalismus.

---

1) Der wesentliche Inhalt des Vortrages ist in der „Deutschen Rundschau" erschienen.

Dem Mechanismus ist das Leben mit Einschluß der menschlichen Geistestätigkeit nur ein Sonderfall anorganischen Geschehens; der Vitalismus glaubt, daß in den Lebenserscheinungen eine besondere Art von Naturgesetzlichkeit hervortritt, die dem Anorganischen fehlt. Diesen im Kampfe liegenden Meinungen gegenüber geht die Ansicht des Vortragenden dahin, daß Mechanismus und Vitalismus einander keineswegs ausschließen, und daß beide Anschauungen nur so lange berechtigt sind, als sie nicht dogmatisch werden und damit die Gefahr der Illusion vermeiden. Dadurch wird das Dogma auf ein Problem zurückgeführt, und im gegebenen Falle liegt der Kern des Problems in der Frage: Können die Ordnung und die Harmonie, in der die auch im Organismus tätigen anorganischen Kräfte zusammenwirken müssen, um das Leben zu erhalten, chemisch oder physikalisch erklärt werden? Auf diese Frage dürfte zurzeit eine endgültige Antwort nicht gegeben werden können. Als heuristisches Prinzip von höchstem Werte, nicht als Dogma, sollte darum der Mechanismus behandelt werden; er wird dann zu einer berechtigten Tendenz biologischer Forschung.

Es gibt in der Wissenschaft aber auch Tendenzen, gegen die Bedenken gerechtfertigt erscheinen. Dahin rechnet Vortragender den sog. Monismus.

Soweit der Monismus uns als logisches Prinzip der Vereinfachung in der Darstellung eines verwickelten Wissensgebietes entgegentritt, ist er zweifellos berechtigt. Sobald er aber reale Mannigfaltigkeiten in der Natur gewaltsam zu einer realen Einheit zu stempeln sucht, wird er bedenklich oder verwerflich. Wenn z. B. ein Chemiker behauptet, die Materie bestehe nicht aus zahlreichen Elementen, sondern nur aus einem einzigen Urelement, oder wenn ein Biologe verkündet, das Leben und die Organisation seien ein rein chemisches Problem, so sind das unberechtigte monistische Dogmen, die aus einer Übertreibung der monistischen Tendenz hervorgehen. Nirgends wird das Bedenkliche einer solchen Tendenz augenfälliger, als wenn man den Gegensatz von Materie und Geist „monistisch zu überwinden“ sucht, wie eine beliebte Formel lautet. Endlich wird auch die monistische Erkenntnistheorie Berkeleys berührt, die in Fichte von neuem gegenüber Kants Dualismus erstand und in den letzten Jahren dem Monismus zuliebe zahlreiche Anhänger gefunden hat. Das heute so mächtige monistische Vorurteil birgt geradezu eine Gefahr für die Wissenschaft in sich, weil es mehr geeignet ist, die Wahrheit zu verhüllen, als sie zu entschleiern.

Freilich müssen wir resigniert zugeben, daß ein absolutes Erkennen dem Menschen versagt bleibt; nur Beziehungen und Abhängigkeiten innerhalb der uns umgebenden Welt der Mannigfaltigkeit festzustellen kann Aufgabe der Wissenschaft sein. Schon wegen dieser Beschränkung bleibt der Mensch das Maß alles Wissens und damit aller Dinge.

Dann verlas der erste Präsident Schulrat Brütt folgende Antwort auf das an Se. Majestät den Kaiser gerichtete Huldigungstelegramm:

> Se. Majestät der Kaiser und König haben Allerhöchst Sich über das treue Gedenken der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner gefreut und lassen vielmals danken. Auf Allerhöchsten Befehl
>
> Der Geh. Kabinettsrat von Lucanus.

Darauf teilte der Vorsitzende einen Antrag der germanistischen Sektion mit.[1])

Herr Prof. Dr. Geffcken verlas einen Antrag der philologischen und indogermanischen Sektion.[2])

Auf Vorschlag des Vorsitzenden wird kein Beschluß über diese Anträge gefaßt, sondern ihr Inhalt den folgenden Vorsitzenden als wertvolles Material zur Berücksichtigung überwiesen.

Das Wort erhielt dann Dr. Ziebarth aus Hamburg zu seinem Vortrage: **Das Schulwesen von Milet.**

Unter den Urkunden, welche bei den Ausgrabungen der Königl. Preußischen Museen zu Milet im Zentralarchiv der Stadt, dem Heiligtum des Apollon Delphinios, entdeckt worden sind, verdient besondere Beachtung eine große Inschrift von 89 Zeilen, welche ein Bild von den Schulverhältnissen in Milet im zweiten vorchristlichen Jahrhundert gibt. Interessante Einzelheiten über die Wahl und Anstellung der Lehrer, über die Gehaltsverhältnisse, über die Amtspflichten der Lehrer, über Schülerreisen, Schulprozessionen nach Didyma und antike Ferienordnung konnte der Vortragende daraus mitteilen und suchte im weiteren Verlauf seiner Darlegungen das Bild von Milets Schulen zu vervollständigen durch Heranziehung der Schulverhältnisse anderer, besonders kleinasiatischer Griechenstädte. Auch über die Einzelheiten des Unterrichtsbetriebes, die verschiedenen Unterrichtsfächer, die Anzahl der Klassen, die Klassenprüfungen geben die Inschriften der Städte Delphi, Teos, Stratonikeia und andere mancherlei Aufschluß. Ganz

1) Vgl. Vierte Sitzung der germanistischen Sektion, S. 117.
2) Vgl. Vierte Sitzung der philologischen Sektion, S. 65.



besonders interessant aber ist der Einblick in die Gymnasien von Pergamon, den die neuesten Ausgrabungen des archäologischen Instituts unter Leitung von Wilhelm Dörpfeld dort ermöglichen. So erweiterte sich der Vortrag zu einem Überblick über das kleinasiatische Schulwesen überhaupt und schloß mit einem Hinweis auf die neuesten Papyrusfunde an antiken Schülerschreibheften im Original.

Nach diesem letzten wissenschaftlichen Vortrage erhielt das Wort Herr Schulrat Brütt und teilte mit, daß das Präsidium der 47. Versammlung in Halle den Betrag von etwa 1000 Mark, der sich als Überschuß ergeben hat, zur Verwendung für einen wissenschaftlichen Zweck überwiesen habe.

Es blieb noch übrig die Wahl des nächsten Versammlungsortes. Herr Schulrat Brütt machte über die am Tage vorher gehaltene Vorberatung, an welcher die beiden Vorsitzenden, Herr Schulrat Prof. Dr. Sander aus Bremen, Herr Prof. Dr. Schenkl aus Graz und Herr Prof. Dr. Körte aus Basel teilgenommen hatten, folgende Mitteilung: Es liegen zwei Einladungen vor, eine aus Prag und eine aus Basel. Bei der Prüfung der beiderseitigen Ansprüche ergab sich aus den Akten folgendes: Graz hat allerdings seine Einladung zuerst erstattet, mußte dieselbe aber später als bloß bedingt bezeichnen, da plötzlich Schwierigkeiten aufgetaucht waren, an denen weder der Stadt Graz noch denjenigen, welche die Abhaltung der Philologenversammlung anstrebten, irgendeine Schuld beigemessen werden kann. Die Beseitigung dieser Schwierigkeiten gelang erst so spät, daß, als endlich die definitive Einladung erlassen werden konnte, eine solche in durchaus unbedingter Form bereits von Basel eingetroffen war. Unter diesen Umständen mußte die Kommission Basel die Priorität erkennen.

Darauf trug Herr Prof. Schenkl in warmen Worten die Einladung von Graz vor, und spricht den Wunsch aus, die Versammlung möge, wenn nicht 1907, so doch 1909 nach Graz kommen.

Der Vorsitzende erklärt, die Energie der österreichischen Freunde könne nicht genug gerühmt werden, und er hoffe, daß die Einladung nach Graz später Erfolg haben werde. Am heutigen Tage dürfe aber kein anderer Beschluß gefaßt werden, als über den Ort der nächsten Tagung.

Darauf erhält das Wort Herr Prof. Körte aus Basel und lädt die Versammlung nach der alten Humanistenstadt ein, in welcher vor 58 Jahren zum letztenmal eine Philologenversammlung getagt hat.

Es wird als Ort der 49. Versammlung Basel gewählt.

Der Vorsitzende stellt fest, daß Herr Prof. Körte der erste Vorsitzende der 49. Philologenversammlung sein wird und die Wahl des zweiten Vorsitzenden den Baslern überlassen bleibt.

Dann nahm er das Wort zur Schlußrede:[1])

Die wertvollsten Eindrücke wie Strahlen in einem Mittelpunkte zu sammeln, die charakteristische Physiognomie dieser Versammlung zu bestimmen, den gemeinsamen Gefühlen, die uns am Ende der Arbeits- und Festtage bewegen, einen Ausdruck zu geben, das, hochgeehrte Versammlung, ist die sehr lockende, aber auch schwierige Aufgabe des letzten Redners. Erwarten Sie nicht von mir ein ausführliches Eingehen auf den reichen Inhalt der Verhandlungen. Denn diese Stunde, da wir noch ganz unter der Fülle frisch empfangener und sich drängender Eindrücke stehen, scheint wenig geeignet zur sinnenden Überschau über den Gesamtertrag unserer Arbeit, zu der uns alle später der gedruckte Bericht einladen möge. Und der wertvollste Gewinn dieser Tage, der Widerhall des lebendigen Wortes in den Seelen der Hörer, die oft unbewußt fortwirkende Kraft der Gedanken, die ganze Summe von Antrieben und Anregungen zum Nachdenken und Weiterforschen, die aus der Debatte, aus dem persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch sich ergibt, dieser beste Gewinn entzieht sich jeglicher Berechnung und Abschätzung. Vor allem aber schiene es mir eine Undankbarkeit und eine Anmaßung, wollte ich eine Art Gesamtbilanz unserer Verhandlungen ziehen, eine Undankbarkeit, da solche Abrechnung ein schlechter Lohn für die aufopfernde Mühe aller Mitwirkenden wäre, eine Anmaßung, da solcher Versuch des einzelnen Kraft und Fähigkeit überstiege.

Aristoteles hat einmal den Gedanken ausgesprochen, in wenigen Jahren hätten alle Wissenschaften so bedeutende Fortschritte gemacht, daß man erwarten dürfe, die Wissenschaft werde in kurzer Zeit zum vollendeten Abschlusse gebracht werden. Eine kühne Prophezeiung! Man mag sie entschuldigen mit dem berechtigten Stolz auf den Aufschwung, den seit Sokrates die Wissenschaft in all ihren Zweigen genommen hatte, entschuldigen mit der Größe seiner eigenen Leistungen auf allen Forschungsgebieten seiner Zeit. Aber doch eine Prophezeiung, die die Geschichte widerlegen mußte! Einen tieferen und weiteren Blick hat Platon bewährt, wenn ihm im Gastmahl die Wissenschaft erscheint als weites, wogendes Meer,

1) Vgl. die Broschüre: Paul Wendland, Schlußrede der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner nebst einem Zukunftsprogramm. Leipzig, Teubner, 1905.



aus dem der einzelne immer nur einzelne Tropfen auszuschöpfen vermag.

Das ist auch die moderne Anschauung. Mit der Auflösung einer Metaphysik, die einst die anerkannte Grundlage und das gemeinsame Band der Einzelwissenschaften bildete, die eine große erzieherische Aufgabe erfüllte, aber — die Philosophen sagen es uns selbst — keine Zukunft mehr hat, mit der Eröffnung immer neuer Forschungsgebiete, mit der Abzweigung neuer Disziplinen von den älteren, mit der fortschreitenden Arbeitsteilung und Spezialisierung ist das Bewußtsein der Unendlichkeit der Wissenschaft gewachsen. Gewiß, es wirkt erhebend; denn es scheint uns den im allgemeinen aufsteigenden Fortschritt der geistigen Entwickelung der Menschheit zu verbürgen. Aber der wäre doch kein echter Jünger der Wissenschaft, dem sich dies Bewußtsein nicht auch zuzeiten mit niederdrückender Gewalt aufdrängte. Wohl ist die Achtung vor allen echten Äußerungen der Wissenschaft gestiegen, die auf andere vornehm herabblickende Überschätzung des eigenen Faches, der Dünkel des Spezialisten hat im allgemeinen abgenommen, und das ist ein sittlicher Gewinn, wie ein sittlicher Gewinn auch die Erhöhung der Forderungen an Strenge der Methode und Wahrhaftigkeit ist. Aber wir alle empfinden die Schwierigkeit, dies Surrogat eines allgemeinen Respektes vor der Wissenschaft zu ersetzen durch ein tieferes Verständnis für den inneren Zusammenhang alles Forschens und die Einheit seiner letzten Ziele; wir alle wissen, daß dem einzelnen die Universalität völlig verloren ist, die früher den größten Geistern wenigstens erreichbar war und kleineren als ein erhebendes Ideal vorschweben konnte. Aber erfreulicherweise sehen wir doch bescheiden, aber verheißungsvoll die stetig wachsende Macht universaler Tendenzen, die den trennenden und isolierenden Kräften entgegenwirken, gerade auf dem festen Grunde der Einzelwissenschaften sich erheben.

Die Philosophie ist mit diesen in fruchtbare Berührung getreten. Natur- und Geisteswissenschaften sehen wir jetzt auf weiten Gebieten erfolgreich zusammenwirken und sich ergänzen, beide sehen wir trotz oder gerade wegen der Verschiedenheit ihrer Methoden an der Erforschung der Gesetze und Bedingungen unserer Erkenntnis beteiligt. Und es ist eine für unsere Zeit charakteristische Erscheinung, daß die einzelnen Disziplinen sich auf ihre letzten Prinzipien und allgemeinen Gesetze besinnen, daß sie ihre eigene Methode zum Objekt theoretischer Untersuchung erheben, daß Versuche zu einer allgemeinen wissenschaftlichen Methoden-

lehre gemacht werden können. In dem allen spricht sich, meine ich, eine erfreuliche Tatsache aus: Der wissenschaftliche Fortschritt schafft keineswegs, wie es dem oberflächlichen Blick erscheinen möchte, nur neuen Ballast des Wissens; er bedeutet vielmehr stets eine Reduktion und Vereinfachung des Stoffes, die auch dem ferner Stehenden die Teilnahme an den letzten Ergebnissen ihm fremder Forschungsgebiete erleichtert. Und vor allem auf eins möchte ich hinweisen, daß die fortschreitende Teilung der Disziplinen doch nicht nur die Gefahr geistiger Zersplitterung und einer Verengerung des Sinnes gebracht hat, daß vielmehr gerade die liebevolle und treue Erforschung einzelner Zweige ihre enge Verbindung und innige Gemeinschaft schärfer hat erkennen lassen. Eine Universalität, die uns im ganzen verloren ist, sehen wir wenigstens in den Grenzen einzelner Bezirke der Wissenschaft mit Erfolg erstrebt. Ziele und Aufgaben der Wissenschaft werden weiter gefaßt, die Wechselwirkung benachbarter Arbeitsgebiete wird hergestellt, die den einzelnen Disziplinen früher willkürlich gesetzten Schranken und Zäune werden beseitigt, die disiecta membra wachsen zu einem lebendigen Organismus zusammen. Haben wir keinen Kosmos der Wissenschaft, so sehen wir doch Mikrokosmen entstehen.

In der Geschichte der Altertumswissenschaft wenigstens zeigt sich diese universale Tendenz wirksam; und wenn ich an die Grundzüge dieser Entwickelung erinnere, so hat es vielleicht für die Vertreter anderer Wissenschaften einen Reiz, auf ihrem Gebiete ein analoges Wachstum nachweisen zu können. Droysen erschließt den früher als Periode des Verfalls verachteten Hellenismus dem geschichtlichen Verständnis, und jetzt fördert von Jahr zu Jahr die Arbeit des Spatens ein reiches Material zur Kenntnis der hellenistischen Kultur ans Licht des Tages. Was bedeuten uns heute allein die Namen Pergamon, Magnesia, Priene, ja Arsinoe und Oxyrynchos! Aus dem Schutte der Tradition hat Mommsen das Römertum zu neuem Leben erweckt, und jetzt erkennen wir immer schärfer, wie diese Tradition einem Palimpseste mit oberer griechischer Schrift gleicht, d. h. wie das römische Wesen in Literatur und Sprache, in Religion und Kunst, in Sitte und schließlich auch in seiner ursprünglich ganz originalen Schöpfung, im Recht, unter dem bestimmenden Einflusse des Hellenismus sich entwickelt hat. Die Bedeutung der römischen Kaiserzeit ist wieder erkannt und die christliche Entwickelung, ohne Verkennung ihres neuen Ausgangspunktes, in den weiteren geschichtlichen Zusammenhang gerückt worden. Und so gewahren wir eine große Kontinuität

der Entwickelung, die vom klassischen Griechentum über den Hellenismus, Römertum, christliche Kirche bis zu den Grundlagen der modernen Kultur führt. Und welche Weiten des Blickes haben sich vollends nach oben durch die Offenbarung der großen orientalischen Kulturen und durch die noch vor kurzem verspottete prähistorische Forschung eröffnet!

Auf literarhistorischem und sprachgeschichtlichem Gebiet hat sich dieselbe Ausweitung der Forschung vollzogen. Byzantinische und mittellateinische Philologie haben wir neu erstehen sehen. Und so wenig wir auf Werturteile verzichten wollen, längst erkennen wir hellenistische und christliche, mittelgriechische und mittellateinische Literatur als würdige Forschungsgebiete an, in denen auch der klassische Philologe mindestens so weit heimisch sein muß, um die Tradition antiker Schriftwerke übersehen zu können. Und wie die Sprachgeschichte rückwärts durch die vergleichende Sprachwissenschaft, in deren Mitte immer mehr das Griechische als die beharrlichste Sprache gerückt ist, sich erweitert hat, so hat sie auch vorwärts einen erfreulichen Zuwachs erfahren. Die lateinische Sprachgeschichte hat in der Erforschung der romanischen Sprachen ihren natürlichen Abschluß gefunden. Und die Geschichte der griechischen Sprache erscheint uns heute als zusammenhängende Einheit, die aus der Zersplitterung der Dialekte vom Ansatz einer Gemeinsprache im Ionischen durch das Attische, Hellenistische, Mittelgriechische bis ins Neugriechische führt. Und wir sehen, wie der durch gelehrte Pedanterie zu Augustus' Zeit geschaffene Dualismus der Schrift- und Volkssprache sich bis in die Gegenwart fortsetzt und in den inneren politischen Kämpfen des modernen Griechenlands verhängnisvoll nachwirkt.

Auch die Betrachtung der antiken Kunst als Einheit ist gewichen der allmählich zuwachsenden Erkenntnis einer vielgestaltigen Entwickelung, deren wichtigste Epochen durch die Parthenonskulpturen, die Ägineten, zu denen dann so viele andere bedeutende Zeugen der archaischen Kunst hinzugekommen sind, Pergamon, die mykenische Kultur offenbart wurden. Verheißungsvolle, wenn auch noch zum Teil tastende Versuche erforschen gerade jetzt hellenistische, römische, orientalische Kunst in ihren geschichtlichen Beziehungen und Wirkungen. Und je mehr die Forschung den erstaunlichen Reichtum der antiken Entwickelung durch lehrreiche Vergleiche mit der oft überraschend analogen modernen aufhellt, je mehr sie die die Antike mit dem Mittelalter verbindenden Fäden aufweist — Warburg und Stettiner haben uns in diesen Tagen die wertvollsten Beiträge geliefert —, um so mehr sehen wir

unsere Archäologie mit der modernen Kunstgeschichte in die innigsten Beziehungen treten.

Ich will nicht davon reden, wie wir jetzt die früher so verpönten ethnographischen Parallelen, die unendlich bereicherte Kenntnis primitiver Kulturen zur Aufhellung der antiken Religions- und Sittengeschichte verwerten, nicht davon, mit welchem Erfolge jetzt besonders jüngere Philologen die Geschichte der Fachwissenschaften, Mathematik und Astronomie, Technik und Mechanik, Medizin und Botanik ausbauen und die grundlegenden Aufgaben schaffen, leider mit geringer Teilnahme der Fachforscher.

Welche Fülle der Aufgaben ist durch diese Ausweitung der Forschung, die die Geschichte unserer Versammlung sehr deutlich widerspiegelt, uns zugewachsen, welche Fülle besonders durch die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der verschiedenen Kulturgebiete! Denn Religion und Recht, Literatur und Sprache, Kunst und Wissenschaft sind Offenbarungen desselben Volkstumes, Teile einer Gesamtentwickelung, die, aus einer Wurzel entsprossen, nur aus dem gemeinsamen Grunde zu begreifen und darum nicht isoliert zu betrachten sind.

Kein Altertumsforscher kann sich heute rühmen, daß er die volle Herrschaft über diesen Mikrokosmos besitze; ein jeder weiß, daß, an dem Ideale gemessen, dem unsere Arbeit als letztem Ziele zustrebt, all sein Wissen und Können Stückwerk ist. Aber daß sich die Forschung als Ideal ein Gesamtbild der griechisch-römischen Kultur, das zugleich ihren Zusammenhang mit der modernen darzustellen hätte, vorstellt, daß heute viele in dem Bewußtsein arbeiten, Bausteine zu diesem großen Gesamtgefüge zu liefern, ist eine höchst erfreuliche Erscheinung. Denn wie das sittliche Handeln, so wird auch das Forschen durch nichts so sehr gefördert wie durch hohe Ideale.

Sie sehen, die klassische Philologie ist nicht mehr oder doch nicht mehr n u r klassisch, sie studiert Geschichte, Literatur, Sprache, Kunst nicht mehr nach einer durch subjektives und ästhetisches Urteil bestimmten Auswahl. Nicht der Willkür des Geschmackes, sondern dem Objekte entnimmt sie Umfang, Ziele, Forderungen der Forschung.

Ich weiß, daß auch in anderen Zweigen der Wissenschaft solche universale Tendenzen wirksam sind und daß unsere naturwissenschaftlichen Kollegen die Wechselbeziehungen der Gebiete ihres Bereiches in ähnlichen Wendungen darstellen. Aber diese Einigung und Verbindung der freundnachbarlichen Interessen bedarf besonderer Organe und Institutionen. Wie die Universitäten,

Akademien, gelehrten Gesellschaften diesen einigenden und universaleren Tendenzen dienen, so wollen es in bescheideneren Grenzen auch die gelehrten Wanderversammlungen tun. Förderung der Einzelwissenschaften und Zusammenfassung, das sind die beiden Tendenzen unserer Versammlung. Die erste ist in zwei sehr beachtenswerten Resolutionen der Sektionen mit vollem Rechte betont worden, die zweite ist vornehmlich in den allgemeinen Sitzungen, aber auch in der pädagogischen Sektion in erfreulichster Weise zum Ausdruck gekommen. Das rechte Gleichgewicht dieser Interessen herzustellen, das ist die schwierige Aufgabe, deren die Leiter dieser Versammlung zu walten haben. Möge die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in beiden Richtungen segensreich gewirkt haben! Mögen wir von ihr heimkehren, bereichert an Einzelkenntnissen und Wissensstoff, aber auch den Blick gerichtet auf weitere Ziele, sei es der Forschung, sei es unserer inneren Durchbildung, den Blick geschärft für die unleugbaren Gefahren der Einseitigkeit moderner Spezialforschung, mit dem sittlich erziehenden Bewußtsein, daß, mit Mommsen zu reden, des einzelnen Wissenschaft kein Kreis, sondern ein Kreisabschnitt ist, der der Ergänzung durch andere bedarf, daß unser Zweig der Wissenschaft wie seine Nachbarzweige aus einer Wurzel erwachsen sind und ihr das Leben danken.

Aber, hochgeehrte Versammlung, wir sind nicht nur Gelehrte und Jünger der Wissenschaft, wir dienen auch einem anderen, gleich edlen und verantwortungsvollen Berufe. Die höhere geistige Bildung und damit die Zukunft unserer Nation ist in unsere Hände gelegt, und so ist unsere Versammlung auch berufen, über Wege, Methoden und Ziele der Jugendbildung zu beraten. Ich glaube die Überzeugung aussprechen zu dürfen, daß gerade die Hamburger Versammlung durch das Zusammenwirken von Lehrern der Universität und der höheren Schulen zu einer sehr anregenden Behandlung wichtiger Fragen unserer Schulbildung und zu einem fruchtbaren Gedankenaustausch geführt hat. Denn sehr wesentlich beruht doch die Existenzberechtigung unserer Versammlung auf der Überzeugung, daß Universität und Schule eine höhere Einheit darstellen, daß sie aufeinander angewiesen und voneinander abhängig sind, daß Geschichte und Schicksale beider aufs engste verflochten sind. Wir wissen, daß es zwischen Vertretern der Universität und Schule hier und da an Spannungen und Kämpfen nicht gefehlt hat. Gelehrte der Universität haben mehrfach in zu raschem Ungestüm Umfang des Lehrstoffes der Schulen und Methoden des Unterrichts nach dem Fortschritte der Wissenschaft bestimmen

wollen und damit die ruhige Fortentwickelung des Schulwesens gefährdet. Schulmänner haben den Lehrbetrieb der Universitäten öfter zu einseitig nach den Bedürfnissen der Schule zu beschneiden und zu beschränken gesucht und nicht immer die Überzeugung geachtet, daß die gründlichste wissenschaftliche Durchbildung auch die besten Lehrer schaffe. Unsere Versammlung ist der Boden, auf dem auch solche Gegensätze ausgekämpft werden sollen, und auch für sie gilt die alte Wahrheit, daß der Krieg aller Dinge Vater ist und alles zum Leben führt. Aber selbst in der von jeher streitbarsten aller Sektionen, der pädagogischen, ist der Kampf, ich denke auch auf dem Gebiete der religiösen Anschauungen, stets eine *ἀγαθὴ ἔρις* gewesen. Und mit besonderer Freude möchte ich dem Gefühl Ausdruck geben, daß wir bei den Verhandlungen über die Stellung der Natur- und Geisteswissenschaften in der Schule, über das Verhältnis von Universität und Schule in der Verständigung ein gutes Stück weiter gekommen sind, daß die Debatten zeugten von dem redlichen Streben, den anderen zu verstehen und ihm Raum zu geben, vom Standpunkte einer weiten Überschau über die Gesamtheit der Bildungsinteressen die einzelnen Fragen zu behandeln. Bei den echten Philologen war die Anschauung weit verbreitet, daß es zum guten Ton gehöre, sich von der pädagogischen Sektion fern zu halten. Wer etwa mit diesem Vorurteil in ihre Sitzungen gekommen ist, wird aus einem Saulus ein Paulus geworden sein. Denn vielleicht haben sich in dieser Sektion die wichtigsten Aktionen vollzogen. Hier konnte man die Zeitströmungen und Stimmungen belauschen, den Zusammenhang der Schulfragen mit den höchsten Problemen der Weltanschauung und der Zukunft unserer Kultur erkennen, hier wurde, ich wage es zu hoffen, in dem lebhaften Wunsche eines regen Gedankenaustausches zwischen Lehrern der Universitäten und der höheren Lehranstalten, der die Verhandlungen wie ein Leitmotiv durchzog und in dem von uns allen angenommenen Beschlusse seinen Ausdruck fand, ein neues und verheißungsvolles Programm gewonnen.

Wenn die literarische Fehde die Gefahr des Mißverstehens, der Verkennung und persönlichen Verbitterung einschließt, so hoffe ich, jeder im Konzerthause ausgefochtene Streit wird, wenn auch nicht zu völliger Harmonie und Auflösung aller Dissonanzen, so doch zur Verständigung und Annäherung der Meinungen führen, wird über alle Niederungen des Persönlichen sich zum reinsten Interesse an der Sache erheben, der wir alle nach bestem Wissen und Gewissen dienen wollen. Denn in dem Gefühl der Zusammen-

gehörigkeit haben wir uns vereint und haben uns achten gelernt, auch wenn wir uns widersprechen mußten. Möge dies Bewußtsein der Zusammengehörigkeit in diesen Festtagen gekräftigt sein! Mögen alte Bande erneuert und neue geschlungen sein, die fürs Leben vorhalten! Mit diesem Wunsche, in dem wahren Gefühl der Wehmut, das zugleich der beste Ausdruck unserer Dankbarkeit ist, mit der Hoffnung des Wiedersehens in Basel rufe ich Ihnen allen ein herzliches Lebewohl zu!

Es erhält nun das Wort Schulrat Sander aus Bremen und dankt im Namen der Versammlung den Rednern, besonders den Hamburgern und Kielern, der Stadt und dem Staate Hamburg, und vor allem dem Triumvirate, dem Ehrenvorsitzenden und den beiden Präsiden, und fordert die Anwesenden zu einem Hoch auf das Präsidium auf.

Dann schloß der Vorsitzende die Versammlung mit einem Hoch auf den Senat und die Bürgerschaft von Hamburg.

Philologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags 2 Uhr 15 Minuten.

Auf Vorschlag des Obmanns Prof. Dr. Sudhaus aus Kiel wird unter Zustimmung aller Anwesenden Prof. Dr. Geffcken (Hamburg) zum Vorsitzenden gewählt, zu Schriftführern Dr. Schultz (Göttingen) und Dr. Müller (Hamburg).

Die indogermanische Sektion nahm an der Sitzung teil.

Herr Gercke sprach über: **Dialekt und Heimat Homers.** Er suchte, in wesentlichen Stücken mit P. Cauer übereinstimmend, das Richtige und Bleibende der Fickschen Theorie herauszuschälen und zu sichern, und zugleich diese Fickschen Beobachtungen und die unmittelbar daraus zu gewinnenden Schlüsse in den Rahmen der historischen Vorgänge einzuspannen. Die sprachliche Entwickelung der Jas setzt folgende Reihen voraus:

πυλά́ων	*᾿Ατρεΐδᾱο*	*ἀμμές* (lesb. *ἄμμες*)
		ἀμές
πυλήων	*᾿Ατρεΐδηο*	*ἠμές*
πυλέων	*᾿Ατρεΐδεω*	*ἡμεῖς* (Analogiebildung)
πυλέων (Synizese)		

Im Homer fehlte die Übergangsstufe mit *η* (sowie *ἄμες*), obwohl die Formen metrisch den älteren gleichwertig sind und daher ebenso wie Nom. S. *πύλη* und *᾿Ατρεΐδης* hätten entwickelt werden müssen, wenn die epische Sprache Reflex einer lebendigen Sprache wäre. Die Lücke beweist das Gegenteil: die Formen eines fremden Dialektes sind den kleinasiatischen Ioniern in gebundener Form bekannt geworden, als sie selbst bereits jene Übergangsstufe mit *η* überwunden hatten und *πυλέων* sprachen, als sich auch ein *ᾰ* schon neu bildete oder gebildet hatte (z. B *πᾰσέων* aus *πανσήων*, *πανσᾱων*). Das ist eine Analogie zu der Geschichte des epischen Verses, wie sie von Wilamowitz erschlossen hat: der

daktylische Hexameter der Aioler wurde von den Ioniern übernommen, ausgebildet, gegliedert und mit dem Ersatze von Daktylen durch Spondeen belebt (nicht umgekehrt ist — durch ⏑⏑ ersetzt worden). Die alten aiolischen Formen sind im epischen Verse an den daktylischen Rhythmus gebunden und dadurch namentlich im Versschlusse erhalten geblieben.

Die Epoche der Herübernahme der aiolischen Heldenlieder kann nicht wohl später angesetzt werden, als um die Wende des ersten Jahrtausends, der Beginn des Jas (ᾱ zu ä) spätestens um 1300—1200 [ä zu η und bisweilen ε 11. Jahrhundert?]. Die dorische Besiedelung von Kreta, Rhodos usw. scheint im 10. Jahrhundert erfolgt zu sein; dadurch wurde der arkadisch-kyprische Volksstamm getrennt und Kypros isoliert, wie dessen Silbenschrift u. a. zeigt. Die Erfindung der griechischen Buchstabenschrift ist noch jünger (um 900?).

Die aiolischen Formen des Epos sind von Fick wahrscheinlich in einer zu jungen Sprachphase hergestellt worden, auch ist der nordaiolische Dialekt nicht allein bestimmend gewesen: man muß die Frage offen lassen, ob die Aioler um 1000 nicht noch λύονσι sprachen. Eine Herstellung gesonderter lesbischer und kyprischer Partien des Epos ist ebenso unmöglich, wie die rein ionischer Stücke; übrigens müßten die altaiolischen Stücke auch in Daktylen hergestellt werden. Die Ionier haben niemals die rudimentären Formen ganz beseitigt, aber auch in dem, was wir vom Epos besitzen, niemals rein angewendet, ohne Beimischung fester Ionismen.

Der mythische Inhalt des Epos zeigt eine Sammlung und Mischung von Sagen aller vordorischen Stämme. Die Vereinigung und Verarbeitung heterogener Stoffe fand in den Sängerschulen der Ionier statt, ihr Resultat ist das große hellenische Epos. Die Krieger der Aiolerstämme haben aller Wahrscheinlichkeit nach nur den Ruhm ihrer Helden, Ahnen und Götter in kleineren Heldenliedern und Hymnen besungen: das waren Vorläufer des Epos, stofflich wie formell noch beschränkt und unbeholfen. Dann kommt der in der Sprache nachgewiesene Riß, und jenseits etwas Neues, Großes, Vollendetes: das ionische Epos. Homer war ein Ionier.

In der Diskussion schließt sich Herr Leo dem aus der metrischen Natur des aiolischen Verses entnommenen Argument gegen die Ficksche Rückübertragung an, weist aber darauf hin, daß das Eindringen des Spondeus in den epischen Vers bereits in der aiolischen Zeit begonnen haben kann, und zwar von den Eigennamen aus, wodurch die Ansetzung eines Bruches der neuen mit der ursprünglichen Technik problematisch wird.

Um 3 Uhr erhält Prof. Dr. Skutsch (Breslau) das Wort; er behandelt: **Einzelfragen aus der lateinischen Syntax.**

Der Vortragende betont, daß die Probleme der Syntax in engstem Zusammenhang mit denen der Lautlehre und Morphologie stehen. Gerade darum ist die Darstellung der lateinischen Syntax bisher so unbefriedigend. Denn die Linguisten haben sich um diesen Teil der lateinischen Grammatik bisher nur selten gekümmert, den Philologen aber fehlt es nahezu durchweg an lautlich-morphologischen Kenntnissen. Wer solche mitbringt, findet nicht nur für alte syntaktische Probleme ohne weiteres eine einfache Lösung, sondern auch für bekannte Erscheinungen mit Hilfe der Etymologie besonders wichtige neue Belege. Diese allgemeinen Sätze wurden mit Beispielen aus der Syntax des Nomens erhärtet, und zwar wurde behandelt: I. aus der Adjektivierung des Substantivs a) die alte Gleichung vetus 'alt' = griech. ἔτος 'Jahr' mit neuer Begründung, b) die Verbindung victricia arma, ultricia tela; II. aus der Kasuslehre a) Nominativus pro vocativo, b) Genetivus partitivus bei Adverbien (viri largitor), c) foris foras, d) refert.[1])

Schluß der Sitzung 3 Uhr 50 Minuten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Prof. Dr. Otto Schröder (Berlin) erhält das Wort zu seinem Vortrag: **Das Teichoskopieduett in Euripides' Phoenissen** (103 bis 192).

Der Vortragende gab an der Hand eines an die Zuhörer verteilten Abdrucks eine rasche Übersicht über den Inhalt, besprach kurz zwei Textstellen (104 [ποδός], 186 < εὔχεται >) und ging dann über zur metrischen Analyse. Es ergaben sich ihm, wie er meint, bei unbefangener Betrachtung des tatsächlich Gegebenen, statt der Hermannischen vierzehn Strophen mit untermischten jambischen Trimetern, zwei im Umfang (je von 139 Hebungen) genau übereinstimmende und inhaltlich wie metrisch frei respondierende Stollen 103—110, 111—130 und 131—138. 158—174, diese, den letzten Gegenstollensatz (Polyneikes) umrahmend und inhaltlich wie metrisch sich scharf abhebend, Stollen (Parthenopaios) und Gegenstollen (Kapaneus) des Abgesangs (je 100 Hebungen). Er schloß mit der Aufforderung an die Metriker, doch endlich ganze Arbeit

1) Eine ausführlichere Wiedergabe des Vortrags wird teils in Wölfflins Archiv XV, Heft 1, teils wohl in den „Neuen Jahrbüchern" erscheinen.

zu tun und sich nicht zu begnügen mit einer oft ganz äußerlichen Etikettierung der Verse und Kola, sondern diese stets in ihrem Zusammenhang und ihrer Wechselbeziehung zu untersuchen und so ihre Funktion festzustellen, endlich mit einer Warnung an gewisse Textkritiker vor der Rache der nunmehr von der kleinsten Volksliedstrophe bis in die Bravourarien nachgewiesenen Binnenresponsion.

Leo bestreitet die Berechtigung, für die responsionslose Lyrik des jüngeren Dramas neben der Gliederung nach inhaltlich gesonderten und metrisch variierten Abschnitten irgendwelche Responsion anzunehmen. Die gefundenen Zahlen verlieren ihren Wert dadurch, daß der Vortragende nach Hebungen rechnet statt, wie es im Falle der Berechtigung des ganzen Verfahrens geschehen müßte, nach Metra.

Schröder: Die Hebungszahlen seien nur bequemlichkeitshalber gesetzt, statt der meistens wohl rationelleren Metrenzahlen, um die Bruchzahlen zu vermeiden. Die Musik könne, nach allem, was wir jetzt wissen, hier überall nur eine untergeordnete Rolle gespielt haben, von fern illustrierend, jedenfalls die allzu scharfen Lichter meidend.

Leo: Wenn nach Metra gerechnet werde, so bestehe kein Recht, den Dochmius für mehr als ein Metron zu zählen.

Schröder: Er hoffe es demnächst wahrscheinlich zu machen, daß der Dochmius aus einer Halbierung des asklepiadeischen Trimeters entstanden sei. — Daß es übrigens mit einer bloßen Summierung der Hebungs- oder der Metrenzahlen nicht getan sei, lasse sich hier recht anschaulich machen durch Vergleichung einer anderen Gliederung: 103—149 und 150—192, zwei Riesenstollen je zu 239 Hebungen, wobei namentlich auch das Enjambement störend sei zwischen Frage (*τίς δ' οὗτος*) und Antwort (*ὅδ' ἐστὶ Παρθενοπαῖος*), während bei der vorgeschlagenen Gliederung die großen metrischen Einschnitte stets auch Sinneseinschnitten entsprächen, selbst 157/58, wo die Fuge wohl mitten in eine Rede der Antigone falle, aber doch in eine dramatisch durch vergebliches Spähen und Suchen, sprachlich durch plötzliche und eindringliche Anrede an den Paidagogos und metrisch durch Hiat und leisen Wechsel des Versmaßes angezeigte Pause.

Prof. H. Schenkl (Graz) macht bezüglich eines der vom Vortragenden angenommenen Abschnitte darauf aufmerksam, daß hier nicht bloß die Person des Sprechenden dieselbe bleibe, sondern daß auch durch den gemachten Einschnitt eine deutliche Anaphora in zwei Teile zerrissen werde. Dazu komme,

daß die beiden Verse, der abschließende und der beginnende, dem Sinne nach vollständig äquivalent sind, so daß ohne Schaden für den Gedanken der eine oder andere getilgt werden könnte. Liege hier eine Dittographie vor, so sei sie vielleicht auf Rücksichten des musikalischen Vortrages zurückzuführen und vermutlich sehr alt.

Hierauf erhielt Prof. Schenkl (Graz) das Wort zu seinem Vortrag: **Predigt und Schriftstück in der lateinischen Patristik des 4. Jahrhunderts.**

Der Vortragende erklärte, sich in seinen Ausführungen im wesentlichen auf die Predigten des Ambrosius, als eines der hervorragendsten Kanzelredner des 4. Jahrhunderts, beschränken zu wollen. An einer besonders schlagenden Stelle wurde nachgewiesen, daß Ambrosius auch in der Form seiner Predigten von den kleinasiatischen Kanzelrednern, namentlich Basilius dem Großen, vielfach abhängig ist; anderseits befolgt er in der Erklärung der heiligen Schrift die Grundsätze und Überlieferung der grammatisch-kritischen Exegese, wie sie in der Schulpraxis an den heidnischen Texten seit alter Zeit geübt wurde. Diese Erklärungsweise wurde auch von weltlichen Gelehrten auf christliche Schriften ausgedehnt, wie z. B. von dem Rhetor Victorinus, der in Rom tätig war, als Ambrosius dort seine Ausbildung empfing; und es ergibt sich das überraschende Resultat, daß Ambrosius, der ja bekanntlich vom Statthalterposten auf den Bischofssitz berufen wurde, schon als Laie mit der Heiligen Schrift und ihrer Erklärung vertraut sein konnte und es höchst wahrscheinlich gewesen ist. Die tiefgehende Wirkung der Predigten des Ambrosius erklärt sich zum großen Teile aus seiner imponierenden Persönlichkeit, sodann aber auch daraus, daß die Zuhörerschaft in Mailand im ganzen auf einem tieferen Bildungsniveau stand.

Prof. Leopold Cohn (Breslau) bemerkt ergänzend, daß die Art und Weise der Benutzung der Quellen sich ebenso charakteristisch im Verhältnis des Ambrosius zu Philo von Alexandrien zeigt; er schreibt ganze Schriften Philos abschnittweise fast wörtlich aus, ohne ihn zu nennen, nicht nur in den Kommentaren zum A. T., sondern auch in den Briefen. Eine seiner Hauptquellen waren die Quaestiones Philos, so daß aus ihm der armenische Text vielfach wird verbessert und ergänzt werden können.

Darauf führte Prof. Skutsch (Breslau) seine Darlegungen aus der ersten Sitzung weiter. (Siehe oben!)

Der Vorsitzende weist auf das Manuskript des Vortrags von Prof. Hauler-Wien hin, der durch Erkrankung am Erscheinen ge-

hindert ist. Auf Vorschlag von Prof. Leo soll er in seinem ganzen Umfange in die Verhandlungen aufgenommen werden.

Prof. E. Hauler (Wien): **Bericht über den Stand der Frontoausgabe.**

Der durch Erkrankung zu seinem großen Bedauern am Erscheinen gehinderte Prof. Edmund Hauler (Wien) bittet die verehrliche Versammlung, über den Stand der Frontoausgabe, die er im Auftrage der Königl. Preußischen Akademie unter Benutzung von Studemunds Nachlaß besorgt, folgendes zur Kenntnis zu nehmen.

Die Revision der 106 Vatikanischen und die Entzifferung der meist sehr schlecht erhaltenen und daher früher recht mangelhaft gelesenen 282 Ambrosianischen Seiten schien im Jahre 1900 nach dem damaligen Zustande des Palimpsestes im wesentlichen soweit gediehen zu sein, daß der Satz von der Firma Teubner in Angriff genommen werden konnte.

Mit Unterstützung des Herrn Geheimrates Prof. Diels wurden an 40 Spalten Probedruck die Details festgestellt, wonach das Äußere des Originals hinsichtlich Seiten, Kolumnen und Zeilen möglichst wiedergegeben, die Umschrift aber statt in Unziale in einfacher Minuskel, jedoch mit Bezeichnung der unsicheren Buchstaben und bei gleichzeitiger Durchführung der Textesrezension geboten werden soll. Die Fortsetzung des Satzes, an dessen Korrektur sich die Professoren Mommsen, Leo und Skutsch in dankenswertester Weise beteiligten, wurde bald durch die Nachricht gehemmt, daß der Präfekt der Vaticana P. Ehrle mit der Reinigung, Glättung und Aufspannung der seiner Obhut anvertrauten Blätter begonnen habe. Der Berichterstatter hielt es für nötig, die Ergebnisse dieses Verfahrens abzuwarten, um in der geplanten grundlegenden Ausgabe den neuen, nicht den überholten Stand der Überlieferung zu bieten und den Text sowie den kritischen Apparat möglichst vollkommen zu gestalten. Diese allmählich zum Abschluß gelangte Restaurierung der Vatikanischen Blätter erwies sich bei deren genauer Nachvergleichung als recht ergebnisreich und wertvoll; denn es konnten früher unsichere Stellen nunmehr deutlich gelesen, die suppungierten Zeichen im Text und Apparat erheblich vermindert, die infolge Unebenheit und Einrollung der Pergamentteilchen vorher schwer bestimmbaren Lücken genau gemessen und entsprechend ergänzt wie auch die Blätter selbst mit Erfolg photographiert werden.

Durch die Erfolge dieser Auffrischung und Lichtung der früher vielfach stark gebräunten Vatikanischen Blätter kam die Frage der gleichen Behandlung der weit zahlreicheren Ambrosia-

nischen in Fluß. Bei seinen in den jeweiligen Ferien fortgesetzten Vergleichungen der schwierigsten und noch unvollkommen entzifferten Partien dieses Teiles suchte der Referent dieses Projekt auf der Ambrosiana zu betreiben. Der jüngst auf Anregung der Thesaurus-Kommission unternommene Schritt, die Direktion der Ambrosianischen Bibliothek zur baldigsten Inangriffnahme dieser für die Vollendung der Frontoausgabe unumgänglichen Arbeit zu bewegen, hat die Zusicherung ergeben, daß der Stellvertreter des Präfekten demnächst auf der Vaticana das Verfahren näher kennen lernen wolle, um es zweckentsprechend auf die Ambrosianischen meist viel schwerer zu behandelnden Blätter anwenden zu können. Jedenfalls wird der Referent sich die Sache weiter angelegen sein lassen und die jeweils gelichteten Blätter, sobald es ihm seine Berufspflichten erlauben, nachprüfen und rasch der Veröffentlichung zuführen.

Inzwischen soll im Einverständnis mit der Firma Teubner der den ersten 104 Seiten des Naberschen Frontotextes entsprechende Teil gedruckt werden, der die fast kompakte Masse der Vatikanischen Blätter und nicht zu viele Ambrosianische Seiten umfaßt, die zum Teil schon von Studemund gelesen, in ihrer Gänze aber mehrmals vom Berichterstatter und zwar nicht ohne Gewinn nachgeprüft worden sind.

Der Referent glaubt noch hinzufügen zu sollen, daß er bisher absichtlich, um der Ausgabe nicht vorzugreifen, nur relativ wenige Ergebnisse seiner mühevollen und augenanstrengenden Kollationen veröffentlicht hat. Doch dürften schon seine gelegentlichen Publikationen (so in den Verhandlungen der Kölner Philologenversammlung, in den Festschriften für Hartel, Gomperz, Bormann und Boissier, die Aufsätze „Sallustzitate bei Fronto“ im LIV. Bande des Rhein. Museums und „Fronto über Nealkes und Protogenes“ im letzten Hefte der Mitteil. des k. deutschen archäol. Instituts, röm. Abt.) immerhin gezeigt haben, daß es ihm gelungen ist, den bisherigen Frontotext qualitativ und quantitativ zu fördern. Er bedauert sehr, dies nicht an einigen interessanten Beispielen, so an neuen Spalten aus der in einen Brief des Prinzen M. Aurel eingelegten Rede Frontos, ferner an dem uns durch diesen Rhetor erhaltenen, von H. Jordan nicht mit Glück behandelten Bericht über das Sendschreiben des Catulus an den Senat sowie an bemerkenswerten Details über den Partherkrieg des L. Verus u. a. m., in der verehrlichen Versammlung selbst darlegen zn können. Er will aber das allgemein interessierende Neugewonnene bald gedruckt den Fachgenossen zur Kenntnis bringen und möglichst gleichzeitig mit der Publikation des Frontotextes alle neugelesenen,

ergänzten, gebesserten oder noch zweifelhaften Einzelstellen eingehender besprechen.

Schließlich sei es ihm noch erlaubt hervorzuheben, daß der Zeitverlust, den die erwähnte eingreifende bibliothekarische Maßnahme hervorgerufen hat, durch den daraus resultierenden inhaltlichen Gewinn sicher reichlich aufgewogen werden wird. Denn werden die fast 300 Ambrosianischen Seiten, denen sich jetzt zumeist nur mit der größten Mühe und Geduld wirklich Haltbares abringen läßt, auch nur mit halbwegs ähnlichem Erfolge gereinigt und geglättet als es bei den Vatikanischen Blättern geglückt ist, so wird die neue Frontoausgabe eine erheblich größere Vollkommenheit erlangen, als es sonst je hätte der Fall sein können.

Darauf entspinnt sich eine Erörterung über die Notwendigkeit einer Verstärkung der Sektionssitzungen. Es wird beschlossen, in diesem Sinne eine Resolution zu fassen, deren Wortlaut bis zur nächsten Sitzung festgesetzt werden soll.

Schluß 11 Uhr 40 Minuten.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober,
vormittags 9 Uhr
im Verein mit der archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. Eugen Petersen.

In der überaus zahlreich besuchten Sitzung hielt zuerst Prof. Dr. Carl Robert (Halle) einen Vortrag über: **Pandora**, der durch Lichtbilder erläutert wurde. Er knüpfte an an die Pandoravase des Oxforder Museums und suchte darzulegen, welche Folgerungen sich aus ihrer Darstellung für die Grundidee des Mythos, für seine Behandlung durch Hesiod, für das Motiv von Aristophanes Frieden und für den Inhalt des verlorenen Satyrspiels des Sophokles, Pandora oder die Hammerschläger, ziehen lassen.

Darauf sprach Prof. Dr. Eduard Meyer (Berlin) über: **Alexander der Große und die absolute Monarchie.**

Der Vortragende führte etwa folgendes aus:

Die Formen dieser Herrschaft im griechischen und römischen Altertum sind orientalisch; die Idee des Gotteskönigtums wird nicht dem Orient verdankt. Seit Alexander dem Großen tritt es

auf. Wo ist diese straffe Form der Staatsidee entstanden? In der philosophischen Literatur des 4. und 5. Jahrhunderts liegen die Wurzeln dieser Anschauungen und sind schon in entwickelungsfähigen Keimen bei Sokrates und Plato zu erkennen. Das Bild des philosophischen Herrschers, dem zum mindesten die ἀληϑὴς δόξα eigen sein muß, ruft die Idee des richtigen und wahren Herrschers hervor, der eben schon deshalb nicht nach Gesetzen zu handeln braucht. Er verfährt nach eigenem Gutdünken und Ermessen, wenn er mit Liebe und wenn er — Herrscher eines Gewaltstaates — mit Haß regiert. Kein äußeres Kriterium besteht, sondern nur innere Tendenzen. Aristoteles vertritt dieselben Anschauungen, nur daß durch die ihm charakteristische Berücksichtigung der praktischen Verhältnisse gewisse Modifikationen und Restriktionen eintreten. In der Theorie hat der Beste die Alleingewalt; er ist gottgleich; der einzelne wird also hier in theoretischer Erwägung zu göttergleicher Kraft erhoben. Lysander war der erste, der in praxi eine solche Stellung eines Gottes (oder eines Heros?) einnahm. Dasselbe begegnet bei König Philipp. Diese Anschauung ist den Griechen angeboren, und sie tritt in der Literatur dieses Volkes, besonders bei Isokrates, scharf hervor. Alexander ist ganz in diesen Ideen aufgewachsen. Der Gedanke der werdenden griechischen Weltkultur, romantische Ideen erfüllen ihn. Er ist der erste Gottmensch der griechischen Welt, der seinen Vorfahren, seinem Ahnen Herakles und seinem Vater Philipp, nachstreben muß. Zuerst ist Alexander für die Griechen tätig, eine eigentlich mazedonische Politik hätte am Halys oder am Euphrat halt machen müssen. Alexander handelt nicht so. Es kommt der Gedanke der Weltmonarchie, den er in jahrzehntelanger Tätigkeit ausführen mußte. Die ganze Welt, der Osten wie der Westen, sollte als Produkt griechischer Kultur unter mazedonischer Herrschaft mit Alexandria als Kapitale stehen. Der Weltherrscher darf nicht mehr mazedonischer Heerkönig und griechischer Bundesfeldherr sein; er mußte über allen stehen; er wird Gottmensch, Gott und König. Kallisthenes ist der erste Biograph oder vielmehr der erste Prophet und Jünger dieses Gottes. Später aber wird dieser selbst fast das Haupt der Opposition, der fanatische Gegner dieser Bestrebungen. Alexander hat seinen Gedanken eines Weltreiches durchzuführen versucht. Wenn die Polis, die einzige griechische Staatsform, eingeordnet werden soll in das Reich, so kann das nur unter einer Bedingung geschehen: durch das Gotteskönigtum. Cäsar ist der Vollender der Pläne Alexanders. Auf römischem Boden geht diese Entwickelung weiter bis hindurch zur Moderne.

Sodann erhält Dr. A. Warburg das Wort zu seinem Vortrage über: **Dürer und die italienische Antike.** Der Redner, der seinen Vortrag durch Lichtbilder illustrierte, führte folgendes aus:

Die Hamburgische Kunsthalle bewahrt in ihrem Schatze alter Handzeichnungen und Kupferstiche zwei berühmte Darstellungen vom „Tod des Orpheus“: eine Handzeichnung Albrecht Dürers aus dem Jahre 1494 und dazu den bisher nur in diesem einzigen Exemplare bekannten, aus dem Kreise Mantegnas stammenden anonymen Kupferstich, welcher Dürer als Vorlage gedient hat. Die zufällige Tatsache dieses hamburgischen Besitzes allein würde mich indessen nicht veranlaßt haben, diese beiden Blätter, die ich auch im Auftrage des Ortskomitees in Nachbildungen überreichen darf[1]), hier zum Ausgangspunkte eines Vortrages zu machen; zu diesem bestimmt mich vielmehr die Überzeugung, daß diese beiden Blätter als Aktenstücke zur Geschichte des Wiedereintritts der Antike in die moderne Kultur noch nicht erschöpfend interpretiert sind, insoweit sie einen bisher unbeachteten doppelseitigen Einfluß der Antike auf die Stilentwickelung der Frührenaissance offenbaren.

Durch die immer noch nachwirkende einseitig klassizistische Doktrin von der „stillen Größe“ des Altertums von einer gründlicheren Betrachtung des Materials abgelenkt, hat man nämlich bisher nicht genügend hervorgehoben, wie deutlich der Kupferstich und die Zeichnung darauf hinweisen, daß schon in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts die italienischen Künstler in dem wiederentdeckten Formenschatz der Antike ebenso eifrig nach Vorbildern für pathetisch gesteigerte Mimik wie für klassisch idealisierende Ruhe suchten. Um dieses erweiternden Ausblicks willen schien mir ein kunsthistorischer Kommentar zum „Tod des Orpheus“ der Mitteilung wert vor einer Versammlung von Philologen und Schulmännern, für die ja die Frage nach dem „Einfluß der Antike“ seit den Tagen der Renaissance nichts von ihrer besonderen schwerwiegenden Bedeutung verloren hat.

Zur Veranschaulichung dieser pathetischen Strömung im Einfluß der wiedererwachenden Antike gibt nun der „Tod des Orpheus“ nach verschiedenen Richtungen hin einen festen Ausgangspunkt. Zunächst läßt sich, was bisher übersehen wurde, nachweisen, daß

---

1) Der „Tod des Orpheus“. Bilder zu dem Vortrag über Dürer und die italienische Antike. Den Mitgliedern der archäologischen Sektion . . . . überreicht von A. Warburg. 3 Tafeln in Großfolio. Exemplare stehen Fachgenossen auf Wunsch noch zur Verfügung.

Der Vortrag soll erweitert einem später erscheinenden Buche über die Anfänge selbständiger weltlicher Malerei im Quattrocento angehören.

der Tod des Orpheus, wie er auf dem italienischen Kupferstiche erscheint, in der Tat als von echt antikem Geiste erfüllt anzusehen ist, denn die Komposition geht, wie der Vergleich mit griechischen Vasenbildern (vgl. Tafel I Fig. 1, 2 und 3 cf. Roscher, M. L., Orpheus, Abb. 10, 11) lehrt, unzweifelhaft auf ein verloren gegangenes antikes Werk zurück, das den Tod des Orpheus oder etwa den Tod des Pentheus darstellte. Die typische pathetische Gebärdensprache der antiken Kunst, wie sie Griechenland für dieselbe tragische Szene ausgeprägt hatte, greift mithin hier unmittelbar stilbildend ein.

Derselbe Vorgang läßt sich auf einer Zeichnung aus dem Kreise der Pollajuoli in Turin beobachten, worauf mich Prof. Robert hinwies: Ein Mann, der dem hingesunkenen Feind den Fuß auf die Schulter setzt und ihn am Arme packt, ist offenbar der Agave nachgebildet, wie sie auf dem Sarkophag in Pisa in dionysischem Wahnsinn Pentheus, ihren Sohn, zerreißt. Auch andere, ganz verschiedenartige Kunstwerke mit Bildern vom Tode des Orpheus, wie z. B. das oberitalienische Skizzenbuch (im Besitz von Lord Roseberry), die Orpheus-Teller der Sammlung Correr, eine Plakette im Berliner Museum und eine Zeichnung (Giulio Romano [?]) im Louvre zeigen fast völlig übereinstimmend, wie lebenskräftig sich dieselbe archäologisch getreue Pathosformel, auf eine Orpheus- oder Pentheusdarstellung zurückgehend, in Künstlerkreisen eingebürgert hatte; vor allem beweist dies aber der Holzschnitt zur Venezianischen Ovidausgabe von 1497, der Ovids dramatische Erzählung vom tragischen Ende des Sängers begleitet, da diese Illustration gleichfalls, vielleicht in unmittelbarem Anschluß an den oberitalienischen Kupferstich, auf dasselbe antike Original zurückgeht, das sogar in seiner vollständigeren Fassung — vgl. die von vorn gesehene Maenade — vorgelegen zu haben scheint. Hier ertönt zum Bild die echt antike, der Renaissance vertraute Stimme, denn daß der Tod des Orpheus nicht nur ein rein formal interessantes Ateliermotiv, sondern ein wirklich im Geiste und nach den Worten der heidnischen Vorzeit leidenschaftlich und verständnisvoll nachgefühltes Erlebnis aus dem dunkeln Mysterienspiel der Dionysischen Sage war, beweist das früheste italienische Drama Polizians, sein in ovidianischen Weisen sprechender „Orfeo“, der 1472 in Mantua zuerst aufgeführt wurde. Dadurch empfängt der „Tod des Orpheus“ seinen nachdrücklichen Akzent, denn in diesem tragischen Tanzspiel, dem Erstlingswerk des berühmten florentinischen Gelehrten, trat das Leiden des Orpheus unmittelbar dramatisch verkörpert und im Wohlklang der eigenen italienischen Sprache eindringlich redend

vor die Sinne der Renaissancegesellschaft in Mantua, der eben jener anonyme Kupferstecher den „Tod des Orpheus“ im Bilde vor Augen geführt hatte. Mantua und Florenz treffen hier in ihrem Versuche zusammen, die echt antiken Formeln gesteigerten körperlichen oder seelischen Ausdrucks in den Renaissancestil bewegter Lebensschilderung einzugliedern. Die Florentiner unter Polizians Einfluß gelangen hierbei, wie Botticellis Werke und vor allem einige Hochzeitstruhen des Jacopo del Sellaio (Taf. I Fig. 4) die Legende von Orpheus nach Polizian schildernd beweisen, zu einem unausgeglichenen Mischstil zwischen realistischer Naturbeobachtung und idealisierender Anlehnung an berühmte antike



Der Tod des Orpheus.
Verkleinerter Holzschnitt nach Ovids Metamorphosen, 1497.

Muster in Kunst und Dichtung. Antonio Pollajuolo dagegen schafft sich im Geiste Donatellos einen einheitlicheren antikisierenden Stil durch seine überlebendige Muskelrhetorik, die im bewegten nackten Körper sich verkündet. Zwischen Polizians zierlichen Beweglichkeiten und Pollajuolos vehementem Manierismus steht das heroische theatralische Pathos, mit dem sich Mantegnas antike Gestalten vortragen.

Mantegna und Pollajuolo sind aber nun zu gleicher Zeit wie der „Tod des Orpheus“ ebenfalls vorbildlich an Dürer herangetreten: er kopierte 1494 Mantegnas Bacchanal mit dem Silen und den sog. Tritonenkampf, und zeichnete 1495 auch zwei frauenraubende nackte Männer, die ohne Zweifel auf eine verlorene Vorlage Antonio

Pollajuolos zurückgehen. Für Dürers Auffassung vom heidnischen Altertum gewinnen diese vier Pathosblätter aus den Jahren 1494 und 1495 deshalb eine prinzipielle Bedeutung, weil Dürer nach diesen Vorlagen jene Figuren bis ins einzelne ausführte, die auf einem seiner frühesten mythologischen Kupferstiche (B. 73), den man fälschlich Herkules nennt, erscheinen. Wahrscheinlich liegt eine humanistische Version der Legende von Zeus und Antiope zugrunde; am zutreffendsten aber ist die alte Bezeichnung von Bartsch: „Die Eifersucht“, denn Dürer wollte eben vor allem ein antikisches Temperamentsbild geben und hierbei in Übereinstimmung mit den Italienern, der Antike das gebührende stilbildende Privilegium in der Darstellung mimisch gesteigerten Lebens einräumen. Daher kam auch jene affektierte Lebendigkeit in einem der frühesten mythologischen Holzschnitte Dürers, der den Zorn des „Ercules“ darstellt (B. 127). Seitdem 1460 die Pollajuoli die Taten des Herkules auf großen Leinwandbildern in den Palast der Mediceer als Wandschmuck eingefügt hatten, war Herkules zum idealisierten Symbol entfesselter Übermenschlichkeit geworden, und deshalb findet auch 1506 ein Herkules des Pollajuolo als Vorbild seinen Weg in Dürers Leinwandbild „Herkules und die Harpyien“ in Nürnberg.

Obgleich also auf dem Kupferstich „Die Eifersucht“ keine Figur die Originalerfindung Dürers ist, bleibt der Stich in einem höheren Sinne doch Eigentum Dürers; denn wenn auch Dürer die moderne Ästhetenangst um die Selbständigkeit des eigenen Individuums fern lag und ihn kein Artistendünkel hinderte, das Erbe der Vergangenheit durch Neuerwerb zu seinem eigensten Besitz zu machen, so setzte er doch der paganen südlichen Lebhaftigkeit den instinktiven Widerstand seiner bodenständigen Nürnbergischen Gelassenheit entgegen, die sich seinen antikisch gestikulierenden Figuren wie ein Oberton ruhiger Widerstandskraft mitteilt.

Aber das Altertum kam ihm ja auch durch Italiens Vermittelung nicht nur dionysisch anstachelnd, sondern auch apollinisch abklärend zu Hilfe: Der Apollo von Belvedere schwebte ihm vor Augen, als er nach dem Idealmaß des männlichen Körpers suchte, und an Vitruvs Proportionen verglich er die wirkliche Natur. Dieses faustische Grübeln über das Maß hat Dürer mit steigender Intensität zeit seines Lebens in Bann gehalten; dagegen hat er bald an jenem barocken antikischen Bewegungsmanierismus keinen Gefallen mehr gefunden. Die Italiener fanden 1506, als er in Venedig war, sein Werk nicht „antikisch Art, und darum sei es nit gut“; daß den jüngeren Venezianern in demselben Jahre, wo

Lionardo und Michelangelo in ihren Reiterschlachten das heroische Kämpferpathos kanonisierten, etwa eine Figur wie Dürers „Großes Glück“ als nüchterner Versuch, dem Geiste ihrer Antike wesensfremd, vorkommen mußte, erscheint uns selbstverständlicher, als es Dürer erscheinen mußte, der gerade diese Figur nicht nur nach Vitruvischem Maß konstruiert hatte, sondern auch — eine erstaunliche durch Giehlow[1]) entdeckte Tatsache — durch die Gestalt der Nemesis ein lateinisches Gedicht Polizians bis in alle Einzelheiten illustrierte.

Was aber die Italiener vermißten, das dekorative Pathos, das wollte Dürer selbst damals ganz bewußt nicht mehr; so erklärt sich wohl auch jene Stelle in demselben Briefe Dürers: „Und das Ding, das mir vor eilf Johren so wol hat gefallen, das gefällt mir itzt nüt mehr. Und wenn ichs nit selbs säch, so hätte ichs keim Anderen geglaubt.“ Das Ding vor 11 Jahren war eben, meiner Meinung nach, die ich später noch ausführlicher begründen werde, jene Reihe gestochener italienischer Pathosblätter, die er 1494/95 in dem Glauben kopieren mochte, daß dies die echte antikische Manier der großen heidnischen Kunst sei.

Dürer gehörte füglich zu den Kämpfern gegen jene barocke Gebärdensprache, zu der die italienische Kunst schon seit der Mitte des 15. Jahrhunderts hindrängte; denn ganz fälschlich sieht man in der Ausgrabung des Laokoon im Jahre 1506 eine Ursache des beginnenden römischen Barockstils der großen Geste. Die Entdeckung des Laokoon ist gleichsam nur das äußere Symptom eines innerlich bedingten stilgeschichtlichen Prozesses und steht im Zenit, nicht am Anfang der „barocken Entartung“. Man fand nur, was man längst in der Antike gesucht und deshalb gefunden hatte: die in erhabener Tragik stilisierte Form für Grenzwerte mimischen und physiognomischen Ausdrucks. So hatte z. B. — um nur ein unbekanntes überraschendes Beispiel herauszugreifen — Antonio Pollajuolo für die erregte Gestalt eines David (bemalter Lederschild in Locko Park) ein echt antikes Bildwerk, den Pädagogen der Niobiden bis auf Einzelheiten des bewegten Beiwerks zum Vorbild genommen, und als 1488 eine kleine Nachbildung der Laokoongruppe bei nächtlichen Ausgrabungen in Rom gefunden wurde[2]), da bewunderten die Entdecker, ohne vom mythologischen Inhalt Notiz zu nehmen, in heller künstlerischer Begeisterung den packenden Ausdruck der leidenden Gestalten und „gewisse wunderbare Gesten“

---

1) Mitteilungen d. Gesellschaft f. vervielfältig. Kunst (1902) S. 25.
2) Vgl. Jak. Burckhardt, Beiträge S. 351.

(certi gesti mirabili); es war das Volkslatein der pathetischen Gebärdensprache, das man international und überall da mit dem Herzen verstand, wo es galt, mittelalterliche Ausdrucksfesseln zu sprengen.

Die „Bilder zum Tode des Orpheus“ sind somit wie ein vorläufiger Fundbericht über die ersten ausgegrabenen Stationen jener Etappenstraße anzusehen, auf der die wandernden antiken Superlative der Gebärdensprache von Athen über Rom, Mantua und Florenz nach Nürnberg kamen, wo sie in Albrecht Dürers Seele Einlaß fanden; Dürer hat diesen eingewanderten antikischen Rhetorikern zu verschiedenen Zeiten verschiedenes Recht zugestanden. Keinesfalls darf man im Geiste der älteren kriegspolitischen Geschichtsauffassung diese stilpsychologische Frage mit einem: „entweder Sieger oder Besiegter“ bedrängen. Durch eine derartige gröblich befriedigende Schlußformel mag sich immerhin heroenverehrender Dilettantismus lästigen Einzelstudien über Abhängigkeiten der großen Individuen entziehen; es entgeht ihm freilich damit das weittragende stilgeschichtliche, bisher allerdings kaum formulierte, Problem vom Austausch künstlerischer Kultur zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Norden und Süden im 15. Jahrhundert; dieser Vorgang läßt nicht nur die Frührenaissance als Gesamtgebiet europäischer Kulturgeschichte klarer begreifen, er enthüllt auch bisher ungewürdigte Erscheinungen zu allgemeinerer Erklärung der Kreislaufvorgänge im Wechsel künstlerischer Ausdrucksformen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober,

vormittags $8^1/_2$ Uhr.

Gemeinsame Sitzung der philologischen und der indogermanischen Sektion.

Vorsitzender: Prof. Dr. J. Wackernagel (Göttingen).

Prof. Solmsen-Bonn sprach über: **Griechische Etymologie.**

Der Vortragende entwickelte einige Grundsätze, die gegenwärtig bei dem Betriebe der griechischen Etymologie besonders zu befolgen seien, um Fortschritte über das bisher Erreichte zu erzielen. Er erinnerte zunächst an die in letzter Zeit namentlich von H. Schuchardt eingeschärfte Forderung, bei der Deutung der Wörter sich genaue Rechenschaft über die durch sie bezeichneten Sachen zu geben und zeigte an der Etymologie von *τράπεζα*, wie notwendig es ist, sich beim Griechischen um die von der Archäologie

ermittelten Tatsachen zu kümmern. Die weiteren Gesichtspunkte, die herausgestellt wurden, sind einerseits vorwiegend linguistischer, andrerseits vorwiegend philologischer Art. Von linguistischer Seite verspricht am meisten Ausbeute die umfassende Heranziehung eines zurzeit noch wenig oder gar nicht ausgenutzten Materials: während die Forschung sich bisher im wesentlichen an den Wortschatz der frühesten historisch zugänglichen Phasen der indogermanischen Einzelsprachen gehalten hat, wie er in den älteren Literaturdenkmälern vorliegt, gilt es nunmehr systematisch, mit der nötigen Umsicht und Vorsicht, die reichen Schatzkammern der lebenden Mundarten von Indien bis Irland zu erschließen. Wie vieles bergen sie nicht, das uralten Ursprunges, aber in der Literatur vergangener Zeiten nicht an die Oberfläche gelangt ist! Einige Belege aus den modernen slawischen Idiomen dienten dem Vortragenden zum Beweise, wieviel z. B. die letzteren zur Aufhellung der Herkunft griechischer Wörter beitragen können. Vom philologischen Standpunkt sind es vor allem drei Postulate, die aufgestellt zu werden verdienen: 1. Auch hier ist auf Vermehrung des Stoffes auszugehen. Die reichen Funde von Inschriften und Papyri werfen manches auch für das Wörterbuch ab, und die längst bekannten Quellen entlegenerer Natur, die Lexikographen, Grammatiker, Scholien, enthalten nicht wenige Angaben, die von den Etymologen noch nicht gewürdigt sind; alles das ist möglichst vollständig auszuschöpfen. 2. Der Bedeutung der Wörter muß eindringendere Aufmerksamkeit zugewendet werden. Unsere Lexika haben nicht ganz selten ungenaue Angaben, veranlaßt durch unzutreffende Begriffsbestimmungen der Alten oder durch ungenügende Exegese der Texte in früherer Zeit. In anderen Fällen trifft die Lexika kein Vorwurf, wohl aber die Etymologen, die sich mit ungefährer Übereinstimmung des Sinnes begnügt, es aber unterlassen haben, für diesen den wirklichen Gebrauch scharf zu prüfen. 3. Die Etymologie muß in engste Beziehung zu der Geschichte des Wortes gesetzt werden, aus der Feststellung der letzteren gewissermaßen herauswachsen. Es ist zu verfolgen die Entwickelung des Wortes in formaler Hinsicht, seine Verbreitung nach Zeit, Ort und den verschiedenen Literaturgattungen, um, wenn möglich, seinen ersten Ausgangspunkt zu erkennen, es sind die Fäden aufzudecken, die die Geschichte der Wörter mit derjenigen der griechischen Stämme verknüpfen u. dgl. m.. Auch diese Sätze wurden durch ausgewählte Beispiele erläutert.

Der Redner schloß mit der Bitte an die Philologen, die etymologische Forschung zu unterstützen durch Arbeiten auf den

in ihr Bereich fallenden Gebieten, also namentlich der Bedeutungsgeschichte und der Wortgeschichte überhaupt, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß auch in der Etymologie wie in der Sprachgeschichte insgemein in immer steigendem Maße sich linguistische Weite des Gesichtskreises und Schärfe der Methode mit philologischer Tiefe und Akribie der Behandlung zusammenfinden würden.

An der nachfolgenden Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Osthoff (Heidelberg), Geheimrat Prof. Dr. Bezzenberger (Königsberg) und Geheimrat Prof. Dr. Wallichs (Altona).

Prof. Dr. A. Thumb (Marburg) sprach über: **Prinzipienfragen der Koineforschung.**[1])

Das reiche Material an Texten der hellenistischen Zeit macht die *Κοινή*-Forschung zu einem besonderen Teil der griechischen Sprachgeschichte, für den besondere Methoden und Spezialkenntnisse erforderlich sind. Vor allem ist das Neugriechische als Hilfsmittel heranzuziehen, weil es jene Sprachphase im ganzen wie in vielen einzelnen Fällen verstehen und richtig beurteilen lehrt. Das gilt auch von einem der wichtigsten Probleme, der 'Hebraismenfrage' im Neuen Testament. Die Forschung der letzten Jahre gibt den 'Anti-Hebraisten' immer mehr recht und steht allen literarischen und theologischen Hypothesen skeptisch gegenüber, die die Annahme von Hebraismen zur Voraussetzung haben. Aber auch sonst ist die Exegese oft von richtiger sprachgeschichtlicher Einsicht abhängig, so z. B. in der Übersetzung der Verbalpräposition, sofern diese ihre materielle Bedeutung verloren hat und nur zur Unterstützung der aoristischen (perfektiven) Aktionsart dient.

Ein weiteres Problem, die Existenz von *Κοινή*-Mundarten, erscheint auf Grund neuer Tatsachen heute in hellerem Licht: ein deutlich charakterisierter *Κοινή*-Dialekt zeigt sich nämlich in einer Gruppe von kyprischen Verfluchungstafeln (worüber man des Vortragenden Rezension von Audollent Defixionum tabellae, Anz. d. Indogerm. Forsch. XVIII vergleiche). Die Feststellung von *Κοινή*-Mundarten kann gelegentlich zur Herkunftsbestimmung neutestamentlicher Bücher und Handschriften wichtige Dienste leisten.

Über den Ursprung und das Wesen der *Κοινή* haben die letzten Jahre keine neuen Tatsachen ergeben, die den Vortragenden nötigen könnten, von seiner früheren Formulierung abzugehen. Daß endlich die hellenistische Weltsprache in ihrem ganzen Umfang auch fernerhin am besten mit dem gut eingebürgerten und prägnanten

1) Der Vortrag wird vollständig in den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur" erscheinen.



Wort *Κοινή* bezeichnet wird, daran ist trotz jüngst erhobener Einwendungen (von Jannaris), betreffend die historische Richtigkeit des Terminus, festzuhalten.

Auf eine Diskussion mußte wegen der vorgerückten Stunde verzichtet werden.

Zuletzt sprach Prof. Dr. K. Zacher (Breslau) über: **Die dämonischen Urväter der Komödie.**

Daß die eigentümliche Bühnenerscheinung der Phlyaken und der Schauspieler der alten attischen Komödie ihren Ursprung hat in dramatischer Vorführung jener dionysischen Dämonen, die auf Vasen des 7. und 6. Jahrhunderts statt der Silene auftreten und von diesen wie den Satyrn sich dadurch unterscheiden, daß sie nichts Theriomorphisches, sondern nur groteske menschliche Körperform (dicken Bauch und Hintern, Phallus) zeigen, ist von der Archäologie nachgewiesen worden. Gattungsname, Heimat und Wesen dieser Dämonen ist noch gänzlich unbekannt. Vortragender glaubt, dies Dunkel lichten zu können.

Er geht aus von der Bemerkung, daß es nicht der Chor ist, der von jenen Dämonen die Gestalt entlehnt, sondern nur die Schauspieler, also die Träger der *κωμῳδία φορτική*, des *γέλως Μεγαρόθεν κεκλεμμένος*, des *σκῶμμα ἀσελγές* oder *ἀγοραῖον*. Nun hat Aristophanes einmal einen Idealtypus des *ἀγοραῖος* geschaffen im Allantopoles: die Genien also, deren Hilfe dieser im Kampfe mit Kleon anruft (Eq. 221. 634), werden auch die Genien der *κωμῳδία ἀγοραία* sein, nämlich *Κοάλεμος*, *Σκίταλοι*, *Φένακες*, *Βερέσχεθοι*, *Κόβαλοι*, *Μόθων*. Erfunden kann Aristophanes diese Namen nicht haben, da sie zum Teil als Eigenschaftsworte wiederkehren, und gerade ihre Bedeutung als solche ist auch beweisend für ihren Zusammenhang mit der Posse (*φέναξ* Prahler, Aufschneider, *μόθων* frech, verhöhnend, auch Name eines kordaxartigen Tanzes, *κόβαλος* Possenreißer und Betrüger, von Aristoteles mit *μιμητικός* synonym gebraucht).

Das unattische ᾱ in *κοάλεμος κόβαλος σκίταλος φέναξ* kann erklärt werden durch Entlehnung aus der dorischen Komödie oder als Überbleibsel aus einem früheren Sprachzustand. Jenes ist unwahrscheinlich, da diese Dämonen offenbar dem einheimischen Volksglauben angehören, auch ist Suff. *ακ* (*φέναξ*) im Attischen allezeit zur Bildung von Schimpfnamen gebraucht (*πλούταξ στόμφαξ* u. a.), überhaupt gemeingriechisch: auch lesb. *γαύραξ*. Ein gleichbedeutendes gleichfalls gemeingriechisches Suff. ist *ων* (*γλίσχρων γλύκων* u. a., lesb. *φύσκων γάστρων*). So entspricht dem att. *μόθων* das lakon. *μόθαξ*, Bezeichnung für bevorzugte

Periökensöhne; beides offenbar abgeleitet von *μόθος*, einem bei Homer schon veralteten Wort, beide Worte also wohl sicher achäisch.

Dagegen scheint thrakisch *Βερέσχεθοι* (vgl. *Βερενίκη Βερέκυντες*) und *Κόβαλοι*, vgl. mit dem mäon.-phryg. Volksnamen *Καβαλεῖς Καβηλέες*, woneben inschriftlich die Form *Καναληνοί*, welche auf eigtl. *Καϝαλέες* und also auch *κόϝαλος* schließen läßt. Damit dann wohl verwandt *Κοάλεμος* = *κοϝάλεμος*, mit Suff. *ᾱλεμο*, das sonst nur im *ἰάλεμος* erscheint, dem Namen eines wahrscheinlich aus Phrygien stammenden Threnos. (Dazu auch *Κάβειροι*? Vgl. den Berg *Κάβειρος* in Phrygien. Die böot. Kabirenvasen zeigen ähnliche Dämonengestalten.)

Wir hätten also einen Thiasos verwandter niederer phallischer Gottheiten teils achäischen, teils thrakischen Ursprungs, dessen Zusammensetzung auf einen vorhistorischen Zustand der Stammesmischung oder Volksmischung weist.

Eigentümlich ist denen dieser Namen, deren Bedeutung erkennbar ist, daß sie sowohl eine Eigenschaft eines Menschen bezeichnen, als einen Dämon, der eben dieses Menschen Genius oder alter ego ist, aber nur insofern derselbe diese Eigenschaft besitzt; es sind also Eigenschaftsdämonen (eine religiöse Vorstellung, für die sich auch andere Beispiele anführen lassen, wie *ἀλάστωρ*, *Ἑρμῆς ἐλαιοπώλης*, *Ζεὺς ἀφίκτωρ* u. v. a.). Die umfassendste Bedeutung hat *κόβαλος*, dies Wort kommt überhaupt am häufigsten vor und wird der eigentliche Gattungsname sein.

Dies Wort ist aber sicher identisch mit dem deutschen Kobold, welches aus mlat. cobalus abgeleitet ist (ältere Form kobel). Und auch das Wesen unseres Kobold hat mit dem der Kobalen viel Ähnlichkeit. Auch er ist possenhaft, schabernackisch, betrügerisch, auch er wird zum Gegenstand dramatischer Aufführung (kobelte = Marionetten); auch er ist von Haus aus Vegetationsdämon, dann erst Hausgeist, auch er haftet an der Person und die Person wird mitunter mit demselben Namen bezeichnet wie er.

So können wir wohl auch für den griechischen Kobalos eine ähnliche Entwickelung annehmen. Aus einem Wald- und Feldgeist wird er zum Hausgeist des Bauern, dessen Genius und alter ego, eben deshalb nach dem Charakter des Bauern individuell differenziert als *φέναξ* oder *μόθων* u. dgl. Bei den *κῶμοι* umschwärmten diese *κόβαλοι* als Hanswürste oder Schodübel den Zug, wobei die Bauern sich selbst oder die guten Nachbarn burlesk karikierten. Natürlich gab es noch mehr Spielarten. Zu dem *φέναξ* stellt sich der *φλύαξ* und *κόρδαξ*, zum *μόθων* der *εἴρων* und *μαίσων*, dann gehören dahin

der *μόρυχος* und der *μύλλος* usw.: alles Gestalten dieses Kobalenthiasos, Eigenschaftsdämonen, karikierte Verkörperungen von Charaktereigentümlichkeiten der das Fest aufführenden, in ihm sich selbst burlesk darstellenden bäuerlichen Bevölkerung. So sehen wir hier schon die Anfänge jener Ethopöie, die dann einerseits in der altatt. und megar. Komödie und Atellane, anderseits in der neueren att. Komödie ihre weitere Ausbildung fand.

An der wegen der vorgerückten Zeit beschränkten Diskussion beteiligten sich die Herren Prof. Dr. Meltzer (Cannstatt), Prof. Dr. Solmsen (Bonn) und Privatdozent Dr. Thiele (Marburg).

Schluß 10 Uhr 40 Minuten.

Nach Schluß der Sitzung wurde von dem Vorsitzenden der philologischen Sektion, Prof. Dr. Geffcken, die am Donnerstag im engeren Kreise beratene und formulierte Resolution mitgeteilt. (Siehe oben). Dieselbe wurde mit einer kleinen Änderung einstimmig angenommen.

Resolution der philologischen Sektion.

Die mit der indogermanischen vereinigte philologische Sektion hält es für dringend erwünscht, daß auf den zukünftigen Versammlungen der Philologen und Schulmänner für die Sektionen erheblich mehr Zeit zur Verfügung stehe, besonders um das Kollidieren eng verwandter Sektionen noch mehr einzuschränken, als es in Halle und Hamburg bereits geschehen ist. Sie begrüßt freudig den auf Antrag der pädagogischen Sektion gefaßten Beschluß, die großen Fragen des höheren Schulwesens künftig stärker zu betonen und hofft, daß sie in den Mittelpunkt der allgemeinen Sitzungen gestellt werden. Unvermeidlich wird es dabei sein, daß Vorträge über allgemein interessierende wissenschaftliche Fragen künftig mit den Sektionsvorträgen zeitlich zusammenfallen. Die philologische Sektion bittet über die Durchführbarkeit und Ausführung einer Verschiebung des Gleichgewichtes in dieser Richtung das Präsidium der gegenwärtigen und zukünftigen Versammlung nach Schluß der Tagung beraten und eventuell beschließen zu wollen.

Die Zahl der in die Listen eingezeichneten Teilnehmer betrug 120.

Pädagogische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,

nachmittags 2 Uhr.

Zum ersten Vorsitzenden wird Gymnasialdirektor Wegehaupt (Hamburg) gewählt, zum zweiten Vorsitzenden Geh. Regierungsrat Schlee (Altona), († am 6. Dezember 1905).

Direktor Wegehaupt übernimmt den Vorsitz und erteilt Prof. Dr. L. Gurlitt (Steglitz) das Wort über: **Die Pflege und die Entwickelung der Persönlichkeit.**[1])

Der Gedankengang seiner Ausführungen läßt sich etwa folgendermaßen skizzieren:

In für mich überraschender Weise hat Prof. Lichtwark in seinem Vortrage dem meinen vorgearbeitet. Mein Vortrag steht unter dem Motto: „Alles Verständnis kommt uns nur durch die Liebe.“ (Richard Wagner.) Wenn wir von Pflege des Persönlichen im Kinde sprechen, so liegt darin der Gedanke, daß das Kind eine Persönlichkeit habe. Das Kind ist des Mannes Vater. Es gibt keine Schöpfung, die an sich schlecht wäre. Wenn unsere herrschende Pädagogik noch immer von der Sündhaftigkeit des Kindes ausgeht, so beweist sie damit nur, daß sie noch immer Magd der Theologie ist. Jede Schöpfung hat das Merkmal des Persönlichen an sich, das Breite, Sichere der Erscheinung, das Selbstverständliche, die Geschlossenheit seines Seins; die Natur kopiert sich nicht, stets schafft sie Sonderwesen. Jedes Tier, jede Pflanze ist eine Persönlichkeit. Wieviel mehr das Kind. Daß sich Persönlichkeit vererbt, ist unbestreitbar. Damit soll natürlich kein Fatalismus gepredigt werden. Was das Kind tut, geschieht nach alten Naturgesetzen, ist also, wenn man einmal den Maßstab der Moral anlegt, gut. Das Kind ist moralisch neutral. Das

1) Prof. Gurlitts Vortrag ist bei Voigtländer, Leipzig im Druck erschienen.

lügende Kind beweist nur eines, das nämlich, daß es sich brutaler Gewalt gegenübersieht. Die Lüge ist die Waffe des Schwachen. Wir haben auch in der Erziehung die Schwachen zu stärken. Bei Gütergemeinschaft wird nicht gestohlen. Das Kind kennt nur Gütergemeinschaft. An den Kindern üben wir Erzieher und Schulmeister unsere oft so armseligen Dressurkünste. Nur wer Verständnis hat, kann sündigen.

Worin äußert sich nun die Persönlichkeit des Kindes? In dem Unverdorbenen und Ungekünstelten seines Gebarens. Es kennt keine Verstellung, es hat Vertrauen zu jedem. Man unterschätzt aus dem Hochmut des Erwachsenen heraus die kindliche Seele. Wie oft hören wir von Martyrien von Kindern für ihre Eltern. Das Kind handelt stets aus innerem Zwang. Tugend ist Wissen, nur der wissende Mensch handelt tugendhaft. Wenn ein Kind sagt: „ich will“, so heißt es, Kinder haben nichts zu wollen. Vieles, was man so Unart nennt, wird der psychologisch denkende Erzieher keineswegs unterdrücken. Was schlichter Naturlaut ist, schelten wir oft Unart. Unsere pädagogischen Lehrbücher strotzen von Marter- und Folterwerkzeugen für die arme Kindesseele. Meist wäre Nachsicht besser am Platze. Gute Erzieher wie Christus, Pestalozzi, Fröbel usw. kannten derartige böse Kinder gar nicht, oder sie wurden sehr leicht mit ihnen fertig. Wir brauchen trotzige, starke, tollkühne Kinder, sie werden als Männer ihren Platz ausfüllen.

Der ganze Betrieb unserer öffentlichen Schulen geht auf Uniformierung aus. Die Natur schuf Persönlichkeiten. Die Schule schafft sie wieder ab. Dieser Erziehungsmethode setzt die neue Pädagogik neue Grundsätze entgegen. Im Spiele lernt das Kind alles, was der Mann später im Staatsleben, im Dienst der Allgemeinheit nötig hat, natürlich abgesehen von Spezialkenntnissen. Wir fragen bei unserer Erziehung viel zu wenig nach angeborenen Fähigkeiten. Ein Beispiel dafür ist z. B. die Unterschätzung des Zeichenunterrichts auf den Gymnasien. Wenn wir geringeren Schulzwang hätten, hätten wir weniger Gelehrte und Beamte, aber auch echte Bürger und Persönlichkeiten.

Ich erkenne so viele Bildungsgrade an, als es Menschen gibt. Darum ist es eine wahre Erlösung, daß unsere preußische Schulverwaltung jetzt Maßnahmen getroffen hat, die uns von falschen Bildungsidealen befreien und uns der Möglichkeit, Persönlichkeiten erwachsen zu lassen, bedeutend näher führen: Abschaffung des Gymnasialmonopols, eine mehr akademische und fakultative Spitze der höheren Schulen, größere Bewegungsfreiheit in den Lehrplänen.

Das Allerwichtigste freilich ist und bleibt eben der Erzieher selbst. Nur wer selbst eine Persönlichkeit ist, kann Persönlichkeiten erziehen.

Dem Vortrage folgte eine lebhafte Diskussion.

Direktor Rausch wendet sich gegen die Dehnung des Begriffes Persönlichkeit durch den Vortragenden. Die differentia specifica des Begriffes „Persönlichkeit" ist Bewußtsein. Er ist ein Höchstes, Letztes, kein Anfang, auch in der Pädagogik. Die Naivität und ungetrübte Klarheit beim Kinde ist etwas Ähnliches aber nicht dasselbe.

Geh. Rat Uhlig: Der Vortragende hat die Vermutung ausgesprochen, daß er vielen Anwesenden wehe tun werde. Ich weiß nicht, wie weit dieses Wehgefühl im Saal verbreitet ist. Bei mir ist es jedenfalls nicht vorhanden, sondern statt dessen ein anderes, das ich mit mildem Ausdruck Verwunderung nennen will. — Der Redner ist von dem ersten Satz in Rousseaus Emil ausgegangen: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Urhebers der Dinge hervorgeht", und er hat die Geltung dieser Worte auch für alle neugeborenen Kinder behauptet, allerdings nicht wohl bezüglich ihrer physischen Beschaffenheit und ihrer intellektuellen Gaben (denn das wäre doch gegenüber den Krüppeln und Blödsinnigen zu kühn), aber betreffs ihrer sittlichen Qualität. Ich will jetzt nicht auf die Unrichtigkeit dieser Anschauung eingehen, auch nicht darauf, inwiefern die biblische Lehre, die der Redner ein paarmal als übereinstimmend mit seinen Ansichten zitiert hat, der Meinung von der sittlichen Integrität der Neugeborenen widerspricht. Ich will nur bemerken, daß, wer diese hegt, nicht, wie der Redner wiederholt getan, von der großen Macht der Vererbung sprechen darf. Denn wenn diese vorhanden ist, so wird sie notwendigerweise auch in moralischer Hinsicht wirken. — Ein zweiter Gegenstand der Verwunderung war für mich und gewiß auch für die anderen Zuhörer die Behauptung, die freilich mit der erstgenannten eng zusammenhängt, daß Kinder nur lügen, wenn sie falsch erzogen werden, bei richtiger Erziehung aber dies niemals tun. Nach meiner Erfahrung, mit der ich mich wohl ebenfalls in Übereinstimmung mit den anderen Zuhörern befinde, gibt es äußerst selten Kinder, bei denen keinerlei Art von Unwahrheit jemals wahrgenommen wird (die des Herrn Redners gehören nach seiner Mitteilung zu diesen); von solchen Ausnahmen abgesehen aber kann, denke ich, jedermann beobachten, daß Kinder, wenn sie bei einem Widerstreit von Neigung und Gebot oder Verbot der ersteren unterliegen, sich zur Rede gestellt gern durch eine Un-

wahrheit von Schuld zu befreien suchen, und zwar gilt das auch von solchen Kindern, die sich später als Jünglinge und Männer von jeder Lüge völlig fernhalten, und gilt auch da, wo nicht etwa übermäßige Strenge die Kinder zur Lüge verleiten kann, sondern wo Gebote und Verweise in der mildesten Form erfolgen. — Drittens aber ist Verwunderung am Platz, wenn jemand, der deutsche Eigenart zu preisen und ihre Ausbildung zu fordern pflegt, uns wiederholt auf eine ausländische Erziehungsweise als Muster hinweist. Ich kenne die englische Erziehung durch persönliche Erfahrung, durch Besuch von mehreren der alten, berühmten public schools, wie Eton, und auch von Anstalten moderner Organisation, auch durch manche Unterredung mit englischen Schulmännern und mit jungen Engländern, die auf einer deutschen Universität oder Schule ihre Studien machten; und ich habe stets gern einzelnes, was wir an den englischen Schulen finden, anerkannt, einzelnes auch zu übertragen gesucht. Aber als eine Art von Ideal vermag ich die dortige Erziehung der Jugend nicht bloß nicht in wissenschaftlicher Beziehung, sondern auch keineswegs in moralischer Hinsicht anzusehen. Wieweit die Jugend Englands davon entfernt ist, so beurteilt werden zu dürfen, darüber belehrt vielleicht am besten das, was wir im „Leben und Korrespondenz“ des großen englischen Pädagogen Thomas Arnold, des einstigen Rektors von Rugby, lesen, wo wir erfahren, mit welchen sittlichen Gebrechen seiner Zöglinge er zu kämpfen hatte. In merkwürdigem Kontrast zu der Idealisierung der englischen Erziehung und Jugend stehen auch die lobenden Urteile englischer Schulmänner über das, was sie an deutschen Anstalten beobachtet haben. Jene Idealisierung scheint mir nur möglich, wenn die Beobachtung der englischen Schulen und ihrer Jugend auf der Oberfläche gehaftet hat, nicht tiefer eingedrungen ist, oder wenn der Blick dadurch geblendet wird, daß man dazu neigt, was jenseits der deutschen Grenzen zu finden ist, in rosigem Lichte zu sehen.

Geh. Rat Fries schließt sich zwar den Ausführungen Direktor Rauschs an und bemängelt vor allem die Vermengung von Persönlichkeit und Eigenart, billigt aber den Wunsch des Vortragenden nach einer liebevolleren Berücksichtigung und Förderung der letzteren in der Schule durchaus. Die Durchführung der Wünsche des Referenten in dessen Sinne sei allerdings im Rahmen unserer bestehenden Schulverhältnisse ausgeschlossen.

Es folgte der Vortrag von Prof. Dr. K. Wotke (Wien): **Die Entwickelung des österreichischen Gymnasiallehrerstandes von Maria Theresia bis 1848.**

Österreich ist der erste Staat, in dem sämtliche Gymnasien verstaatlicht wurden. Das geschah durch die Aufhebung des Jesuitenordens. Dadurch sah sich der Staat genötigt, für die Bestellung neuer Lehrkräfte zu sorgen. Zunächst unterrichteten allerdings fast nur Exjesuiten. Doch man mußte rechtzeitig an Ergänzung etwa entstehender Lücken denken. Das tat zunächst der „Director humaniorum“ (Gymnasialinspektor) Franz Adam Kollar, dem am 14. Oktober 1774 von der Kaiserin Maria Theresia die Summe von 6000 fl. zur Heranbildung von 23 Jünglingen für das Gymnasiallehrfach bewilligt wurden. Doch bewährte sich Kollar weder als Inspektor noch als Lehrerbildner. P. Gratian Marx, der Reformator der österreichischen Gymnasien unter der großen Kaiserin, trat an seine Stelle als Director humaniorum. Bei der von ihm vorgenommenen Prüfung ging es den Kandidaten nicht besonders gut. Aus finanziellen Gründen entschied man sich für die ausschließliche Verwendung von Geistlichen für das Lehramt. Gratian Marx dachte dabei besonders an die Verwendung von Stiftsgeistlichen und entwarf für sie einen ausführlichen Lehrplan, der von mir im XXX. Bande der „Monumenta Germaniae Paedagogica“ (Das österreichische Gymnasium im Zeitalter Maria Theresias) S. 175 bis 179 abgedruckt ist. Die einzelnen Ordensoberen sollten verpflichtet sein, jährlich den staatlichen Organen ein Verzeichnis der für das Lehramt geeigneten Priester zu überreichen. Die Kaiserin billigte diese Vorschläge, die noch im Jahre 1783 neuerlich in Erinnerung gebracht wurden. Doch die Aufhebung zahlreicher Klöster unter Joseph II. vereitelte die Ausführung dieses Planes. Man mußte zur Konkursprüfung greifen, obwohl noch immer fast die Hälfte der Gymnasiallehrer Exjesuiten waren. (Vgl. a. a. O. S. LXX.) Die Erfolge waren keine besonders günstigen, wie man a. a. O. S. LXXIV ff. sehen kann. Auch war das von Gratian Marx in Aussicht gestellte Methodenbuch, das nach Art des gleichbenannten Felbigerischen Buches den Lehrern als pädagogischer Wegweiser dienen sollte, nicht erschienen.

Kaiser Leopold II. hob die Studienhofkommission auf und gab in der „Nachricht von einigen Schul- und Studienanstalten in den österreichischen Erblanden“ den Lehranstalten eine äußerst freisinnige Verfassung. (Vgl. a. a. O. S. 409 ff.) Er räumte den Lehrkörpern der einzelnen Anstalten sehr große Rechte ein und begründete den sog. Studienkonseß, den je ein Vertreter der einzelnen Fakultäten und der Gymnasien und Normalschulen bildeten. Diese „Repräsentanten“ wurden von den einzelnen Lehrerversammlungen gewählt. Gewöhnlich sollten pensionierte Professoren diese Stellen einnehmen.

An der Spitze stand der Rektor der Universitäten. Einzelnen Lehrkörpern stand nach § 9 das Recht zu, „taugliche Subjekte (für freigewordene Stellen) in Vorschlag zu bringen und dieselben allenfalls zu prüfen". Ferner wurden die einzelnen Lehrerversammlungen, § 13 ff., aufgefordert, Entwürfe über die Organisation der einzelnen Anstalten und Instruktionen für die einzelnen Lehrfächer beim Studienkonseß einzureichen. Dieser sollte sie begutachten und zur Bestätigung der Behörde vorlegen.

Von dieser Erlaubnis wurde im reichlichsten Umfang Gebrauch gemacht. Von allen Lehrerversammlungen liefen Vorschläge ein, am interessantesten sind die der Wiener Gymnasialprofessoren. Sie waren gegen die Einführung des Fachlehrersystems, traten aber warm für die Verfassung von Instruktionen und die Einrichtung von Gymnasialbibliotheken ein. Für diese hatte der Hofrat von Birkenstock ein Verzeichnis der nötigsten Bücher zusammengestellt. Er war nicht für die Verfassung eines Methodenbuches und wünschte nur, daß jeder Gymnasiallehrer sich mit Rollins Schriften genau vertraut mache. Sämtliche Instanzen waren für die Anstellung eines selbständigen Religionslehrers. Die unklare Fassung der Leopoldinischen Verordnung führte in Böhmen zu mancherlei Streitigkeiten. Sie betrafen die Frage, wer Präfekt (Direktor) der einzelnen Anstalten werden solle, wer zu prüfen habe, woraus geprüft werden solle. In Wien und Prag war man aber darin einig, daß der Gehalt (350 fl. für die Lehrer und 400 fl. für die Präfekten) viel zu gering sei. Man führte darauf den schon recht fühlbaren Lehrermangel zurück.

Alle diese Berichte wurden der im Jahre 1796 ins Leben gerufenen „Studien-Revisionshofkommission" vorgelegt, die einen Neuaufbau des gesamten Schulwesens vornehmen sollte. Sie beriet über die Gymnasien im Dezember 1797 und im Januar 1798. Sowohl der Obmann Graf Rottenhan als auch der Referent Frhr. von Birkenstock und besonders der bekannte Sonnenfels traten sehr warm für den Gymnasiallehrstand ein. Man beschloß, das Fachlehrersystem einzuführen und erklärte, daß ein Gymnasiallehrer nicht mehr als 18 Stunden in der Woche unterrichten dürfe. Für die untersten Klassen sollten zur Unterstützung der sprachlichen Fachlehrer und der Geographen und Historiker zwei oder drei Kollaboratoren angestellt werden. Aus ihnen würden sich künftig die Gymnasiallehrer ergänzen. Mit jedem Gymnasium sollte eine eigene Bibliothek verbunden sein, in der kein wichtigeres pädagogisches Werk fehlen dürfe. Damit aber diese entsprechend ergänzt werden könne, sei es nötig, daß sich jedes Gymnasium

eine gelehrte Zeitschrift halte. Die wichtigsten Beschlüsse wurden am 17. und 31. Januar gefaßt. Die Kandidaten hatten ihre Gesuche bei der Zentralstelle einzureichen, die dann eine Prüfungskommission womöglich aus den Lehrern zweier Gymnasien zusammenstellte. Über jedes Gymnasium sollte ein wissenschaftlich und sozial hochstehender Mann als Kurator gestellt werden. Für Verbesserung der Gehalte sprach besonders warm Sonnenfels. Er wies darauf hin, daß selbst Kanzleibeamte besser bezahlt seien und daß die Seele einer jeden Unterrichtsanstalt nur der Eifer des Lehrers sei. Deshalb müsse man diesen besser stellen. Er führt an, daß ein lediger Mann in Wien jährlich mindestens 424 fl. brauche. Er schlägt als Einkommen in kleinen Landstädten für den Grammatikallehrer 400 fl., in großen 500 fl. und in den Hauptstädten noch mehr vor; außerdem drei Sexennien von je 50 fl. Tüchtige Lehrer sollten noch separate Belohnungen erhalten. Außerdem verlangte er in Ansehung der großen Beschwerlichkeiten, die mit dem Lehrerstande verbunden seien, daß Gymnasiallehrer, denen insgesamt im Jahre 1796 der Professorstitel verliehen wurde, mit 30 Dienstjahren zum Genusse der vollen Pension berechtigt wären. Diesen Sitzungen wohnte auch der Gymnasialpräfekt P. Franz Innocenz Lang bei, der dann auf Grund der hier gefaßten Beschlüsse mit der Reform der Gymnasien als Hofrat betraut wurde. Diese wurde 1806 durchgeführt. Durch ihn wurden die Gehalte im Jahre 1807 entsprechend verbessert. Je nach der Größe der Stadt erhielten Grammatikallehrer 400, 500 und 600 fl., Humanitätslehrer 500, 600 und 700 fl. und Präfekten 600, 700 und 800 fl. Die gesetzliche Anerkennung der früher geforderten Maximal-Stundenzahl und Zuerkennung der vollen Pension nach 30 Dienstjahren wurde bewirkt. Ferner wurde den Professoren nach je 10 Dienstjahren ein Drittel ihres Gehaltes zugelegt. Auch das Fachlehrersystem wurde eingeführt, von dem man leider wieder 1818 abging. Als Pflanzstätte für künftige Gymnasiallehrer begründete Lang das Institut der Adjunkten und gab hinsichtlich der Konkursprüfungen Vorschriften, die sich vielfach mit den Prager Vorschlägen deckten. Diese wurden dann im Jahre 1837 durch ein Hofdekret vom 14. November vielfach ergänzt. Es mußten sich hinfort (seit 1819) auch die Ordenspriester einer Prüfung unterziehen, von der sie früher befreit waren. Außerdem erschien auf seine Anregung am 21. April 1816 eine Verordnung, nach der mit jedem Gymnasium eine Bibliothek verbunden sein mußte. Für diese wurde durch sechs aufeinanderfolgende Jahre ein Betrag von je 200 fl. und später von je 50 fl. bestimmt. Lang gab auch ein Verzeichnis vorzüglich brauchbarer Bücher heraus.

Gleichzeitig erschienen auch sehr liberale Vorschriften über die Inspektion der Gymnasien, die sich an die in Böhmen herrschende Sitte anlehnten. Man wird es begreifen, daß dieser Mann sehr hohe geistliche und weltliche Auszeichnungen erhielt und daß sein am 10. März 1835 erfolgter Tod allgemein bedauert wurde.

Diese Einrichtungen blieben bis zur Reform, die Bonitz und Exner durchführten.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober, 9 Uhr.

Der Vorsitzende Geheimrat Schlee erteilt zunächst Herrn Geheimrat Prof. Dr. Klein (Göttingen) das Wort über das Thema:

Über die bisherige Tätigkeit und die Zielpunkte der von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte niedergesetzten Unterrichtskommission.

Die Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte hat auf ihrer vorjährigen Versammlung in Breslau eine Kommission niedergesetzt mit dem Auftrage: die Gesamtfragen des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts zu bearbeiten und soweit möglich abgeglichene Vorschläge zur Reform aufzustellen. Diese Kommission hat letzthin auf der Versammlung in Meran (am 28. September) einen ersten Bericht vorgelegt[1]), enthaltend ausführliche, an die Möglichkeiten der Schule angepaßte Lehrpläne für den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an den neunklassigen Normalanstalten (Gymnasien, Realgymnasien, Oberrealschulen). Der Vortragende hat als Mitglied der Kommission den Wunsch, nunmehr auch mit den philologisch-historischen Kreisen Fühlung zu nehmen. Für die ersprießliche Weiterentwickelung unserer Schulen scheint ihm ein Zusammenwirken aller beteiligten Kreise erforderlich und auf der Grundlage des Kaiserlichen Erlasses vom 26. November 1900, der die trennenden Rivalitäten ausschaltete, auch sehr wohl möglich.

Der Vortragende berichtete zunächst über die Meraner Vorschläge:

a) Für den mathematischen Unterricht verlangt die Kommission kein Plus an Stundenzahl, sondern nur eine bessere Anpassung an die Zwecke der Schule und die mittlere Fassungskraft der Schüler. Dementsprechend wird insbesondere frühzeitige Übung auch des räumlichen Vorstellungsvermögens und Hervorkehrung des funktionalen Denkens schon auf der Mittelstufe verlangt. Diese

1) Sonderausgabe bei F. C. W. Vogel, Leipzig 1905.

Forderungen sind nicht neu (sie finden sich u. a. in den methodischen Bemerkungen der preußischen Lehrpläne von 1900), werden aber in neuer Weise lehrplanmäßig durchgeführt.

b) Was den naturwissenschaftlichen Unterricht angeht, so verteidigt Referent zunächst die Berechtigung der Wünsche auf Durchführung des biologischen Unterrichts auch in den oberen Klassen, wie sie gelegentlich der Naturforscherversammlung von 1901 in den sog. Hamburger Thesen niedergelegt worden sind. Ein wissenschaftlich begründeter biologischer Unterricht bedeutet nichts weniger als einseitige Entwickelung einer materialistischen Denkweise, die vielmehr umgekehrt beim Fehlen wissenschaftlicher Unterweisung durch ungeeignete Privatlektüre in die Schülerkreise hineingetragen wird. Referent verbreitet sich in dieser Hinsicht über Einzelheiten.

c) Für den allseitigen, überall auf Beobachtung und eigene Tätigkeit des Schülers zu basierenden naturwissenschaftlichen Unterricht beansprucht die Kommission in den von ihr ausgearbeiteten Lehrplänen für die Oberklassen (abgesehen von den etwaigen praktischen Übungen) sieben Wochenstunden: drei Stunden für Physik, zwei für Chemie (mit Mineralogie), zwei für Biologie (einschließlich Geologie).

d) Der so umschriebene Unterricht kann unter den gegebenen Verhältnissen nur an den höheren Realanstalten durchgeführt werden. Daß hier die Gymnasien versagen, erscheint als arger Mißstand, solange die weit überwiegende Zahl unserer neunklassigen Schulen dem gymnasialen Typus angehört. Soll der spezifische Charakter des Gymnasiums als vorwiegend altklassischer Bildungsanstalt aufrechterhalten bleiben, so verlangt Referent, in Übereinstimmung mit hervorragenden Vertretern der philologisch-historischen Richtung, als Vorbedingung eine weitgehende Verminderung ihrer Zahl. Es ist dies eine Konsequenz der Schulreform von 1900, die nicht verschleiert, sondern in den Vordergrund der öffentlichen Diskussion gestellt werden sollte.

Der Vortragende berichtet sodann noch kurz über die ferneren Aufgaben, mit denen sich die Unterrichtskommission der Naturforschergesellschaft zu beschäftigen haben wird:

a) Die vorgeschlagenen Änderungen und überhaupt die moderne Entwickelung im Betrieb der neunklassigen höheren Schulen verlangen eine gewisse Anpassung im Betriebe des Hochschulunterrichts. Zunächst in der Fassung der allgemeinen einleitenden Vorlesungen, dann insbesondere bei der Ausbildung der Lehramtskandidaten. Die Kommission wird hierüber eine Diskussion seitens

der beteiligten Hochschulkreise herbeizuführen suchen. Ein erster Aufsatz über den mathematisch-physikalischen Hochschulunterricht, der vom Referenten selbst verfaßt ist, liegt bereits vor.[1])

b) Die Gesellschaft deutscher Naturforscher ist zugleich eine Gesellschaft deutscher Ärzte. Die Kommission wird daher nicht umhin können, alle die großen Fragen der Schulhygiene mit vor ihr Forum zu ziehen. Sie hat in dieser Hinsicht in ihrem Meraner Bericht nur erst einen besonders wichtigen Punkt gestreift, nämlich die Frage der geeigneten Aufklärung der Schüler über die Gefahren sexueller und sonstiger Ausschweifungen. Eine solche Aufklärung erscheint der Kommission unter den heute gegebenen Verhältnissen als unerläßlich, sie wünscht aber nicht den Biologen als solchen damit beauftragt zu sehen, sondern jeweils die am meisten geeignete Persönlichkeit, also unter Umständen den Direktor der Anstalt oder einen Arzt usw.

c) Hierüber hinaus wird dann die Kommission die Verhältnisse des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an allen den vielen noch nicht genannten Arten von Schulen zu untersuchen haben: den Reformschulen, den sechsklassigen Schulen, den Fachschulen . . . ., schließlich auch insbesondere an den Mädchenschulen.

d) Indem sie bemüht sein wird, nach allen Richtungen bestimmte, aber maßvolle, schultechnisch durchgearbeitete Vorschläge fertigzustellen, fordert sie zugleich alle diejenigen, die es angeht, auf, an geeigneten Schulen schon jetzt praktische Versuche in paralleler Richtung anzustellen. Erst durch solche Versuche wird die gesunde Grundlage für die spätere Stellungnahme der Schulverwaltungen gewonnen werden können. Die preußische Regierung ist den in dieser Richtung vorliegenden Wünschen der Kommission bereits in dankenswerter Weise entgegengekommen. Die Kommission wirbt um Unterstützung insbesondere auch in den Hansestädten, wo von vornherein eine freiere Beweglichkeit der einzelnen Schulen gegeben ist und übrigens gerade der naturwissenschaftliche Unterricht sich von alters her besonderer Pflege erfreut.

Geh. Rat Schlee spricht dem Redner den Dank der Versammlung aus. Geh. Rat Trosien äußert sich im allgemeinen zustimmend, wünscht aber zu wissen, wie z. B. der Begriff Funktion schon den jüngeren Schülern beizubringen sei. Er spricht sich gegen Vermehrung des naturwissenschaftlichen Unterrichts auf Gymnasien aus, ist aber für Einführung des biologischen Unter-

1) Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der Deutschen Mathematiker-Vereinigung, 14. Band (Leipzig, B. G. Teubner).



richts. Im Anfangsunterricht auf der Universität darf nicht zu viel verlangt werden. Er verspricht für die Provinz Sachsen den Anregungen von Klein zu folgen.

Klein: Es werden tatsächlich einleitende Vorlesungen auf den Universitäten gehalten. — Die Funktion wird in französischen Lehrbüchern behandelt.

Prof. Lehmann vermißt die Forderung der philosophischen Propädeutik. Er verweist auf die nicht günstigen Erfahrungen, die er in Amerika beim Besuch des biologischen Unterrichts gemacht hat.

Prof. Dr. Stoewer (Danzig): Die Resolutionen seien nicht bestimmt genug. Die Schwierigkeiten, eine geologische und biologische Entwickelungsgeschichte den Schülern zu übermitteln, würden unterschätzt. Daß 98 Prozent Primaner sich mit Häckels Lösung der Welträtsel beschäftigten, sei zu hoch gegriffen. Hinderungsmomente seien neben manchen anderen Umständen, wie z. B. dem Fehlen des Naturkundeunterrichts in den oberen Klassen, auch vielfach die wissenschaftlichen Instanzen. Auf dem Geographentag in Danzig 1905 habe er selbst im Anschluß an seinen Vortrag mit ähnlichen, sogar mäßigeren Forderungen gerade Widerspruch von Fachgeologen gefunden, welche die Fragen nicht für spruchreif hielten. Optimistisch sei die Ansicht, daß die katholische Religion sich freundlicher solchen Forderungen gegenüber verhalte als die evangelische. Man müsse bestimmtere Forderungen stellen, in Beziehung mit dem Kultusministerium und maßgebenden Instanzen der geologischen Wissenschaft treten und die Belehrung auf der Schule einem bestimmten Lehrer, etwa dem Erdkundelehrer der oberen Klassen, zur Pflicht machen.

Oberlehrer Schmidt ist der Meinung, daß die philosophische Propädeutik sich dem naturwissenschaftlichen Unterricht anschließen müsse.

Prof. Fricke bemerkt, daß schon 1903 beantragt worden ist, den geologischen Unterricht auf der Oberstufe zu behandeln.

Direktor Lück (Steglitz) spricht seine Freude darüber aus, daß die Forderungen der Naturforscher sehr maßvoll seien, im Gegensatz zu denen, die früher von Ladenburg aufgestellt sind. Er will Biologie nicht als Pflichtfach für das Gymnasium, mehr Freiheit in den einzelnen Fächern. Die Biologie könne am besten auf der Universität betrieben werden. Dort hätten auch die Zuhörer besseres Verständnis dafür.

Professor Lasson meint, daß die Schüler durch zu viel Wissenschaft verdummt werden.

Professor Klein verweist darauf, daß er selbst wiederholt gegen Übertreibungen aufgetreten sei.

Es folgt der Vortrag des Prof. Dr. Weißenfels (Berlin):
Läßt sich aus Übersetzungen eine den Zielen des höheren Unterrichts entsprechende Vertrautheit mit der alten Literatur und Kultur gewinnen?[1])

Es gibt vier verschiedene Arten mit den Alten bekannt zu werden: durch Berichte über ihre staatliche und kulturhistorische Entwickelung, sowie über ihre Literatur und Kunst, sodann, für den Deutschen zumal, durch die Werke der nationalen Literatur, in denen etwas von dem Geiste der Alten lebt, drittens durch Übersetzungen, viertens durch das Lesen ihrer Originalwerke. Die Methode, nach welcher auf dem Gymnasium die Kenntnis des Altertums übermittelt wird, ist eine kombinierte: man liest mit den Schülern einige Meisterwerke der griechischen und römischen Literatur, außerdem behandelt man in besonderen Stunden die großen Ereignisse ihrer Geschichte und die Entwickelungskrisen ihres politischen und sozialen Lebens, ferner weist man in den deutschen Stunden häufig nach Griechenland und Rom hinüber. Übersetzungen sind früher auf dem Gymnasium verpönt gewesen. Kaum daß zugunsten der Vossischen Homerübersetzung eine Ausnahme gemacht wurde. Seit einiger Zeit aber neigen manche zu der Ansicht, daß sich durch Übersetzungen ohne einen großen Aufwand von Kraft und Zeit wohl eine reichere Kenntnis des Altertums gewinnen lassen möchte, als nach der bisherigen umständlichen Spracherlernungsmethode des Gymnasiums. Dieser Gedanke erweckt entzückende Perspektiven für die zukünftige Gestaltung des höheren Unterrichts. Leider besteht er eine schärfere Prüfung nicht. Erstens stellen Übersetzungen an die Selbsttätigkeit des Schülers zu wenig zwingende Anforderungen. Sodann sind selbst die besten Übersetzungen nur Surrogate, zumal Übersetzungen aus Sprachen, die von der unsrigen wesentlich verschieden sind. Wollte man die Alten nach Übersetzungen lesen, so müßte man überhaupt auf subtile Einzelerklärung verzichten, weil es sich auf Schritt und Tritt zeigen würde, daß man es weder mit dem genauen Gedanken noch mit dem genauen Ausdruck des alten Autors zu tun hat. Weder die treuen noch die freien Übersetzungen entsprechen den Bedürfnissen des höheren Unterrichts. Die ersten scheinen wie Ungeheuer von Ungeschicklichkeit, und der Schüler würde gar

1) Dieser Vortrag erscheint demnächst vollständig abgedruckt in der „Zeitschrift für Gymnasialwesen“.



nicht verstehen, wie man derartiges inmitten einer an anmutenden Schöpfungen so reichen Zeit aus dem Grabe der Vergessenheit hervorzerren könne. Wie kann man auch von einem, der an Händen und Füßen gefesselt einhergeht, einen freien elastischen Gang erwarten? Durch die Übersetzungen der zweiten Klasse aber wird das Original unaufhörlich gefälscht. Eine natürliche Leichtigkeit der Rede kann beim Übersetzen nur erreicht werden, wenn es gestattet ist, hier etwas zu ändern, dort etwas fallen zu lassen, an jener Stelle etwas hinzuzusetzen. Auch das Deutsche hat trotz der ihm oft nachgerühmten Vielseitigkeit und Akkommodationsfähigkeit einen ausgesprochenen Charakter. Deshalb wird selbst der geschickteste Übersetzer nicht bloß an einzelnen Stellen an bezeichnender Kraft hinter seinem Original zurückbleiben, sondern wird auch in seiner ganzen Art damit nicht übereinstimmen. So sagte A. W. v. Schlegel von Voßens Homerübersetzung, trotz aller Treue im einzelnen liege ein Zug von Unähnlichkeit über dem Ganzen. Es handelt sich hier eben um nie auszugleichende Verschiedenheiten. Wie kann man sich von einer so fragwürdigen geistigen Kost eine nennenswerte Förderung für die Ziele des höheren Unterrichts versprechen! Als Hauptnahrung für die Jugend brauchen wir eine reine Kost. Zwei verschiedene Sprachen decken sich nur ganz selten völlig. Daher das eigentümlich Verwirrende und unangenehm Berührende selbst gefälliger Übersetzungen. Nie wird es gelingen, durch solche zur Unvollkommenheit verurteilte Surrogate die geheime Wirkungskraft der griechischen und römischen Originale zu ersetzen. Die Sprache ist doch auch nicht bloß ein dem Gedanken übergeworfenes Gewand, sondern stellt selbst die feinsten seelischen Kräfte eines Volkes, einer Zeit dar. Gründlich also weniges in griechischer und lateinischer Sprache Geschriebenes lesend gewinnt man mehr, als wenn man mit Hilfe von Übersetzungen die ganzen Weiten der griechischen und römischen Literatur durchstürmt. Deshalb werden auch die Übungen im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der alten Sprachen, richtig betrieben, nicht wenig dazu beitragen, das Hauptziel des höheren Unterrichts erreichen zu helfen. Denn alle Strahlen des antiken Denkens und Empfindens finden sich in der Sprache ihrer großen Schriftsteller und Dichter wie in einem Mittelpunkte zusammen. Ein mit sprachlicher Kunst in moderner Sprache ausgearbeiteter Bericht über alte Literaturwerke anderseits läßt immer noch mehr von dem Geiste jener Originale einfangen, als selbst gute Übersetzungen, in welchen die Sprache auch immer noch wie gelähmt und ihrer besten Kraft beraubt erscheint.

In der Diskussion nimmt zuerst Geh. Hofrat Uhlig das Wort: Ich möchte an das anknüpfen, worauf der Vortragende zuletzt hingewiesen hat, an die Anwesenheit gar mancher Mathematiker und naturwissenschaftlicher Lehrer, die doch wohl heute zahlreicher als je in der pädagogischen Sektion vertreten sind, und möchte mit Rücksicht hierauf eine Frage stellen. Was würden die mathematischen Lehrer dazu meinen, wenn jemand sagte: „Wozu denn die Plackereien der Jugend mit Herleitungen der arithmetischen Formeln und mit Ableitungen der geometrischen Lehrsätze aus anderen oder aus der Anschauung? Es genügt doch für die Schüler, die Formeln und Lehrsätze zu kennen. Wozu all die Strapazen, die man den armen Kerlen zumutet, wenn sie den schwierigen Weg zu den mathematischen Wahrheiten selbst wandern sollen?“ Die Antwort der mathematischen Lehrer hierauf ist, meine ich, zweifellos, und ebenso die der Physiker, wenn man vorschlagen wollte, aus dem physikalischen Unterricht alle Beobachtungen und mathematischen Herleitungen zu streichen und lediglich die Mitteilung der physikalischen Gesetze darin zu lassen. Man wird erwidern, daß, was gestrichen werden solle, gerade das Bildende in den mathematischen und physikalischen Lehrstunden sei. Ganz analog erscheint mir aber der Vorschlag, durchweg in den Schulen das Studium der antiken Sprachen aufzugeben und fernerhin in keiner höheren Lehranstalt sich die Schüler um das Verständnis der Originale antiker Schriftwerke auf Grund ihrer sprachlichen Kenntnisse bemühen zu lassen. Das Lesen der Originale statt der Übersetzungen hat nach den trefflichen Ausführungen des Kollegen Weißenfels viele Vorteile, vielleicht der bedeutendste aber liegt in der geistigen Anstrengung, die es von den Schülern verlangt. Unser Kaiser hat bei der Eröffnung der Schulkonferenz vom Jahre 1890 den tadelnden Ausspruch getan: „Es ist weniger Nachdruck auf das Können gelegt worden als auf das Kennen.“ Nun, das Lesen fremdsprachiger Schriftsteller in den Urtexten fördert zweifellos mehr das Können als die Lektüre von Übersetzungen. Diese fällt mehr in die Rubrik der Rezeption, als in die des kräftebildenden Erarbeitens. Weit entfernt aber bin ich, deswegen die Lektüre von Übersetzungen ganz zu widerraten. Manches lernen kann man aus ihnen ja stets, wenn sie leidlich sind. Ja, ich habe Gymnasiasten wiederholt solche Lektüre geraten zur Ergänzung ihrer Lektüre von Originaltexten, z. B. das Lesen von Übertragungen anderer Sophokleischer Stücke, als sie im Original kennen gelernt, wenn sie nicht die Zeit fanden, diese anderen auch im Urtext zu lesen; und ich bin der Überzeugung,

daß die Schüler, welche dieser Empfehlung folgten, vom Lesen der Übersetzungen wesentlich mehr gehabt haben, als solche, die gar kein Drama des Sophokles im Original kennen gelernt hatten, wie jemand, der einige Gegenden eines fremden Landes gesehen hat, von der Schilderung anderer Teile desselben ungleich mehr haben wird, als wer das Land gar nicht mit seinen Augen erblickt hat. — Übrigens wollen wir auch nicht vergessen, daß die Frage, ob Übersetzung oder Original, keineswegs auf die antiken Autoren beschränkt ist, sondern, daß mit demselben Recht oder Unrecht behauptet werden kann, es sei ebensogut oder besser, wenn man Shakespeare und Molière in deutscher Übertragung lese. Und in der Tat ist auch hier die Übersetzung nicht bloß als gleichwertig für den Schüler bezeichnet worden, sondern als das einzig Richtige. Ein Realschullehrer in den Rheinlanden hat vor nicht langer Zeit die Beschränkung des Unterrichts in den modernen Fremdsprachen auf die Erreichung des praktischen Gebrauchs gefordert und dabei den wahrhaft klassischen Ausspruch getan: „Das Lesen des Urtextes von fremdsprachigen Literaturwerken ist unwirtschaftlich und bedeutet die Vergeudung nationaler Kraft!"

Außerdem nehmen noch Geh. Rat Fries, Geh. Rat Klein, Oberlehrer Dr. Böhme und Professor Lasson das Wort.

Schluß $11^3/_4$ Uhr.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Wegehaupt (Hamburg).

Vortrag des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Ahly (Marburg) über:
Universität und Schule.

Der Vortragende ging davon aus, daß das Verhältnis der Universität zur Schule in der jüngsten Vergangenheit mehrfach erörtert worden sei, so von Schwartz, Fries, Klein und Paulsen. Nachdem er sodann kurz ausgeführt hatte, wie nahe sich einst Universität und Schule gestanden hätten, beleuchtete er die Gründe, die ein Auseinandergehen beider Gemeinschaften herbeigeführt, um schließlich zu erwägen, weshalb und auf welche Weise sie wieder einander genähert werden könnten und müßten. „Ursprünglich versah die philosophische Fakultät, die facultas artium, die Pflicht der Vorbildung, bis Frhr. von Zedlitz diese durch das Abiturienten-

examen der Schule übertrug. Der Aufschwung der Wissenschaften führte zur Spezialisierung und so zur Entfremdung von Schule und Universität. Die alte Lehrergeneration war gelehrt im strengsten Sinne des Wortes; man glaubte, daß, wer etwas Ordentliches gelernt hätte, auch ordentlich lehren könnte. Daß es anders wurde, beförderten vier Gründe: die pädagogische Reformbewegung, der Kampf um die Standesinteressen, der Schulstreit und die Mehrbelastung." Der Vortragende sprach der Reihe nach diese Gründe durch. Er erklärte an und für sich die Reformbewegung wie die Pflege der Standesinteressen für berechtigt, wenn auch nach beiden Richtungen mehrfach das Maß überschritten worden sei. Den Schulstreit erachtete er durch die Gleichstellung der Anstalten für abgetan, die Mehrbelastung für vorübergehend. „Immerhin erscheint der gelehrte Charakter des höheren Lehrstandes zurzeit gefährdet, darum ist es mit Dank zu begrüßen, daß die Universitäten den Anfang mit einer Annäherung gemacht haben. Die Ferienkurse in Archäologie und Naturwissenschaften, klassischer und neuerer Philologie bezeugen das Streben, dem Lehrerstand wissenschaftliche Anregung zuzuführen, und auf demselben Boden steht die preußische Unterrichtsverwaltung, die bereitwillig zu diesem Zwecke reiche Mittel gewährt." Der Vortragende hält diese Anfänge für vielversprechende und wünscht vielseitige Fortsetzung. „Der Lehrer der Universität wie der Schule ist ein Werdender, nie ein Fertiger. Nur in dem eigenen Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung liegt die Möglichkeit begründet, Kraft und Frische zu bewahren." Der Redner schloß mit dem Zuruf: *γίγνεσθε ἀγαθοὶ τραπεζῖται*, werdet gute Wechsler!

In der Debatte, die diesen mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen folgte, sprach zuerst Prof. Gercke (Greifswald) sein Bedauern darüber aus, daß ein solch hochwichtiges Thema, wie das eben behandelte, nur vor dem verhältnismäßig kleinen Auditorium einer einzigen Sektion und nicht in einer allgemeinen Sitzung abgehandelt werde. Der Redner schloß hieran Vorschläge zu einer anderen Verteilung der Vorträge und Sektionen und machte Mitteilung von eigenen Erfahrungen, die er bei seinen Bemühungen für die Überbrückung des Gegensatzes zwischen Universität und Schule gemacht habe. Der Austausch solcher Erfahrungen solle von dem Philologentage mehr gefördert werden. Prof. Wendland (Kiel) schloß sich diesen Ausführungen an und wandte sich gegen die Behauptung, daß die philosophische Fakultät nur Privatdozenten züchte. Direktor Zelle (Berlin) nahm die Stadtverwaltungen gegen erhobene Vorwürfe in Schutz. Speziell in Berlin sei es oft nicht

möglich gewesen, Kräfte zur Abfassung der wissenschaftlichen Programmabhandlungen zu gewinnen. In ähnlichem Sinne wie Prof. Gercke äußerten sich ferner noch Prof. Norden, Geheimrat Klein (Göttingen), Dr. Schwarze (Hamburg) und Geheimrat Fries (Halle). Dieser wie Direktor Rausch betonten insbesondere die unterrichtende und erziehende Seite des Lehrerberufs, die in keiner Weise hinter der sog. wissenschaftlichen zurückstehen dürfe, d. h. doch auch eine wissenschaftliche sei. Es wurde schließlich eine von dem Vortragenden und Prof. Wendland gemeinsam aufgestellte Resolution angenommen und dem Plenum zur Beschlußfassung überwiesen.

Resolution der pädagogischen Sektion.

> Die pädagogische Sektion erklärt es für wünschenswert, daß auf künftigen Versammlungen in noch stärkerem Maße als es erfreulicherweise schon in Hamburg geschehen ist, Gelegenheit gegeben werde, den Gedankenaustausch zwischen Lehrern der Universitäten und der höheren Lehranstalten über ihre gemeinsamen Interessen zu pflegen.

Diese Resolution ist der allgemeinen Versammlung bekanntgegeben und von dieser angenommen worden. (Vgl. oben S. 30.)

Nach einer Pause von 15 Minuten folgt der Vortrag des Geh. Regierungsrats Prof. Dr. W. Münch: **Die Pädagogik und das akademische Studium.**

Unter der einen Überschrift sollten eigentlich drei nicht notwendig zusammengehörige Fragen behandelt werden: die nach Berechtigung der Pädagogik als Universitätswissenschaft, diejenige nach dem Zweck der möglichen praktischen Bedeutung und Wirkung pädagogischen Studiums an der Universität, und endlich die nach dem ihr neben den spezielleren Berufsstudien zu gewährenden Raum. Doch soll der begrenzten Zeit wegen nur die erste der Fragen zu näherer Behandlung kommen, die beiden anderen bloß flüchtig berührt werden.

Gerade bei uns in Deutschland wird der Pädagogik der Charakter einer „kathederfähigen" Wissenschaft vielfach abgesprochen, während das Ausland die nachdrücklichste, auch theoretische Pflege derselben bei uns voraussetzt. Daß an preußischen Universitäten weder ordentliche Professuren für dieses Fach als solches bestehen noch der Doktortitel auf Arbeiten aus diesem Gebiete verliehen zu werden pflegt, muß als ein nicht aufrechtzuerhaltender Mißstand angesehen werden. Gewiß eignet der Pädagogik ein wissenschaft-

lich zu nennender Charakter nicht von jeher, und ihre Verarbeitung zu allerlei Systembüchern verbürgt einen solchen noch keineswegs; aber sichtlich ist die Auffassung ihrer Probleme in allmählicher Vertiefung begriffen; Schleiermacher und andere, namentlich aber Herbart, haben in dieser Beziehung wertvolle Anregung gegeben. Sie zu einer geradezu exakten Wissenschaft zu machen, kann allerdings nicht gelingen; aber der Begriff „Wissenschaft" muß doch auch nicht willkürlich verengert werden; er hat im Laufe der Zeiten sich sehr verschieden gestaltet und entwickelt; die Versuche endgültig fester Abgrenzung der Wissenschaften können nicht Bestand haben; der Charakter jeder einzelnen Wissenschaft ist eigentlich ein anderer, und alles in allem liegt der Wissenschaftscharakter nicht sowohl in der Sicherheit der zu gewinnenden Ergebnisse oder in der Unfehlbarkeit der Methode, als vielmehr in dem energischen und zusammenhängenden Erkenntnis**streben**, dem stets erneuten Suchen und Prüfen, dem Aufsuchen der Zusammenhänge und Gesetze, wobei allerdings ein gewisser Zusammenschluß der Forschenden, eine gewisse geordnete Gemeinsamkeit der Arbeit sowie Fühlung mit den benachbarten Wissenschaften vorausgesetzt werden muß.

Der Anerkennung der Erziehungswissenschaft als solcher ist die außerordentlich breite dilettantische Schriftstellerei auf diesem Gebiete nachteilig gewesen; aber über diese hinweg die Probleme in ihrer Tiefe aufzufassen ist darum hier nicht weniger möglich als anderswo. Daß die Schule Herbarts einen unanfechtbaren Grundstock geliefert habe, den es nur festzuhalten und auszubauen gelte, dieser Anspruch freilich muß aufgegeben werden; ihr Verdienst bleibt derselben darum doch, schon sofern sie zur Aufrüttelung aus bloßer Schulroutine viel gewirkt hat, wie denn die Herrschaft der Routine und die Zufriedenheit so vieler Berufspädagogen mit ihr ein weiterer Grund für die Geringschätzung der Pädagogik als eines selbständigen Denkgebiets geworden ist. Übrigens erklärt sich die Unterschätzung der Probleme der Erziehung auch aus dem Nachwirken älterer und naiver Vorstellungen vom Wesen der Bildung, und der Überschätzung der Wissensübertragung gegenüber der persönlichen Entwickelungshilfe. Von einer ernstlicheren Erfassung der Erziehungsprobleme überhaupt kann eine Hebung der erzieherischen Kraft der Beteiligten und Berufenen erhofft werden, was im nationalen Interesse sehr wünschenswert ist.

Am wenigsten zweifelhaft kann sein, daß die **Geschichte** des pädagogischen Denkens sowie der tatsächlichen Erziehung ein

6*

Wissenschaftsgebiet bildet, so gut wie irgendein anderes, und die Vertiefung in diese Geschichte, namentlich in diejenige der Ideen und Tendenzen, wird den Blick für die gegenwärtigen wie die ewigen Probleme schärfen. Auch ist für gründliche Erforschung hier noch viel Gelegenheit. Doch auch einem exaktwissenschaftlichen Charakter braucht die Pädagogik nicht schlechthin fern zu bleiben: die Arbeit der neueren experimentellen Psychologie reicht in ihr Gebiet hinein, und wenn man von dieser auch offenbar zum Teil sich zu viel verspricht, muß doch ihrem weiteren Ausbau mit Dank entgegengesehen und derselbe ausdrücklich durch pädagogisch-psychologische Versuche unterstützt werden. Großenteils freilich mag die Pädagogik das bleiben, was man „Kunstlehre" nennt. Dies gilt besonders auch für die Didaktik, deren mächtige Entfaltung, namentlich im Laufe des letzten halben Jahrhunderts, von niemandem verkannt werden kann und die auch ihrerseits von individuell subjektiver Willkür aufwärts sich bewegt zu guten objektiven Normen.

Auf Grund dieser Sachlage kann die obenerwähnte ablehnende Haltung preußischer Universitäten nicht als berechtigt gelten; andere deutsche Staaten sind denn auch über diesen Standpunkt hinausgeschritten, und gewisse außerdeutsche Kulturländer noch mehr.

Zu der zweiten der zu berührenden Fragen ist zunächst zu bemerken, daß selbst ohne praktischen Zweck ein Wissensgebiet wie das in Rede stehende sein Daseinsrecht im Rahmen der Universität hätte. Indessen kann von dem Studium desselben doch auch eine Erhöhung des Interesses und Verständnisses für die tatsächlichen Aufgaben des Erzieherberufs erwartet werden, und es wird zwischen Wissen und Gewissen der Zusammenhang nicht fehlen. Wie sehr eine Klärung über die tieferen Grundlagen und Bedürfnisse der Erziehungsarbeit zurzeit zu wünschen ist, zeigt die breite, meist dilettantische Protest- und Reformliteratur unserer Tage, aber auch das gegenwärtig weithin fehlende Vertrauen in den pädagogischen Weitblick der öffentlichen Berufserzieher. Überhaupt sind der offenen Fragen viele, und Stellung zu ihnen kann man nicht nehmen ohne tiefere begriffliche Orientierung. Ein äußerlich breiter Raum, um auf die dritte Frage zu kommen, innerhalb der Studienfächer der Studierenden des höheren Lehrfaches braucht für die Pädagogik nicht in Anspruch genommen zu werden; ein irgendwie bereits vollständiges Wissen um konkrete Einzelheiten in der Staatsprüfung zu verlangen wäre weder nötig noch billig. Mehr als auf dieses

kommt es an auf die Bildung von Interesse und innerer Disposition.

Bei der Debatte ergreifen das Wort Prof. Lehmann, Geh. Rat Klein, Geh. Rat Fries, Direktor Kuthe, Prof. Saran, Prof. Lasson, Prof. Gercke, Prof. Hoops, Dr. Böhme, Geh. Rat Münch.

Schluß 12 Uhr.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905,
vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Gymnasialdirektor Wegehaupt.

Vortrag von Prof. Dr. O. Baumgarten (Kiel): **Der Religionsunterricht auf der Oberstufe des Gymnasiums.**[1])

Der Redner führte ungefähr folgendes aus: Was ist das Ziel des Religionsunterrichtes? Sicherlich nicht das, was die preußischen Lehrpläne als solches aufstellen. Denn christliche Persönlichkeiten und Charaktere kann kein Unterricht erzielen, auch nicht der Religionsunterricht. Der Religionsunterricht hat sich dem übrigen Unterricht organisch anzugliedern. In den Lehrplan gehört Religion nur insofern, als etwas zu lehren ist, d. h. positive Kenntnisse zu vermitteln sind. Je voraussetzungsloser der Religionsunterricht ist, desto besser. Sobald der junge Mann merkt, es soll ihm etwas aufgezwungen werden, versagt er. Wenn eine mächtige Ideenbewegung mit größter Persönlichkeit vorgetragen wird, wird sie persönlichkeitsbildend. Das ist in allen Disziplinen der Fall. Ich möchte vor allem vor der Aufnahme von zu viel Positivem warnen. Es muß uns genug sein, die Gebildeten dahin zu bringen, die historische Wichtigkeit des Christentums einzusehen und seinen Problemen mit Interesse gegenüberzustehen. Konfessionell Gebundenes, wie die preußischen Lehrpläne wollen, ist grundsätzlich verkehrt. Der Absolutismus der christlichen Religion, wie er sich durch Drückung aller anderen Religionen kundgibt, der das Christentum als fertige Größe hinstellt, gehört nicht auf die Oberstufe. Historisch, aber nicht gelehrt sei der Unterricht, ohne systematischen Abschluß. Die historischen Grundsätze, die wir von Niebuhr erhalten haben, müssen wir auch in die Religion hineintragen. Sie kann es vertragen.

---

1) Der Vortrag erscheint in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“.

Bezüglich des Stoffes und seiner Verteilung auf den Lehrplan ist folgendes zu sagen: Ich stimme wie in dem bisherigen so auch hierin mit Herrn Oberlehrer Vollmer überein. Die Geschichte der christlichen Religion mit der Perspektive auf die Gegenwart: das ist der Stoff! Es muß in der Glaubens- und Sittenlehre besonders auf die Themen eingegangen werden, die aktuelles Interesse haben. Das Alte Testament soll in möglichst freier Weise vorgeführt werden. Daraus sich entwickelnd die Geschichte des Judentums mit besonderer Berücksichtigung der Psalmendichtung. Das käme für die erste Hälfte der Obersekunda in Betracht. In der zweiten wäre Christi Leben zu behandeln. Man erwähne hier auch die christlichen Mythen ohne Scheu. Sie sind ein Ehrenkranz auf Christi Haupt. In Unterprima läge die Zeit bis Luther vor. Von einer zu eingehenden Lektüre des Römerbriefes ist wegen der Gequältheit der Deduktion und der scholastischen Enge abzusehen. Trotzdem ist auf Paulus Wert zu legen: als Held, auch in geistiger Beziehung, muß er dargestellt werden. Dazu lese man den Philipperbrief. Da hat man den wahren, den ganzen Paulus! Römer 1 kann nicht übergangen werden, und es muß gesagt werden, daß Paulus hier einseitig orientiert gewesen ist. Von Pauli Bilde aus muß sich dann der Blick in den hellenistischen Bereich erweitern, ohne mehr als nur die Ansätze des Dogmatismus zu berühren. Dann kommt als nächstes Ziel die Heldenverehrung. Da lese man Augustin, zur Erfassung des Mittelalters mit Luther Herder. Man gebe mehr als einen nur dunklen Hintergrund, man hebe auch das Lichte dieser Zeit hervor. Einige Schriften Luthers „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ und „An den Adel deutscher Nation“ dürfen nicht übergangen werden. Die Oberprima soll als Ziel das Verständnis der religiösen und geistigen Fragen der Gegenwart haben. Dazu muß u. a. auch auf den Unterschied zwischen Luthertum und Calvinismus und ihre Einwirkung auf die kulturelle und wirtschaftliche Entwickelung hingewiesen werden. Die Behandlung der geistigen Probleme der Gegenwart, Jesuitismus, Pietismus, Darwinismus, Haeckelismus, das Problem der Gewissens- und Willensfreiheit, die Selbsterlösung, die soziale Frage, das Problem der Persönlichkeit Christi, die Idee von Tod und Erlösung hätte dann den Schluß zu bilden.

In der lebhaften Debatte vertraten verschiedene Redner einen mehr positiven oder doch vermittelnden Standpunkt. Prof. Wendland (Kiel) erwiderte diesen, daß Baumgarten zum Teil die im Gegensatz zu ihm formulierten Sätze annehmen könne. Es sei ein

hohes, vielleicht nicht völlig erreichbares Ideal, das Baumgarten entwickelt habe, aber wenn jeder, seiner Überzeugung gemäß, nur einiges herausnehme, so sei schon viel gewonnen. Ihm, dem Redner, werde der Vortrag noch für Jahre zu denken geben. An der weiteren Diskussion beteiligten sich noch Lic. Vollmer (Hamburg), Prof. Stöber und Direktor Kuthe. Direktor Nebe schlug vor, der von der Versammlung vertretenen Anschauung in einer Resolution Ausdruck zu geben.

Schluß der Sitzung 10 Uhr 20 Minuten.

Die Zahl der in die Listen eingetragenen Teilnehmer der Sektion betrug 315.

Archäologische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags 2 Uhr.

Der Obmann, Prof. Dr. Klußmann, eröffnete die Sitzung mit einigen geschäftlichen Mitteilungen und empfahl u. a. den Besuch der umfangreichen und hochinteressanten Bildergalerie des Herrn Konsul Weber und des Gewerbemuseums, dessen griechisch-römische Antiquitäten mit den von der Metallwarenfabrik in Geißlingen a. Steig freundlichst zur Verfügung gestellten Nachbildungen mykenischer Altertümer durch Herrn Direktor Prof. Dr. Brinkmann für die Zeit der Versammlung in einem Saale vereinigt worden waren.

Zum Vorsitzenden der Sektion wurde einstimmig Herr Prof. Dr. Eugen Petersen (Berlin) gewählt, welcher schon 1855 Mitglied der ersten Hamburger Philologenversammlung gewesen war, zu Schriftführern die Herren Crop (Jena) und Weiß (Hamburg).

Prof. Dr. B. Pick (Gotha) spricht über: **Griechische Münzen aus der Sammlung Weber in Hamburg.**

Einer Anregung der Obmänner Folge leistend hatte Herr Konsul Weber in Hamburg freundlichst gestattet, daß eine Auswahl griechischer Münzen aus seiner reichen Sammlung, die auf dem Gebiet der antiken Numismatik mit den großen Museen wetteifert, durch das Epidiaskop vorgeführt würde, und auf Wunsch beider Teile hatte der Vortragende die Erklärung übernommen. Der Apparat ermöglicht es, kleine Objekte unmittelbar zu benutzen und gibt bei starker Vergrößerung zugleich Farbe und Glanz des Originals treu wieder, ist also gerade zur Vorführung von Münzen besonders geeignet. — Die von dem Vortragenden getroffene Auswahl umfaßte Münzen von Kleinasien, Nordgriechenland, Mittelgriechenland und Peloponnes, Italien und Sizilien, innerhalb jeder geographischen Gruppe Beispiele aus allen Perioden, von der ältesten bis in die hellenistische und römische Zeit; den Schluß bildete eine

Auswahl von Porträtmünzen aus allen Gebieten. Die begleitenden Worte beschränkten sich auf die nötigsten Erklärungen mit gelegentlichen Hinweisen auf die Wichtigkeit der Münzen für die verschiedenen Gebiete der Altertumsforschung. Dank dem Entgegenkommen des Besitzers und der Eigenart des Apparats konnte so ein größerer Kreis von Personen zusammen eine ansehnliche Zahl von schönen und lehrreichen Münzen im Original betrachten und würdigen.

Eine Diskussion fand nach dem Vortrage nicht statt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Petersen.

Prof. Dr. E. Petersen führte in Wort und Bild die **Ara Pacis Augustae** vor, wie sie vor und nach der Ausgrabung sich darstellt. So groß man auch den Gewinn der Ausgrabung für die Fixierung des Grundrisses und die Anordnung des historisch bedeutsamen Frieses anschlägt, so ist doch die Fortsetzung der auf unbestimmte Zeit vertagten Bodenforschung außer anderem auch zur Lösung einer Hauptfrage der Friesanordnung durchaus erforderlich. Die bisherigen Fundtatsachen führten zu einem Resultat, das man um des in dem Bildwerk sich darstellenden Inhalts willen anzunehmen sich sträuben muß. Sollen wir wirklich glauben, daß diejenigen Szenen, welche des dargestellten Gegenstandes wegen der Eingangsfront zuzukommen scheinen, vielmehr an die Hinterseite des Gebäudes gehören, und daß umgekehrt, was der Idee nach hintenan stehen sollte, dennoch vorangestellt werden müsse, so bedarf es noch zwingenderer Fundtatsachen. Dies Dilemma muß beseitigt werden.

Die Altaranlage im Friedensheiligtum erhält Licht durch Vergleichung der in letzter Zeit aufgedeckten hellenistischen Altarbauten des griechischen Ostens, von Priene, Kos, Magnesia, Milet und Pergamon. Doch ist in keinem dieser Heiligtümer der Altar so gut erhalten, wie der der Pax Augusta, der auch sonst schon jetzt vollständiger als einer der genannten herzustellen ist. Wie wäre es also denkbar, daß dieser Schatz von denen, die er zunächst angeht, nicht gehoben werden sollte!

Dem Wunsche, die Versammlung möge zustimmen, daß dem italienischen Kultusministerium der Dank für die Aufdeckung und das Vertrauen, die italienische Regierung werde das große Werk

auch des römischen Namens würdig zu Ende führen, ausgedrückt werde, wurde entsprochen. (Vgl. oben S. 34.)

Darauf gab Prof. Dr. Pick: **Numismatische Beiträge zur griechischen Kunstgeschichte.**

Der Vortragende knüpft an seine Ausführungen auf der Philologenversammlung in Halle an, wo er die Aufgaben der wissenschaftlichen Numismatik und ihr Verhältnis zur Archäologie klarzulegen und Grundsätze für die archäologische Verwertung der Münzen aufzustellen versucht hat. Für ein Arbeitsgebiet der Archäologie, das kunstgeschichtliche, sollen dieses Mal Beispiele geboten werden. Die Auswahl ist selbstverständlich eine willkürliche; sie bringt teils bisher unbekannte oder noch nicht von archäologischer Seite benutzte Münzen, teils neue Bemerkungen über Typen, die schon von anderen für Fragen der griechischen Kunstgeschichte herangezogen worden sind.

Zunächst sind zur Parthenos des Phidias einige neue Beobachtungen nach Münzbildern mitzuteilen. Man hat schon früher bemerkt, daß der Kopf auf alexandrinischen Kaisermünzen genauer wiedergegeben ist als in Athen selbst. Nähere Betrachtung der Athenaköpfe aus der Zeit des Alexander und Maximinus lehrt nun aber noch, daß der Helm mit einer Nike im Viergespann verziert ist, dem auf der abgewandten Seite noch ein gleiches oder ähnliches Viergespann entsprechen muß. Die auf den attischen Tetradrachmen und anderen Kopien erscheinenden Tiervorderteile, die so wenig befriedigen, sind also nur abgekürzte Andeutungen der wirklichen Helmverzierung, während das Viergespann der Nike ein passender und des Phidias würdiger Helmschmuck für die siegbringende Göttin ist. Auf den Münzen des Maximinus und Maximus sieht man ferner die Lanze an der linken Schulter, genau so wie auf der Gemme des Aspasios, und nach der ganzen Behandlung paßt dieses Brustbild weit besser für ein ovales Feld; der Stempelschneider scheint eine der eben genannten sehr ähnliche Gemme als Modell benutzt zu haben. — Für die ganze Figur der Parthenos lehren die Münzen trotz der großen Zahl von Nikephorostypen nur wenig. Doch verdient es Beachtung, daß zwei kleinasiatische Münzbilder aus sehr verschiedener Zeit und weit voneinander gelegenen Prägestätten, ein kilikischer Silberstater des 4. Jahrhunderts v. Chr. und eine späte Kaisermünze von Priene, die rechte Hand der Göttin auf einen Baumstumpf gestützt zeigen, während die Varvakionstatuette als Stütze eine Säule gibt; vielleicht ist daraus zu schließen, daß auf den beiden Münzen nicht Tempelbilder, sondern im Freien aufgestellte Kopien oder Nach-

bildungen der Parthenos wiedergegeben sind. — Für die sogenannte Promachos des Phidias sind wir auf die athenischen Kupfermünzen der Kaiserzeit mit Ansichten der Akropolis angewiesen, die zwischen Propyläen und Parthenon (oder Erechtheion) die Kolossalstatue, zuweilen mit deutlicher Angabe der Basis, zeigen. Die Prüfung zahlreicher Exemplare ergibt, daß nicht nur zuweilen, sondern auf allen leidlich erhaltenen Stücken die Göttin eine Nike trägt; das kann nicht auf Willkür der im übrigen sehr voneinander abweichenden Stempelschneider beruhen, sondern auch diese Athena des Phidias muß eine Nikephoros gewesen sein. Als selbständiger Typus erscheint eine solche, von der Parthenos verschiedene, Athena auf einer Münze des 3. Jahrhunderts n. Chr., mit korinthischem Helm, auf der Rechten die Nike, Schild und Lanze am linken Arm, das Ganze von einem Kranze eingerahmt. Und ihr schöner Kopf findet sich öfters, ebenfalls in einem Kranze, auf athenischen Kupfermünzen der Kaiserzeit und ganz ebenso auch in Alexandreia, hier wie dort als Gegenstück zu Parthenosköpfen.

Auf anderen athenischen Münzen ist der thronende Dionysos des Alkamenes längst nachgewiesen; aber der ihm ebenfalls zugeteilte spitzbärtige Kopf der autonomen Kupfermünzen gehört vielmehr einem älteren, stehenden, Dionysos, der in ganzer Figur auf früheren Tetradrachmen erscheint. — Die sehr altertümliche Artemis auf den athenischen Tetradrachmen des Eubulides und Agathokles ist weder Leukophryene noch Brauronia, deren Erscheinung uns durch Münzen von Magnesia und Laodikeia hinreichend bekannt ist, sondern sie ist das Gegenstück zu dem delischen Apollon von Tektaios und Angelion, die nach Athenagoras auch eine delische Artemis geschaffen haben.

Auch in Milet gab es neben der alten Statue des Apollon Didymaios von Kanachos eine etwa gleichzeitige Artemis-Statue, wie die Münzen, besonders des Nero, Severus und Caracalla, lehren. Sie trug Polos mit langem Schleier, in der Rechten eine Schale, in der gesenkten Linken Pfeil und Bogen; der Künstler bleibt noch festzustellen. Beide Götterbilder zusammen finden sich auch auf Kaisermünzen von Alexandreia und von Aigiale, das weibliche wurde bisher nur falsch gedeutet. — Noch viel ältere Kultbilder der beiden Geschwister sind in Lakedaimon nachweisbar. Denn von den beiden öfters behandelten Münzbildern, in denen man den amykläischen Apollon erkennen will, scheint nur das aus der Kaiserzeit, mit dem pfeilerförmigen Körper, diesen Gott darzustellen. Das merkwürdige Götterbild auf den silbernen Königsmünzen kann nicht damit identisch sein, da sein Körper zylindrisch ist; da es

aber gleiche Bewaffnung hat wie der Apollon (Helm, Speer und Bogen), so wird es eine uralte Artemis sein, verwandt der Göttin von Leukas, von der uns die Münzen ein wesentlich späteres, aber immer noch sehr altes statuarisches Bild erhalten haben. Jenes einem Palladion ähnliche Bild der Artemis von Lakedaimon wäre dann das von Pausanias erwähnte, das nach seiner Meinung einen besseren Anspruch auf den Namen Taurike hatte als die Brauronia. — Das archaische Athenabild einer anderen Kaisermünze von Lakedaimon ist dagegen kein altes Xoanon, sondern gewiß mit Recht hat man darin das Werk des Gitiadas erkannt, eine vollständig durchgebildete weibliche Figur, das Gewand mit Reliefstreifen verziert; von dem Aussehen des älteren Xoanon kann man sich eine Vorstellung machen nach einem Athena-Idol auf Münzen der lakedämonischen Kolonie Melos, das in seiner Pfeilerform sehr an den amykläischen Apollon erinnert.

Um die kunstgeschichtliche Verwertung der Münzen auch auf dem Gebiet der Architektur, wenigstens für die Benennung und Geschichte von Bauwerken, durch Beispiele zu belegen, werden einige Abbildungen von Tempeln vorgeführt, wie sie seit Augustus auf den kleinasiatischen Münzen üblich werden, und zwar solche von Pergamon. Das Augusteum muß nach den Münzen sechs Säulen in der Front gehabt haben, wie es für das nach seinem Muster eingerichtete Traianeum durch die Ausgrabungen gesichert ist; wo die Kultbilder mit abgebildet sind, bestätigen die Münzen, daß der Kaiser der Hauptinhaber des Tempels ist; denn der göttliche Mitbewohner, Roma bzw. Zeus Philios, wird öfters, seit Hadrian immer, fortgelassen. Die dritte Neokorie von Pergamon galt dem Caracalla; die Münzen lehren, daß für ihn kein neuer Tempel erbaut wurde, sondern daß er in einen Tempel des Asklepios mit eingesetzt wurde, dessen Kultbild schon auf Königsmünzen erscheint. Da der ionische Tempel auf der Theaterterrasse nachweislich aus der Königszeit stammt und nach verschiedenen Wechselfällen dem Caracalla geweiht worden ist, und da nicht anzunehmen ist, daß man diesem Kaiser zwei verschiedene alte Tempel geweiht hätte, so darf es als festgestellt gelten, daß der ionische Tempel ursprünglich dem Asklepios gehörte und die Neokorie für Caracalla dann an ihn geknüpft worden ist. Das Kultbild, ein sitzender Asklepios, war wohl nur eine Kopie der Statue des Thrasymedes in Epidauros, von wo der Kultus ja nach Pergamon verpflanzt worden ist. Die pergamenischen Münzen zeigen aber gleichzeitig, unter demselben Beamten, einen zweiten Asklepiostempel, mit dem stehenden Gott als Kultbild; das muß

der von Aristides bezeugte große Tempel außerhalb der Stadt sein, und das Kultbild dieses Tempels wird auf Phyromachos zurückzuführen sein. Ob das Original dieser Statue sich in der Kaiserzeit in Pergamon befand oder seit der Entführung durch Prusias II. immer noch in einer bithynischen Stadt, ist zweifelhaft; vielleicht steht der bedeutende Asklepioskopf einer der schönsten Kaisermünzen von Nikaia damit in Verbindung, der sich neben dem Kopf des olympischen Zeus sehen lassen darf.

Zuletzt behandelte Justizrat Dr. J. E. Haeberlin (Frankfurt a. M.): **Die Systematik des ältesten römischen Münzwesens.**

Der Vortragende bespricht an der Hand von Tafeln seines in Vorbereitung begriffenen „Corpus nummorum aeris gravis" den Ursprung und das System der ältesten Münzung Roms und des latinischen Mittelitaliens. Rom ging erst nach dem freiwilligen Anschluß der Kampaner und der Unterwerfung der Latiner um 335 v. Chr. zur Münzung über. Es begründete vom Beginne an nicht nur eine, sondern sofort zwei Münzstätten, die eine in der Hauptstadt für den Guß der urbanen Libralserie nach dem Pfunde von 273 g, die andere in Capua für die Prägung des mit der Aufschrift „ROMANO", später „ROMA" nach kampanischem Fuße gemünzten Silbers. Es lassen sich im engen Anschlusse an die entscheidenden historischen Ereignisse für die Schwergeldepoche Roms drei Perioden unterscheiden, die erste 335 bis 312 v. Chr. In ihr bestand eine befriedigende Übereinstimmung zwischen den Einheiten der Bronze- und der Silberwährung noch nicht. In der zweiten mit dem Siege Roms im Samnitenkriege 312 beginnenden Periode wird in Kampanien ein weit romanisierteres System begründet, indem durch Einführung eines neuen Fußes im Silber die Silber- der Bronzewährung angeschlossen wird; der librale As wird die beherrschende Einheit des Gesamtsystems. Gleichzeitig wird die capuanische Münzstätte in umfassender Weise am Bronzeguß beteiligt; sie gießt das Schwergeld für die Latiner und zwar in der Weise, daß von nun an jeder neuen Didrachmen-Emission eine Schwergeldreihe und jeder Schwergeldreihe ein viereckiger Barren angeschlossen wird. Umgekehrt wird in der dritten Periode, beginnend etwa 286 v. Chr., die Silbereinheit, d. h. das scriptulum von 1,137 g die maßgebende Größe des Gesamtsystems. Durch Unterordnung unter dieselbe wird der hauptstädtische As auf die Hälfte seines Gewichts reduziert, womit zugleich die Reduktion das Durchgangsstadium zur Überleitung des römischen Gesamtstaates zur Silberwährung in der Form des Denars (268 v. Chr.) bildet. Diese in ihren wesentlichen Teilen neuen Feststellungen sind von dem

Vortragenden in einer Broschüre: „Die Systematik des ältesten römischen Münzwesens“ (Verlag der Berliner Münzblätter 1905) niedergelegt.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Gemeinsame Sitzung der philologischen, archäologischen und historisch-epigraphischen Sektion.

Bericht siehe S. 53 ff.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905,
vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. E. Petersen.

Prof. Dr. Botho Graef (Jena): **Ein Kapitel zur griechischen Plastik.**

Der Hermes von Andros mit seinen Repliken, welcher als Werk der Schule des Praxiteles meist betrachtet wird, ist vielmehr ein dem Hermes des Praxiteles vorausgehendes Werk. Er zeigt eine auf das Anmutige gerichtete Sinnesart, die sich in Feinheit und Zierlichkeit der Gesichtsformen ausdrückt, während der kräftige Körperbau mit der stark ausgebogenen Hüfte in nicht ganz ausgeglichenem Gegensatz dazu steht. Die analoge Tendenz zur Verfeinerung und Verkleinerung der Gesichtsformen zum Teil in Verbindung mit dem noch schwerfälligen Körperbau, zeigen auch der neugefundene Jüngling von Antikythera, die Ephesische Bronzestatue in Wien, eine Gewandfigur aus Eretria in Athen, die in die Jugendzeit des Praxiteles gesetzten Figuren des Eros und des Satyrs, der Münchener Diomed. Alle diese Werke zeigen, daß weibliche Reize in die männlichen Formen gelegt werden, entsprechend der neu am Ende des 5. Jahrhunderts erwachenden Empfindung für die weibliche Schönheit. Im Osten war das schon früher geschehen, hier bekümmerte sich die Kunst weniger um den Mann. Ein Einblick in die Verschiedenheit östlichen und westlichen Empfindens, der sich bis in die ältesten Zeiten herauf verfolgen läßt, eröffnet sich von hier aus.

Prof. Dr. F. von Duhn (Heidelberg): **Eine Giebelkomposition aus Neapel.**

Bei der Seltenheit römischer Monumentalbauten in Süditalien ist der einzige Tempel Neapels, der das Mittelalter wenigstens

teilweise überdauert hat, derjenige der Dioskuren, jetzt S. Paolo maggiore, von besonderem Interesse. Er stand über dem Forum und war einer der Haupttempel, wahrscheinlich um die Zeit Neros geweiht. Die 1688 durch Erdbeben zerstörte Front ist durch Francesco d'Olanda um 1540 gezeichnet; diese in der Sammlung seiner Zeichnungen im Escorial aufbewahrte Wiedergabe, jüngst durch Correra veröffentlicht, wurde vom Vortragenden vorgeführt, und die Giebelkomposition, die einzige in Süditalien erhaltene, besprochen. Auch die beiden einzig erhaltenen Originalreste, zwei mächtige Torsi der Dioskuren daselbst, kommen zur Anschauung.

Hofrat Prof. Dr. Th. Schreiber (Leipzig): **Die große Katakombe von Kôm-esch-Schukâfa in Alexandrien und die neuen Kapitäle der Ptolemäerzeit.**

Die rasch fortschreitende Zerstörung der Nekropolen von Alexandreia in Ägypten, Bottis durch einen frühen Tod unterbrochene Tätigkeit und die Arbeiten der 1902 abgeschlossenen Ernst Sieglin-Expedition haben eine Menge von Denkmälern zutage gefördert, welche auf das Fortleben der griechischen und der ägyptischen Kunst im Nildelta während der hellenistischen Zeit ein neues Licht werfen. Wir übersehen jetzt in der Bautätigkeit Alexandriens drei Stilrichtungen, die nebeneinander bestehen, aber zu verschiedenen Zeiten den Höhepunkt ihrer Wirksamkeit erreichen. Was wir schon früher aus den Scheinarchitekturen der pompejanischen Wandmalerei vermutungsweise erschließen konnten, ist jetzt durch die Stuckfassåden der hellenistischen Nekropole von Hadra bei Alexandrien und durch die Baureste aus dem Gebiet der ptolemäischen Königspaläste erwiesen, nämlich die Tatsache, daß die eingewanderten griechischen Architekten energisch bemüht gewesen sind, die traditionellen griechischen Bauformen fortzubilden und allmählich durch Zusätze zu vermehren, wodurch sie einen Barockstil ins Leben gerufen haben, der in seiner urwüchsigen Eigenart weder von Hellas, noch von Rom bedingt war. Andererseits gab es in Ägypten von der Pharaonenzeit her eine eingesessene Kunst, die auch unter den Ptolemäern und unter den römischen Kaisern nicht aufhörte nach alten Mustern weiter zu schaffen, die aber nicht mehr die Kraft besaß, sich zu verjüngen, sondern allmählich das Verständnis der überlieferten Formen verlor. Zwischen jene reingriechische und diese reinägyptische Baukunst tritt nun als überraschende Neuigkeit eine dritte Stilrichtung, deren Existenz sich bereits früher in manchen Äußerungen kundgegeben hatte, ohne viele Beachtung zu finden, während sie jetzt durch die Funde von Hadra und namentlich durch die Kapitäle der großen, im ersten

demnächst erscheinenden Bande der Ernst Sieglin-Publikationen behandelten Katakombe von Kôm-esch-Schukâfa in ihrer selbständigen Eigenart erkannt werden können. Es ist eine ägyptische, von Griechen geübte Landeskunst, welche sich nach dem Vorbild und durch Aufnahme griechischer Elemente regeneriert, vielleicht nennt man sie richtiger eine alexandrinisch-ägyptische Kunst, da sie griechische und ägyptische Formen gleichmäßig kennt und schätzt, je nach Bedürfnis verwendet und vor allem ihre Lebenskraft dadurch erweist, daß sie diese an und für sich heterogenen Elemente zu neuen, entwickelungsfähigen Kombinationen zu verbinden weiß. Diese in ihren Konsequenzen bedeutsame Tatsache erläuterte der Vortragende in Lichtbildern an einer Reihe alexandrinischer Kapitäle, deren ältestes sich eng an das berühmte, bei dem Rundtempel von Epidauros gefundene Modell Polyklets d. J. anschließt, während die Fortbildungen mehr und mehr ägyptische Elemente aufnehmen und die letzte, durch verschiedene Ansätze vorbereitete Leistung, das Kapitäl des Grabes von Kôm-esch-Schukâfa, sich als eine in griechischem Geiste erfundene, aber in allen wesentlichen Zügen reinägyptische Schöpfung darstellt.

Dr. R. Stettiner (Hamburg): **Die Illustrationen der mittelalterlichen Prudentiushandschriften und ihre spätantike Vorlage.**

Der Vortragende spricht im Anschluß an seine der Versammlung gewidmete Publikation der illustrierten Prudentiushandschriften über die Bedeutung dieser auf eine spätantike Vorlage zurückgehenden Handschriften für den Zusammenhang antiker und mittelalterlicher Kunst. Er zeigt an einer Reihe von Beispielen, wie sich aus Bildern in Handschriften des 10. bis 11. Jahrhunderts noch der antike Kern herausschälen läßt.

Hierauf bringt Dr. A. Warburg (Hamburg) folgende Resolution ein:

> Es liegt im Interesse der Archäologie wie der modernen Kunstgeschichte, wenn Skizzenbücher, wie das des Francesco d'Olanda, möglichst bald und einfach, etwa wie Salomon Reinach das Skizzenbuch des Pierre Jacques von Reims publiziert hat, veröffentlicht werden.

Prof. Petersen und Prof. von Duhn unterstützen die Resolution.

An den wegen Krankheit nicht erschienenen Obmann der Sektion Prof. Dr. Ferd. Noack wurde folgendes Telegramm abgesandt:

> Die archäologische Sektion bedauert lebhaft das Fernsein ihres ersten Obmanns und wünscht baldige und dauernde Genesung.

In die Listen haben sich 128 Mitglieder eingezeichnet.

Germanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, 1³/₄ Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Prof. Dr. Gering.

Nachdem Herr Prof. Dr. Dissel die Anwesenden im Namen der Obmänner begrüßt hatte, wurden zu Vorsitzenden die Herren Geh. Rat Prof. Dr. Gering (Kiel) und Prof. Dr. Strauch (Halle), zu Schriftführern Herr Privatdozent Dr. F. Schultz (Bonn) und Herr Oberlehrer Dr. H. Kohbrok (Altona) erwählt.

Dann nahm der Vorsitzende Herr Geh. Rat Prof. Dr. Gering das Wort zum Nekrologe.

Meine Herren! Der alte, gute Brauch erheischt es, daß wir in unserer ersten Sitzung derjenigen Förderer unserer Wissenschaft pietätvoll gedenken, die seit der letzten Tagung gestorben sind. Die verflossenen beiden Jahre haben uns zahlreiche, schmerzliche Verluste gebracht. Trauernd nenne ich an erster Stelle einen großen Namen, dem auch die germanische Philologie zu unauslöschlichem Danke verpflichtet ist: Theodor Mommsen. Es verschieden ferner:

am 23. Januar 1904 Prof. Ferdinand Detter in Prag, bekannt durch eingehende Forschungen auf dem Gebiete der altnordischen Literatur, Mythologie und Sagengeschichte;

am 29. Januar 1904 Prof. Louis Betz in Zürich, der den Wechselbeziehungen zwischen deutschem und französischem Geistesleben liebevoll nachging und namentlich über Heinrich Heines Verhältnis zur französischen Literatur wertvolle Studien geliefert hat;

am 6. Februar 1904 Prof. Adolf Socin in Basel, ein hervorragender Kenner seiner heimatlichen alemannischen Mundart, dem das kurz vor seinem Tode vollendete Mittelhochdeutsche Namenbuch ein ehrenvolles Gedächtnis sichert;

am 28. Februar 1904 Prof. Ernst Matthias in Burg, stellvertretender Vorsitzender unserer Sektion bei der letzten Philo-

logen-Versammlung in Halle, der die spärliche Muße, die das Schulamt ihm ließ, eingehenden Studien der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts widmete, denen wir u. a. seine treffliche Ausgabe von Murners Schelmenzunft verdanken;

am 15. März 1904 Prof. Paul Nerrlich in Berlin, der Biograph und Herausgeber Jean Pauls;

am 22. März 1904 der Braunschweiger Stadtarchivar Prof. Ludwig Hänselmann, der verdiente Herausgeber mittelniederdeutscher Geschichtsquellen;

am 10. Juni 1904 Prof. Bernhard Döring in Leipzig, ein tüchtiger Kenner der altnordischen Literatur, der u. a. die schwierige Frage nach den Quellen der Þiðrekssaga zu lösen versuchte;

am 16. August 1904 Prof. Adolf Ausfeld in Heidelberg, der den mittelalterlichen Darstellungen der Alexandersage ein eingehendes und fruchtbringendes Studium widmete;

am 27. Dezember 1904 in Halle der frühere Direktor des Gymnasiums zu Wilhelmshaven Prof. Hugo Holstein, hochverdient durch ausgezeichnete Forschungen über die Literatur des Humanismus, besonders das humanistische Drama und seine Nachwirkungen bis ins 17. Jahrhundert;

am 4. April 1905 Prof. Richard Heinzel in Wien, einer der gelehrtesten und vielseitigsten Germanisten der Gegenwart, dem besonders die Sagengeschichte reiche Förderung verdankt, mit allen europäischen Sprachen (insbesondere auch den romanischen und slawischen) vertraut und in ihren Literaturen belesen, wie vielleicht seit Jacob Grimm kein anderer, und dadurch hervorragend befähigt, verborgene Zusammenhänge und Einwirkungen aufzuspüren;

Ende Juli 1905 Prof. Wilhelm Storck in Münster, einer der letzten, die die germanische und romanische Philologie zu gleicher Zeit pflegten, literarisch freilich wesentlich nur auf dem letzteren Gebiete tätig;

am 20. August 1905 der Bremer Stadtbibliothekar Prof. Heinrich Bulthaupt, der feinsinnige Ästhetiker und Dramaturg;

am 3. September 1905 Prof. Robert Sprenger in Northeim, der in verschiedenen Zeitschriften zahlreiche Beiträge — textkritische und exegetische — zu mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Autoren geliefert hat.

Seit Jacob Grimm und Joh. Andr. Schmeller den Ruodlieb zuerst ans Licht zogen und den Waltharius neu edierten, hat die mittellateinische Philologie mit Recht stets als ein integrierender Teil

der germanischen gegolten. Wir müssen daher auch des in jugendlichem Alter am 6. April d. J. dahingerafften Berliner Professors Paul von Winterfeld gedenken, der uns u. a. die Werke der ältesten deutschen Dichterin in kritischer gereinigter Gestalt geschenkt hat.

Ich ersuche Sie, meine Herren, das Andenken dieser Toten dadurch zu ehren, daß Sie sich von Ihren Plätzen erheben.

Darauf erstattete Herr Prof. Dr. Strauch den **Bericht über den Stand des Grimmschen Wörterbuches.**

Auf der letzten Philologenversammlung zu Halle (Oktober 1903) hat die germanistische Sektion einstimmig den Beschluß gefaßt, die Sache des Deutschen Wörterbuches als die ihrige zu betrachten und sie bis zu seiner Vollendung auch für die künftigen Philologenversammlungen ein für allemal auf ihre Tagesordnung zu setzen. Dementsprechend referierte Prof. Strauch als Vorsitzender der germanistischen Sektion auf der Hallischen Philologenversammlung über den Fortgang des Unternehmens während der letzten zwei Jahre. Unter dankbarer Anerkennung, daß die Reichsregierung bemüht gewesen ist, den damals ausgesprochenen Wünschen um Gewährung weiterer Mittel und Hilfskräfte Rechnung zu tragen, konnte Referent konstatieren, daß seit Oktober 1903 im ganzen neun Lieferungen erschienen sind, fünf weitere sich gegenwärtig im Druck befinden bzw. handschriftlich fertiggestellt vorliegen. Sodann führt er aus, daß weitere Unterstützung von seiten der Reichsregierung nach wie vor wünschenswert bleibt und unterbreitet der Sektion dahingehende Anträge auf Grund von Informationen, die bei den Bearbeitern des Wörterbuches selbst eingeholt wurden.

Die Sektion beschloß, eine Kommission bestehend aus den Herren Prof. Dr. Strauch, Prof. Dr. Siebs (Breslau), Prof. Dr. Meißner (Göttingen) einzusetzen zur Ausarbeitung einer dem Herrn Reichskanzler zu unterbreitenden Eingabe, die bis Donnerstag der Sektion vorzulegen sei.

An der lebhaften und eingehenden Debatte beteiligten sich die Herren Geh. Rat Prof. Dr. Gering, Prof. Dr. Siebs, Prof. Dr. R. M. Meyer, Prof. Dr. Sütterlin, Prof. Dr. Witkowski, Hofrat Prof. Dr. Kluge, Prof. Dr. Mogk, Prof. Dr. Meißner, Prof. Dr. Uhl, Prof. Dr. Strauch, Dr. Meier.

Schluß 3 Uhr.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, $9^1/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Strauch.

Prof. Dr. Bolte aus Berlin überbrachte den Gruß der Berliner Gesellschaft für deutsche Philologie und bat die Fachgenossen um rege Unterstützung des von der Gesellschaft herausgegebenen Jahresberichts für germanische Philologie.

Herr Prof. Dr. Mogk (Leipzig) erhielt das Wort zu seinem Vortrage: **Volkskunde und deutsche Philologie.**

Man hat in den letzten Jahren wiederholt die Volkskunde ganz von der deutschen Philologie losreißen wollen. Das wäre ein arger Fehler für beide Wissenschaften. Die Volkskunde, deren wissenschaftlicher Betrieb die Erforschung des Gemütslebens unseres Volkes ist und der aus diesem hervorgehenden Handlungen, ist aufs engste mit der germanischen Philologie verkettet; beide Wissenschaften stehen in ununterbrochener (gegenseitiger) Wechselwirkung: beide sind zu gleicher Zeit entstanden; Germanisten haben zu jeder Zeit die Volkskunde gepflegt, andere Forscher auf Teilgebieten der Volkskunde haben sich in sprachlichen Dingen und bei literarischen Belegstellen bei deutschen Philologen Rat geholt. Dagegen haben Nichtgermanisten sehr oft ganz unklare Vorstellungen von der Begrenzung der Volkskunde. Hierüber wird sich aber leicht für den Klarheit einstellen, der aus der Sprache und Literatur unseres Volkes sein Seelenleben im Wandel der Zeiten verfolgt hat, und das ist in erster Linie der Germanist. Er vermag auch allein die verschiedenen Schichten, die im heutigen Volkstum übereinander liegen, zu trennen und ihren Ursprung zu bestimmen. Die Volkskunde braucht ferner den deutschen Philologen bei Ausbeutung der alt- und mittelhochdeutschen Literatur und besonders der frühneuhochdeutschen zu volkskundlicher Sammelarbeit, seine Sprachkenntnisse bei Verwertung der Dialekte, überhaupt der Sprache zu volkskundlichen Zwecken. Für die deutsche Volkskunde ist auch die Beschäftigung mit altenglischer und besonders altnordischer Sprache und Literatur von großer Wichtigkeit, da durch das Heranziehen dieser allein die untersten Schichten germanischen Volkstums bloßgelegt werden können.

Allein die deutsche Volkskunde darf nicht nur ein Zweig der deutschen Philologie sein. Durch die vergleichende Volkskunde ist ihr Gesichtskreis wesentlich erweitert und sie selbst zu einer neuen selbständigen Wissenschaft geworden, die in Berührung mit Ge-

schichte, Völkerkunde, Psychologie, Soziologie und anderen Wissenschaften bleiben muß. In dieser neuen Gestalt wirkt die Volkskunde auch auf verschiedene Zweige der älteren deutschen Philologie ein und verhilft zu einer richtigen Auffassung der volkstümlichen deutschen Literatur, der altgermanischen Religion, des altdeutschen Rechtes, der deutschen Heldensage. Nur durch diese gegenseitige Wechselwirkung können beide Schwestern gedeihen: die ältere gibt der jüngeren Stoff, philologische Akribie und historische Zucht, die Volkskunde dagegen hilft der deutschen Philologie den Gesichtskreis erweitern und mahnt sie, daß auch wir Deutsche in all unserem Tun und Handeln nur ein Glied in der großen Kette der Völker sind, das sich ohne Kenntnis des anderen Gliedes nicht verstehen läßt.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Meißner (Göttingen):

Altertümer in der Rómveriasaga.

Die Saga ist in zwei Fassungen, einer vollständigen (VIII in Gislasons 44 prøver) und einer fragmentarischen (IX bei Gislason) überliefert. Die Grundlage für VIII ist AM 226 Fol. (zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts). Auf das nächste verwandt sind AM 225 Fol. und drei in AM 598, 4° erhaltene Membranfragmente. IX ist nur durch AM 595, 4° (erste Hälfte des 14. Jahrhunderts) vertreten. VIII beginnt mit Kapitel 5 des Bellum Jug. Bellum Jug., Conj. Cat. und die Pharsalia des Lucan sind durch überleitende Kapitel verbunden, nach der Übersetzung des Lucan wird die Erzählung bis zum Tode des Augustus weitergeführt. Die Fragmente von IX beginnen mit Jug. 31 und führen bis in den Lucan hinein; sie sind die Reste der ursprünglichen Fassung, VIII eine freie, vor allem kürzende Bearbeitung; schon die zahlreichen gemeinsamen Mißverständnisse beweisen, daß es sich nicht um zwei selbständige Übersetzungen handelt. Doch ist VIII nicht eine Bearbeitung von IX, VIII enthält hin und wieder Sätze der ursprünglichen Übersetzung, die in IX fehlen. Für die Textkritik hat daher VIII eine gewisse Bedeutung, für die literargeschichtliche Beurteilung der Saga ist VIII wertlos. — Welchen Umfang hatte die ursprüngliche Rómveriasaga, welchen historischen Stoff behandelte sie? — Zwei in AM 595, 4° erhaltene und von Gislason a. a. O. unter dem Titel „Upphaf Rómveria“ veröffentlichte Fragmente behandeln die älteste Geschichte Roms, UI, das längere Fragment nur bis zum Tode des Romulus, UII, das kürzere, bis zur Vertreibung der Könige. UI ist eine Bearbeitung von UII, ausgeschmückt und erweitert in der Richtung des Wunderbaren und Übernatürlichen unter Mitbenutzung des Martinus von Troppau; UII bildete

in der Vorlage, die der Verfasser von UI benutzte, die Einleitung einer Übersetzung des Lucan (Sallust wird nicht erwähnt). War es unsere Lucan-Übersetzung? UII ist keine Übersetzung sondern eine kompilierende Darstellung; ein Vergleich mit den überleitenden Kapiteln der Rómveriasaga zeigt, daß die Quellenbenutzung ungefähr die gleiche ist: zugrunde liegt die Historia Miscella, damit sind eine Menge von Nachrichten verbunden, die ein für die Zeit beachtenswertes Maß von Belesenheit, freilich keinen besonders hohen Grad historischer Kritik bezeugen. Bei der Kürze von UII ist es nicht mit absoluter Sicherheit festzustellen, ob es von dem Verfasser unserer Rómveriasaga herrührt; es spricht aber auch nichts dagegen, als daß diese Einleitung in VIII fehlt. Der in VIII allein erhaltene Schluß fällt stark ins Anekdotenhafte und bei der Annäherung an das Geburtsjahr des Erlösers in den legendarischen Ton. Denkbar ist, daß die Rómveriasaga ursprünglich nur vom Beginn des Bellum Jug. bis zum Ende der Pharsalia gereicht hat und Einleitung und Schluß nicht lange nachher hinzugefügt worden sind. — Die Rómveriasaga gehört nach dem Zeugnis unserer Überlieferung dem 13. Jahrhundert an. Sowohl AM 595, 4° wie AM 226 Fol. weisen deutliche Spuren norwegischer Schreibung auf. Es liegt nahe, auch bei dieser Saga an die literarischen Interessen und Bestrebungen des norwegischen Königshofes zu denken. Die Übersetzungstechnik spricht durch wesentliche Züge dafür: künstlerisch beabsichtigte Einsetzung direkter für indirekte Rede, die reichliche Verwendung des Parallelismus der Ausdrucksweise und der Alliteration in festen und frei erfundenen Verbindungen (feste Formel: *per colles sequi, fór um hals ok um hamra;* freie Verbindung: *domi militiaeque, bæði hæima ok í hersýslunni*); diese stilistischen Mittel sind aber in sehr viel bescheidenerem Maße angewandt als z. B. in den Strengleikar: die Alliteration wird nicht über längere Reihen hin durchgeführt, es werden nicht ganze Abschnitte durch Alliteration und paarweise Gliederung in die Sphäre rhythmischer Bewegtheit erhoben. In VIII ist dieser Schmuck der Prosa meist zerstört.

Daß in der Rómveriasaga neben dem gefeierten Lucan die beiden Bücher des Sallust vollständig übersetzt sind, ist für die Zeit der Saga etwas Auffallendes. Schon in VIII ist das Interesse mehr dem Lucan als dem Sallust zugewandt, dessen Name meist zu Sebastius entstellt ist: die Kürzungen sind bei Lucan im ganzen genommen weit weniger gewaltsam als in den aus Sallust übersetzten Teilen. Der naiv-unverschämte Ignorant von UI bezeichnet seine Quelle (= UII) als Lucan. — Die Geschichte der

römischen Republik liegt dem Mittelalter so im Dunkeln, daß es am liebsten von den Königen gleich zu Julius Caesar übergeht. Auch dem Verfasser der Rómveriasaga steht als Endziel die Begründung der Monarchie vor Augen, aber das Merkwürdige an diesem Manne ist, daß er sich ebenso für den Untergang der Republik interessiert. Der isländische Freistaat unterwarf sich in der Zeit, in der die Saga entstanden sein muß, nach einer Periode innerer Zerrüttung dem norwegischen Königtume.

Vergleicht man die Rómveriasaga etwa mit den Faits des Romains oder dem Jean de Tuin, bei denen die Antike durchweg ins Mittelalterliche umgesetzt wird (besonders deutlich bei den Kampfschilderungen), so erkennt man in der Rómveriasaga überall den Einfluß der nordischen auf historische Wahrheit gerichteten besonnenen Erzählungskunst. Der Abstand der antiken Zeit wird klar erfaßt, die vergangene Wirklichkeit nicht zur poetischen Gegenwart verklärt. VIII ist schon weniger zurückhaltend, die Schlachtschilderungen z. B. werden hier dem Zeitgeschmack angepaßt. In IX ist wirklich der merkwürdige Versuch gemacht, das zeitliche und lokale Kolorit zu erhalten, römische Geschichte, römische Altertümer darzustellen; freilich schiebt sich doch hin und wieder dem Übersetzer die mittelalterliche Welt unmerklich an Stelle der antiken.

Römische Ausdrücke des Staats- und Heerwesens werden oft beibehalten (*dictator*, *consul*, *praetor*, *quaestor*, *legatus*, *senator*, *manipulus*, *cohors* usw. *quirites* — dafür in VIII: *þér hinu kurteisu Romani* —), anderseits auch ins Nordische übersetzt: *imperator*, *herstióri*, *ræðismaðr*; *consul*, *hertogi*; *senatores*, *senatus*, *ǫldungar*, *oldungasvæit*, *-ætt*; *patres conscripti*, *samritaðir feðr* (VIII: *samriddarar feðr míns*, in dem Briefe des Adherbal an den Senat); *comitia*, *skiptingardagar*; *contio*, *þing*; *advocare contionem*, *stefna þing*, *kveðja þings*; *res publica* (stets übersetzt), *alþýðuréttr*, *-hagr*, *-hlutr*; *tribunus plebis*, *hofðingi lýðsins*; *nobiles*, *tignir menn*; *magistratus*, *meistaradómr*. *Miles* wird durchweg mit *riddari* übersetzt, das zugleich auch für *eques* in diesem Doppelsinne verwandt wird. Die *legio* ist *fylking*, nach der gelehrten Tradition des Mittelalters zu 6666 Mann gerechnet; *centurio primi pili tertiae legionis*, *hundraðshǫfðingi hins fyrsta merkis ennar þriðiu fylkingar*.

Bei dem Mangel an Hilfsmitteln ist das Übersetzen oft ein Raten und führt zu seltsamen Mißverständnissen: *inquilinus*, *soðgræifi* in der Rede des Catilina gegen Cicero; Caesar spricht verächtlich von der *juventus studio ignara palaestrae*, *sá lýðr af Palaestina er sialdan hefir vápn borið*. Besonders dem Lucan

gegenüber hatte der Übersetzer einen schweren Stand. — Der lateinische Text wird hier ganz frei behandelt, aller poetische Schmuck, besonders der mythologische und gelehrte Ballast der Dichtung unberücksichtigt gelassen, nur die Reden werden ausführlich und mit einer gewissen poetischen Gehobenheit wiedergegeben. Hin und wieder sind auch in der eigentlichen Erzählung poetische Züge erhalten oder frei nachgebildet: *tectos cacumen nubibus et dubios cernit vanescere montes, meðan hin hæstu fiǫll váro æigi votnut; Hyperboreae plaustrum glaciale sub ursae, svá langt norðr at náttsólin skini á sumrum; Stygiosque lacus, ripamque sonantem ignibus, eldsfulla staði ok ár þær es með æitri fellu* (vgl. Vol. 36: *á fellr austan um eitrdala*). — Die Übersetzung des Sallust dagegen ist so genau, daß sich die Stellung der Vorlage innerhalb der Sallustüberlieferung mit Sicherheit bestimmen läßt. Die beiden entgegengesetzten Fehler des Klebens am Text und der Mißachtung des Wortlautes sind im allgemeinen sehr geschickt vermieden. — Man sagt zu wenig, wenn man die Treue, Kraft und Schönheit dieser Sallustübersetzung hervorhebt. Den Übersetzer interessiert Stoff und Form seiner Vorlage. Er hat nicht nur Respekt vor ihr als historischer Quelle, er sieht im Sallust zugleich einen Künstler der Sprache; er hat ästhetische Eindrücke. Freilich ist die Zeit noch nicht reif für eine künstlerische Nachbildung der Antike. Noch nicht einmal die notwendigste Handwerkerarbeit ist für das Verständnis der antiken Welt geleistet. Aber der Übersetzer hat doch schon mehr als ein dunkles Gefühl, die Reden übersetzt er mit Bewunderung; hier bietet er die ganze kraftvolle Gelenkigkeit und Lebensfülle der nordischen Sprache auf, um dem Römer gerecht zu werden, hier darf er seinem Streben nach als ein Vorläufer der Renaissance bezeichnet werden.

Am Schluß hielt Herr Oberlehrer Dr. Mensing, Privatdozent in Kiel, einen Vortrag über: **Das Schleswig-Holsteinische Idiotikon.**

Einleitend wies der Vortragende auf den großen Umschwung hin, der sich im Laufe der Zeit in unseren lexikographischen Anschauungen vollzogen hat. Unsere älteren Idiotika huldigten ausschließlich dem Nützlichkeitsstandpunkt; sie dienten entweder dem einfachsten Zweck der sprachlichen Verständigung oder dem höheren Ziele der Ausbildung und Bereicherung der Gemeinsprache. Versuche, auch das Niederdeutsche diesem Zweck dienstbar zu machen, tauchen schon im 16. und 17. Jahrhundert auf. Die Bewegung nimmt ihren Ausgang von Schottelius und führt über Leibniz und die teutschübende Gesellschaft in Hamburg zu Richey, der durch

sein Idioticon Hamburgense (1743) der Vater des niederdeutschen Idiotikons geworden ist. Sein Vorgang ist auch für Schleswig-Holstein entscheidend geworden. Unter seinem Einfluß steht außer anderen J. Fr. Schütze, der 1800 bis 1806 sein Holsteinisches Idiotikon veröffentlichte, das bisher die einzige zusammenfassende Leistung für Schleswig-Holstein geblieben ist. Es ist an der Zeit, daß es durch ein den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragendes, mit allen Hilfsmitteln moderner Forschung hergestelltes großes Werk ersetzt wird. Dieses Werk soll nicht bloß den gesamten niederdeutschen Sprachschatz des Landes von den ältesten erreichbaren Quellen bis auf die heute lebendige Volkssprache umfassen, sondern sich auch zu einer Fundgrube für die ganze Volkskunde des Landes auswachsen und demgemäß die Denkmäler untergegangener oder absterbender Volkssitte sowie die heute wirklich geübten Volksbräuche in möglichster Vollständigkeit sammeln. — Der Vortragende wies dann im einzelnen nach, welche Erwägungen zur Begründung des Schleswig-Holsteinischen Wörterbuches geführt haben und in welcher Richtung sich die Arbeit bewegen muß, um den neueren Ansprüchen an ein solches Werk zu genügen. Er berichtete dann kurz über die Organisation und die bisher erzielten Ergebnisse. Seit drei Jahren besteht in Kiel ein zumeist aus Universitätslehrern gebildeter Ausschuß zur Herstellung des Wörterbuches; durch schriftliche und mündliche Agitation sind in allen Teilen des Landes Sammler geworben; zahlreiche Meldungen aus allen Schichten der Bevölkerung liegen vor. Eingegangen sind bis heute etwa 80 000 beschriebene Zettel mit Einzelmaterial und zahlreiche zusammenhängende Mitteilungen von Erzählungen, Liedern usw. Zum Schluß wies der Vortragende darauf hin, daß diese landschaftliche Aufarbeitung des niederdeutschen Sprachschatzes bei dem rapiden Verfall der plattdeutschen Volkssprache ein dringendes Bedürfnis sei und in immer weiteren Gegenden Niederdeutschlands in Angriff genommen werden müsse. Als letztes Ziel muß dabei ein alle niederdeutschen Mundarten umfassendes großes Werk vorschweben, das auch der hochdeutschen Sprach- und Kulturforschung zugute kommen wird, da es erst dann möglich sein wird, die zahllosen Fäden zu entwirren, die seit alters die beiden Schwestersprachen verknüpfen.

Schluß 11 Uhr.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905,
vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Prof. Dr. Gering.

Zuerst sprach Herr Prof. Dr. A. Heusler (Berlin) über: **Alter und Heimat der eddischen Gedichte.**

Er hob eine einzelne Fragestellung heraus: wieweit zeigt sich in dieser Dichtung der besondere literarische Betrieb der Insel Island? Bis um 1030 wird sich die isländische Dichtkunst noch nicht erheblich von der gemeinwestnordischen abgesondert haben. Von da ab tauchen isländische Neubildungen auf. Die erste ist die heroische Elegie, das halblyrische Situationsgedicht. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese entschieden jüngere Gattung dem absterbenden Stamme der norwegischen Eddapoesie noch erwachsen konnte. Zweitens darf man diejenigen Verseinlagen, die untrennbar mit den Heldenromanen zusammenhängen, als nur-isländisch ansehen, weil die Vorstufe der Heldenromane, die geschichtliche Saga, eine Schöpfung der Isländer ist. Saxo beweist die volle Entwickelung dieser Formen schon im 12. Jahrhundert. Die dritte Gruppe ist die Dichtung der antiquarischen Gelehrsamkeit, die Meistersingerei in eddischen Formen Sie bildet einen Ausschnitt jener merkwürdigen isländischen Altertumskunde und Poetik, die um 1120 mit der Schreibezeit einsetzt und unter Snorri und seinem Neffen ihren Gipfel erreicht. Lehrhaftigkeit und phantasievolles Spiel reichen sich hier die Hände. Die þulur (Versvokabularien) vertreten die kunstloseste Form dieser philologischen Eddadichtung. Von ihnen darf man nicht losreißen die große Namenliste der Brávallakämpfer, die als ein später und gelehrter Anwuchs des epischen Liedes von der Brávallaschlacht zu beurteilen ist. Von den eigentlichen Gedichten gehören unbestritten in die isländische Schreibezeit die Vǫluspá en skamma und die Grípisspá. Auch bei den Hyndluliōð führt eine frühere Datierung zu sagengeschichtlichen Schwierigkeiten. Die Alvíssmál haben eine märchenhafte Rahmengeschichte wenig geschickt auf den Gott Thor angewandt; der Hauptinhalt, die poetischen Synonyma, sind zum größeren Teile vom Dichter selbst gebildet; vielleicht hat die kymrische Dichtform der Triade eingewirkt. Kymrischen Einfluß hat Falk auch für die Svipdagsmál wahrscheinlich gemacht. Aus einer Brautfahrtnovelle mit der bösen Stiefmutter und anderen Märchenzügen hat der Dichter zwei getrennte Auftritte heraus-

gegriffen und diese im alten heimischen Stile zu zwei eddaartigen Kompositionen ausgestaltet. Die Zauberspruchliste im ersten Gedichte weicht von ihrem Muster in den Hávamál bezeichnend ab. Die Wissensfragen des zweiten Liedes gleichen nur äußerlich den Memorialgedichten (Vaf., Grímn.), denn sie behängen nur die märchenhaften Motive der Quelle mit mythologischen Einzelheiten: die wunderbare Linde wird der Weltesche angeglichen u. ä.

Als ein Werk der isländischen Scholastik muß auch die Rígsþula gelten. Die unbeweisbare Vermutung, daß der verlorene Schluß einen geschichtlichen König feiern sollte, darf nicht über die moderne und antiquarisch beschauliche Eigenart des erhaltenen Textes wegtäuschen. Wir haben kein Recht, dieses geistig raffinierte Gebilde mit seiner Sammlung von Scheinnamen einem anderen Kulturherde zuzutrauen als dem, woraus die Edda Snorris entsprang. Ein fremdes Vorbild für die Rolle des Gottes bleibt zu suchen. Der Name Rígr, dessen appellativen Sinn, „König“, unser Dichter nicht mehr versteht, stammt nur mittelbar aus irischer Quelle. Die Skiǫldungasaga hatte die ältere, einfachere Hypothese über den ersten urzeitlichen König namens Rígr. Wie der Wortschatz, die Kulturbilder und die Ständebenennung des Liedes unter der Annahme späten und isländischen Ursprungs sich darstellen, denkt der Vortragende an anderem Orte auszuführen. Er weist zum Schluß darauf hin, daß die eddische Dichtung nur zu einem Teile das vikingische Zeitalter spiegelt, daß sie vieles vorvikingische und auch manches jüngere, der literarischen Geistesbildung Islands entstammende in sich schließt.

Geh. Rat Gering dankte dem Vortragenden (Prof. Heusler) für seine fesselnden und an neuen Gesichtspunkten reichen Ausführungen und bemerkt, daß derselbe mit Recht in dem Corpus Eddicum mehrere Schichten von verschiedenem Alter annehme. Der Gegenstand lasse sich natürlich in einem kurzen Vortrage nicht erschöpfend behandeln; daß die Frage nach dem Alter und der Heimat der eddischen Lieder für jedes einzelne Gedicht gestellt und beantwortet werden müsse, habe der Redner an zwei instruktiven Beispielen (den Svipdagsmál und der Rígsþula) gezeigt. Spezialuntersuchungen würden vielleicht noch genauere Datierungen der einzelnen Lieder möglich machen. So glaubt Gering z. B., daß man die Vǫluspǫ́ mit ziemlicher Sicherheit in die sechziger Jahre des 10. Jahrhunderts setzen dürfe. Kormakr († 967) scheine sie bereits gekannt zu haben, was die 61. (den letzten Lebensjahren des Dichters angehörende) Strophe (Heitar hellur fljóta usw.), in der der Weltuntergang erwähnt werde und auch das in der Vǫluspǫ́ ge-

brauchte seltene Wort bjǫþ sich wiederfinde, beweisen dürfte. Anderseits verrate der Dichter der Vǫluspǫ́ schon die Kenntnis der Hákonarmǫ́l des Eyvindr skáldaspillir, die unmittelbar nach der Schlacht bei Fitjar (961) gedichtet seien. In diesem Gedichte lasse Eyvindr die Walküren Gǫndul und Skǫgul auf Óþins Geheiß Hákon den Guten nach Valhǫll bringen. Hákon in seiner Anrede an die zweite Walküre nenne sie Geirskǫgul, „die speerschwingende Skǫgul", wie im Béowulf die Dänen poetisch als Gár-Dene bezeichnet werden. Nun finde man in Strophe 31 der Vǫluspǫ́, in der die Walküren (die nǫnnur Herjans) aufgezählt werden, neben Skǫgul, Gǫndul, Hildr und Guþr noch Geirskǫgul als besondere Figur. Das erkläre sich daher, daß dem Dichter die Strophe des Eyvindr: Hví þú svá gunni skiptir, Geirskǫgul! usw. bekannt gewesen sei und daß er Geirskǫgul fälschlich für eine von Skǫgul verschiedene Person gehalten habe. Kombiniere man diese beiden Zeugnisse, so ergebe sich, daß die Vǫluspǫ́ wahrscheinlich zwischen 961 und 967, also etwa um 964 entstanden sei.

In der Debatte sprachen dann noch Frau Dr. Hecht (Kiel) und Herr Prof. Heusler.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Witkowski (Leipzig): **Über den Plan einer wissenschaftlichen Ausgabe von Goethes „Faust".**

Der Vortrag ging von den früheren Stadien der Faust-Forschung aus und stellte fest, daß weder die philosophische, von Hegel am stärksten beeinflußte Periode, noch die späteren Zeitalter des jungen Deutschlands, der Liberalismus und Materialismus, eine den wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Faust-Ausgabe liefern konnten. Der durch Wilhelm Scherers Einfluß zur Herrschaft gelangten exakten Methode verdanken wir zwar eine Reihe von wertvollen Fortschritten in bezug auf Entstehungsgeschichte, Quellenuntersuchung und Einzelerklärung; aber einerseits brachte sie keinen vollständigen Kommentar hervor, anderseits wurden manche ihrer Hypothesen später widerlegt oder in Frage gestellt. Mit der Eröffnung des Goethe-Archivs und dem Funde des Urfausts hat eine neue Epoche der Faust-Studien begonnen, die, zugleich mit der veränderten Gesamtrichtung der literarhistorischen Wissenschaft, neue Wege und Ziele zeigte. Durch alle diese Umstände hat es sich gefügt, daß wir keine einigermaßen genügende Faust-Ausgabe besitzen, die auf Grund systematischer Benutzung und Ergänzung der bisherigen Forschung eine zuverlässige Einführung in das große Werk und eine Grundlage für die weitere Arbeit daran bilden könnte. Die Herstellung einer solchen Aus-

gabe muß so bald als möglich in Angriff genommen werden. Sie kann aber nicht das private Unternehmen eines einzelnen sein, sondern nur durch das Zusammenwirken einer Anzahl von einheitlich geleiteten Hilfskräften unter materieller Beihilfe von außen vorbereitet und ausgeführt werden. Zur energischen Förderung dieser Absicht beantragte der Vortragende folgende Resolution:

> Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer, die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes Faust für ein dringendes Bedürfnis, sowohl vom nationalen, wie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. Sie erwartet in erster Linie, daß Goethe-Archiv und Goethe-Gesellschaft dem Unternehmen ihre Unterstützung leihen werden und erhofft ferner Beihilfe, wenn diese nötig sein sollte, von den dazu berufenen Instanzen der Einzelstaaten und des Reiches.
>
> Um die ersten notwendigen Schritte zu tun, ernennt sie eine Kommission, die der germanistischen Sektion auf der nächsten Philologenversammlung über ihre Tätigkeit Bericht zu erstatten hat.

In der Debatte befürchtet Prof. Rich. M. Meyer (Berlin), daß in dem vorgetragenen Plane einer kommentierten Monumentalausgabe des Faust die Gefahr einer Dogmatisierung der Faust-Erklärung liege. Prof. Dr. Witkowski erklärt das Gegenteil für seine Absicht, alle diskutablen Meinungen anzuführen. Privatdozent Dr. F. Schultz (Bonn) bezweifelt die Dringlichkeit der Ausgabe, und auch, daß es gelingen werde, die Goethe-Gesellschaft für die Sache zu interessieren. Er bittet, in eine etwaige Kommission Prof. Dr. Erich Schmidt (Berlin) zu wählen. Während Dr. Mensing sich im wesentlichen Herrn Prof. Dr. Rich. M. Meyer anschloß, trat Herr Dr. Heinrich Meyer (Göttingen) für den Plan ein.

Es wurde eine Kommission gewählt, bestehend aus den Herren Prof. Dr. Michels (Jena), Prof. Dr. R. M. Meyer (Berlin), Prof. Dr. A. Leitzmann (Jena), Privatdozent Dr. F. Schultz (Bonn), welche der Sektion einen Vorschlag für eine Resolution zu machen beauftragt wurde.

Darauf erhielt das Wort Herr Prof. Dr. Krumm (Kiel) zu seinem Vortrage: **Friedrich Hebbel als Tragiker.**

Obgleich Friedrich Hebbel als einer der größten Dichter der nachgoethischen Periode allgemein anerkannt wird, ist das Ver-

ständnis und die gerechte Würdigung seiner Eigenart immer noch nicht allzuhäufig. Die auffallende Erscheinung, daß sich viele, auch empfängliche Naturen, gegen ihn verschließen, ist darauf zurückzuführen, daß er weit mehr als irgendein anderer deutscher Dichter Tragiker ist. Und zwar ist seine Tragik schonungslos ernst und vernichtet alle Illusionen, er ist unter den Tragikern der τραγικώτατος.

Seine Auffassung des Tragischen ist in keinem Punkte willkürlich, vielmehr von seiner Persönlichkeit untrennbar. Sie ist bereits im wesentlichen in seinem Tagebuche aus der Münchener und ersten Hamburger Periode und in seinen Briefen an Elise Lensing enthalten, ehe er sich zur dramatischen Produktion durchrang. Leben ist nach ihm der vergebliche Versuch des Teils, sich vom Ganzen loszureißen und für sich zu existieren. Von der Idee des Dualismus, der Spaltung in allen Dingen, geht Hebbels Spekulation aus. Der Kern seiner Weltanschauung ist ein pessimistischer und berührt sich mit dem Denken Schopenhauers, dessen philosophische Schriften er allerdings erst viel später (1857) las. Die letzten Konsequenzen Schopenhauers, die Negation des Willens zum Leben, lehnt er jedoch ab; er hält es nicht nur für Pflicht der Individuen, sondern für Notwendigkeit, den endlosen Kampf fortzusetzen. „Kraft gegen Kraft, die Ausgleichung ist in Gott.“ Hierauf baut sich sowohl seine Theorie der Tragödie wie seine tragische Kunst auf. Erstere wird dann an der Hand seiner Schrift „Mein Wort über das Drama“ und der polemischen Erwiderung an Prof. Heiberg in Kopenhagen erörtert. Ihr Hauptpunkt ist, daß das Leben als Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, die Schuld nicht nur zufällig erzeugt, sondern notwendig mit einschließt, sowie daß diese tragische Schuld nicht aus der Richtung des menschlichen Willens, sondern unmittelbar aus dem Willen selbst entspringt. Es wird dann nachgewiesen, daß eine Zeit, welche die schrankenlose Emanzipation des Individuums als höchstes Heil pries, solchen Anschauungen nicht gerecht werden konnte. Hebbel, der dem wechselnden Fluß der Einzelerscheinungen gegenüber das Gesetz betonte, ist nichts weniger als ein Revolutionär gewesen, für den man ihn früher bisweilen hielt.

Dann wird Hebbels Stellung zur Romantik, von der er ausging, kurz skizziert und im Anschluß daran ausgeführt, daß seine Tragödie innerlich derjenigen der Alten näher stehe als der Shakespeareschen. Im Anschluß an die Vorrede zur Maria Magdalena wird hervorgehoben, welche Stellung er für sich in der Gesamtentwickelung der Tragödie beanspruchte. Weder das Fatum der Alten, als eine von außen stoßende blinde Kraft, noch das

trotzige Pochen auf die Willensfreiheit des Menschen, wie wir es bei Shakespeare selbst noch im Untergange des tragischen Helden spüren, entspricht dem modernen Bewußtsein. Wir haben erkannt, daß die Freiheit des Menschen nur darauf hinausläuft, daß er seine Abhängigkeit von den allgemeinen Gesetzen nicht kennt. Das ist Hebbels Realismus in der Tragödie, durchaus nur ein Realismus der Idee, der mit dem, was man sonst Realismus nennt, nichts gemein hat. Wegen dieses Ideenkerns ist seine Tragödie im besten Sinne des Wortes moderner als irgendeine andere.

Um nachzuweisen, daß nicht, wie oft behauptet wird, zwischen seiner Theorie und Praxis, zwischen Erkenntnis und Kraft, ein Bruch bestehe, werden dann seine Tragödien nacheinander gemustert. In Judith, Genoveva, Maria Magdalena wird diese mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes auftretende Tragik aufgedeckt. Sie wirkt zunächst nur zermalmend; Nacht und Grauen, wohin wir schauen, kein Morgenrot der Verklärung über den Gräbern. Aus Hebbels Lebensverhältnissen in jener ersten Periode seines Schaffens wird dies erklärt. Ebenso ergibt sich aus ihnen mit Notwendigkeit, daß er darauf, anstatt aufzusteigen, zunächst abseits vom Wege geht. In dem Trauerspiel in Sizilien und der Julia ist er Tendenzdichter und Satiriker wie Ibsen. Von seiner Verheiratung mit Christine an, durch die er mit seiner Vergangenheit bricht (1846), geht die Bahn wieder aufwärts. Daß seine Tragik trotzdem in ihrem innersten Wesen dieselbe geblieben ist, wird an Herodes und Mariamne, Agnes Bernauer, Gyges und sein Ring, den Nibelungen und dem Demetrius gezeigt. Und doch entlassen diese Werke uns mit gereinigtem, sanftem Gefühle; das Grauen ist verklärt und löst sich in Wehmut und Hoffnung. Eine Versöhnung innerhalb des Ringes der Tragödie kennt Hebbel auch hier nicht, doch schließen sie mit Perspektiven in höhere Sphären. Eine Ausgleichung des auf Erden Unlösbaren wird in das religiöse Moment gelegt. Auch diese Läuterung seiner Tragödie entspricht genau der sich seit 1846 ununterbrochen vollziehenden Läuterung seiner Persönlichkeit. So steigt auch aus seiner herben tragischen Welt schließlich die Schönheit hervor, die Schönheit nach der Dissonanz.

Daß diese kurz skizzierte Tragödie Hebbels an Zukunftskeimen reicher ist als irgendeine andere, wird dann durch den Hinweis auf das, was nach ihr kam, namentlich durch eine Parallele zu Ibsen, klargestellt. Die Hebbelsche Tragödie ist umfassender und zugleich geschlossener als die des Norwegers, so verwandt sie ihr in manchem Betracht erscheint.

Zum Schluß werden die Schranken hervorgehoben, die dem Genius Hebbels auch zur Zeit seiner Reife gesetzt waren. Freilich ist er weder ein reflektierender noch gar ein grübelnder Dichter, aber er kann nicht los von sich, er objektiviert nicht in dem Maße wie etwa Shakespeare oder Goethe. Sein Versuch, aus dem Stil der Alten und dem Shakespeares ein Mittleres zu gewinnen, das beider Vorzüge vereinigen sollte, ist nicht in allen Punkten geglückt, namentlich weil er zu ausschließlich Dramatiker, zu wenig Theatraliker war. Auch der Lakonismus, hinter dem sich öfters bei ihm die glühende Leidenschaft birgt, hemmt die unmittelbare Wirkung seiner Dramen. Diese Mängel und Lücken seiner dichterischen Organisation entspringen derselben Wurzel wie seine gewaltige Kraft, seinem Niedersachsentum oder eigentlich Ditmarschentum. Mit einem Nachweis des engen Zusammenhanges, in dem Hebbel, obgleich kein Heimatsdichter, zu seiner Heimat steht, schloß der Vortrag.

Am Schlusse verlas Herr Prof. Dr. Meißner (Göttingen) im Namen der in der ersten Sitzung eingesetzten Kommission den Entwurf einer Eingabe an die Reichsregierung, betreffend die Fortführung des Grimmschen Wörterbuches:

Nachdem die germanistische Sektion der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle im Jahre 1903 beschlossen hatte, die Sache des Deutschen Wörterbuches zu der ihren zu machen und bis zur Vollendung des Werkes stets auf die Tagesordnung künftiger Versammlungen zu setzen, ist sie auch in diesem Jahre in Hamburg in eine Besprechung der Wörterbucharbeit eingetreten und erlaubt sich folgende Erwägungen und Bitten der hohen Reichsregierung vorzutragen — in der Überzeugung, daß es nicht bloß eine Ehrenpflicht der deutschen Wissenschaft ist, die Vollendung dieses Werkes sicher zu stellen, sondern daß es auch im Interesse der großen Aufgaben liegt, die der deutschen Lexikographie in naher Zukunft harren, wenn das Grimmsche Wörterbuch so rasch als nur irgend möglich abgeschlossen wird.

1. Die Sektion spricht ihren Dank dafür aus, daß entsprechend ihrer auf der Hallischen Versammlung beschlossenen Bitte der Bearbeiter des *G* so weit von seinen Amtsgeschäften entlastet ist, daß er einen großen Teil seiner Zeit dem Deutschen Wörterbuche widmen kann. Bei dem Umfange des *G* und seinen besonderen Schwierigkeiten bittet die Sektion, den Wünschen des Bearbeiters um Vermehrung der Hilfskräfte, soweit es irgend möglich ist, entgegen zu kommen. Die Sektion ist der Ansicht, daß die

Vollendung des *G* jetzt die wichtigste Aufgabe ist, die mit allen Mitteln in Angriff genommen werden muß.

2. Die Sektion würde es mit Freuden begrüßen, wenn die Verhandlungen mit dem Bearbeiter des *W* möglichst bald entsprechend den Wünschen des Bearbeiters zum Abschluß gelangten.

3. Die Sektion hält unter den jetzigen Umständen eine weitergehende Teilung der Arbeitsgebiete für unvermeidlich; freilich wird sie sich wohl nur erreichen lassen, wenn den wissenschaftlichen und durch langjährige selbständige Mitarbeit geschulten Hilfskräften gewisse Garantien für die Zukunft gegeben werden.

4. Sie unterstützt die Bitte des Bearbeiters von *V*, ihm für die folgenden Hefte eine Hilfskraft zur Verfügung zu stellen, die nicht an der Redaktion teilnehmen, sondern nur das Zettelmaterial, das für *V* durchaus ungenügend ist, soweit vorbereiten und ergänzen soll, daß ein ungehemmter Fortgang der Bearbeitung ermöglicht wird. Sie gestattet sich dabei darauf aufmerksam zu machen, daß schon der Vorgänger des jetzigen Bearbeiters seit Jahren immer wieder in seinen Berichten auf diese Notwendigkeit hingewiesen hat, die in der besonderen Verwahrlosung des Zettelmaterials für *V* begründet ist.

5. Die Sektion nimmt an, daß unter den günstigsten Umständen, bei der Bewilligung ausreichender Mittel, noch etwa 15—20 Jahre bis zur Vollendung des Deutschen Wörterbuches vergehen werden. Unter diesen Umständen drängt sich die Frage auf, ob nicht eine Zentralisation der Arbeit wünschenswert und ob sie noch möglich ist. — Die Tätigkeit der Bearbeiter wird jetzt hauptsächlich durch die Unzulänglichkeit des Materials gehemmt, das den elementarsten Anforderungen wissenschaftlicher Lexikographie auch nicht annähernd entspricht. Während jetzt jeder Mitarbeiter sich die notwendigsten Ergänzungen selbst verschaffen und dieser untergeordneten Aufgabe einen großen Teil seiner Arbeitskraft opfern muß, könnte eine etwa in Göttingen zu errichtende „Zentralstelle für Ergänzung des Zettelmaterials" allen Mitarbeitern diesen Teil der Arbeit abnehmen und dadurch den Fortgang des Werkes ganz erheblich beschleunigen. Die Sektion ist freilich zurzeit nicht in der Lage, bestimmte Vorschläge für die Einrichtung einer solchen Zentralstelle zu machen, sie richtet aber an die hohe Reichsregierung die ehrfurchtsvolle Bitte, diesen Plan im Einverständnis mit den Mitarbeitern in wohlwollende Erwägung zu ziehen.

Der Wortlaut der Eingabe wurde einstimmig gutgeheißen und die Absendung beschlossen. Herr Prof. Dr. Strauch erklärte dazu, die Kommission sei sich einig geworden, daß der Deutschen

Kommission der Berliner Akademie der Wissenschaften privatim von einem Herrn der Kommission der germanistischen Sektion die Bitte ausgesprochen werde, für das Deutsche Wörterbuch im Sinne der Eingabe einzutreten. Prof. Dr. Siebs schlägt vor, Herrn Prof. Dr. Strauch damit zu beauftragen; sein privater Brief möge zum Ausdruck bringen, daß in ihm die während der Verhandlung hervorgetretene Meinung der ganzen Sektion enthalten sei.

Schluß 11 Uhr.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Geh. Rat Gering.

Zuerst sprach Herr Prof. Dr. Symons (Groningen) über: **Das niederdeutsche Lied von Ermenrichs Tod und die eddischen Hamþésmǫl.**[1])

Das im Jahre 1851 von K. Goedeke auf einem fliegenden Blatte des 16. Jahrhunderts ans Licht gezogene niederdeutsche Lied von König Ermenrichs Tod ist sowohl literarhistorisch wie sagengeschichtlich von hervorragendem Interesse. Obgleich bereits J. Grimm in einem der ersten Veröffentlichung beigegebenen Schreiben an den Entdecker verschiedene Einzelheiten klargestellt und Raßmann richtige Hinweise auf die nordische Sagengestalt gegeben hatte, hat das Lied in neuerer Zeit nicht die verdiente Beachtung gefunden. Nur Fr. Panzer hat in seiner Schrift „Deutsche Heldensage im Breisgau“ (Heidelberg 1904) wieder nachdrücklich auf die Bedeutung und eigentümliche Stellung des Gedichtes hingewiesen und eine ausführliche Behandlung des Gegenstandes in Aussicht gestellt. Ohne dieser Arbeit vorgreifen zu wollen, scheint es an der Zeit, auf einige bisher übersehene oder nicht ins richtige Licht gestellte Beziehungen des Liedes zu dem Eddaliede Hamþésmǫl hinzuweisen.

Der Vortragende gab zunächst eine Inhaltsangabe des Gedichtes, dessen sehr verderbter Text stellenweise der Heilung bedarf. Er ließ sodann einen raschen Überblick über die verschiedenen Gestaltungen der Sage von Ermenrichs Tod folgen, der mit Rücksicht auf die verfügbare Zeit gekürzt werden mußte und in diesem

1) Der Vortrag wird im vollen Umfange in der Zeitschrift für deutsche Philologie Bd. 38, Heft 2 veröffentlicht werden.

Auszug nicht wiederholt werden kann. Die gotische, von Jordanes überlieferte, Sage von dem Ende des Königs Ermanarich infolge einer von den Brüdern Sarus und Ammius, die die gewalttätige Ermordung ihrer Schwester rächen, ihm zugefügten Verwundung ist in Deutschland fast verschollen, hat dagegen im skandinavischen Norden eine reiche poetische Ausbildung erfahren. Die nordischen Quellen bieten im einzelnen vielfache Abweichungen, wobei namentlich einige Züge, die den Hamþésmǫl eigentümlich sind, einer genaueren Betrachtung unterzogen wurden. Alle diese Züge finden sich nämlich in dem niederdeutschen Liede wieder.

Das niederdeutsche Lied repräsentiert ein eigentümliches Gemisch von uralter Überlieferung und jüngster Sagenentwickelung. Die Tat des Sarus und Ammius ist auf Dietrich von Bern übertragen; das alte Motiv der Rachetat ist vergessen, lebt aber in einem rudimentären Zuge, der Errichtung eines Galgens an der Heerstraße, fort. Es ist der Galgen, an dem Randvér von seinem erzürnten Vater Jǫrmunrekr erhängt wurde. Dieser Galgen findet auch weiter in dem niederdeutschen Liede dieselbe poetische Verwendung wie in dem Eddaliede: die Helden kommen auf dem Wege zu Ermenrichs Burg an ihm vorüber, und der König droht, die zwölf Recken an den Galgen hängen zu lassen. Überhaupt ist die prachtvolle Szene der Hamþésmól, wie Jǫrmunrekr in trunkenem Übermut die Eindringlinge beim Gelage erwartet, im Ermenrichsliede in allen Einzelheiten, wenn auch stückweise, erhalten.

Es sind aber die Übereinstimmungen zwischen dem niederdeutschen Liede und seinem norwegischen Vorläufer damit nicht erschöpft. Der König Bloedelinck, der unter Dietrichs Gesellen die hervorragendste Rolle spielt, ist offenbar der nordische Erpr in später Auferstehung. Die „stolze Witwe", die als seine Mutter gilt, ist Kriemhild-Guðrún. Wahrscheinlich lebt aber Erpr im niederdeutschen Liede auch noch in einem anderen von Dietrichs Mannen fort, in „eyn Hoerninck" (16^3), der allerdings später als der aus den deutschen Epen und der Þiðrekssaga bekannte Hornboge aufgefaßt worden ist, von Haus aus aber kein anderer als der Horning („Bastard") Erpr sein dürfte. Auch wie dieser zu dem Namen Bloedelinck gelangt ist, läßt sich wohl noch feststellen. Die übrigen Kämpfer Dietrichs bekunden jungen Anschluß an die Dietrichssage. Der tragische Ausgang hat einem befriedigenden Schlusse weichen müssen, allein ein scharfes Ohr vernimmt in der Klage Dietrichs um den verloren geglaubten Bloedelinck noch den leisen Nachklang des früheren tragischen Abschlusses der Dichtung.

Über den historischen Zusammenhang zwischen dem niederdeutschen Liede und den eddischen Hamþésmól kann ebensowenig Zweifel bestehen, wie im allgemeinen auch über die Art dieses Zusammenhanges. Das niederdeutsche Lied ist der letzte Ausläufer eines deutschen (sächsischen?) stabreimenden Heldenliedes, das nach dem skandinavischen Norden wanderte und unmittelbar oder mittelbar die Quelle der Hamþésmǫ́l geworden ist. Zum Schluß weist der Vortragende darauf hin, daß, wenn die von ihm versuchte Deutung der Einzelheiten im niederdeutschen Liede sich bewähren sollte, eine Revision der herrschenden Anschauungen über die Entwickelung der Ermanarichsage in dem bereits von Panzer (a. a. O. S. 45) angedeuteten Sinne nicht werde ausbleiben können, wobei auch die Frage nach der Zeit der Einwanderung der Sage in den Norden und nach der Gestalt, in welcher sie von den Skandinaviern übernommen wurde, aufs neue zur Sprache kommen müsse.

In der Debatte sprachen Herr Prof. Dr. Heusler und Herr Prof. Dr. Symons.

Darauf erhielt Herr Oberlehrer Dr. Rosenhagen das Wort, um im Namen der Hamburgischen Obmänner den beiden Vorsitzenden Herrn Prof. Dr. Gering und Herrn Prof. Dr. Strauch für ihre Mühewaltung zu danken, besonders dem ersten, in dessen Händen die Vorbereitung des Programms für die Verhandlung der Sektion gelegen; es sei ganz im Sinne der Hamburgischen Obmänner gewesen, daß der Lage Hamburgs entsprechend die niederdeutsche und nordische Sprache und Literatur besonders berücksichtigt worden sind. Als Schulmann erlaubte sich derselbe zum Schluß, die Bitte an die Gelehrten zu richten, sich der Erforschung und Darstellung des deutschen Prosastils noch mehr als bisher anzunehmen.

Auf den Antrag von Prof. Dr. Strauch wurde dann beschlossen, dem Ortsausschuß für die 48. Versammlung deutscher Philologen den offiziellen Dank der Sektion für die kostbare, prachtvoll ausgestattete Festschrift schriftlich auszudrücken.

Darauf erstattete Herr Prof. Dr. Michels im Namen der in der letzten Sitzung ernannten Kommission Bericht. Es wurde folgende Resolution beschlossen:

> Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner erklärt die Veranstaltung einer die bisherigen Ergebnisse der Forschungen zusammenfassenden und fortführenden Ausgabe von Goethes „Faust“ für ein wissenschaftliches Bedürfnis. Sie beauftragt Herrn Prof. Dr. Witkowski,

die vorbereitenden Schritte zu tun und auf der nächsten Philologenversammlung Bericht zu erstatten.

Auf den Vorschlag von Prof. Dr. Siebs beschloß die Sektion, mit Rücksicht auf den im Plenum hervorgetretenen Wunsch, die Schulmänner in größerer Anzahl zu den Vorträgen heranzuziehen, dem Plenum den folgenden Antrag vorzulegen:

Die germanistische Sektion der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner stellt den Antrag, daß fortan bei den Versammlungen den Sitzungen der Sektionen weiterer Spielraum als bisher eingeräumt werde.

Zum Schluß hielt Herr Prof. Dr. W. Uhl (Königsberg) seinen Vortrag: **Winiliod.**[1])

In althochdeutschen Glossen des 8. bis 9. Jahrhunderts finden wir das stets nur im Plural auftretende Wort *winiliod* (dies die streng althochdeutsche Form; Varianten: *winiliot, -leod*) erklärt durch *plebeji psalmi, saeculares cantilenae* oder ähnliche Ausdrücke. (Die Glossen stammen größtenteils aus *Canones*-Hss.)

Diese Übertragungen weisen zur Genüge darauf hin, daß der Sinn dieses zusammengesetzten Wortes *winiliod*: „weltlicher", d. h. „Volks-Gesang" gewesen sein muß (im Gegensatz zum geistlichen, d. h. Kirchen-Gesange).

Jacob Grimm, Karl Müllenhoff und Karl Weinhold haben das Wort auch ganz richtig so erklärt. (Berliner Schule, norddeutsch!)

Wilhelm Wackernagel aber hatte in seiner Literaturgeschichte das Wort als „Mädchenlieder" erklärt (erotischen Inhaltes). Ihm folgte Rudolf Kögel, der die Übersetzung: „Liebeslied" vorschlug (in Pauls Grundriß d. g. Ph.; ihm folgte dann Wilh. Bruckner). (Baseler Schule, süddeutsch!)

Zum mindesten sagt Kögel, es könne sich nur um Liebeslieder gehandelt haben. Diese romantische Idee fand in Dilettantenkreisen und populären Literaturgeschichten Anklang.

Die Hauptstelle, auf die sich Kögel stützt, ist ein Kapitel (§) in dem Kapitular Karls des Großen vom 23. März 789, woselbst es heißt: „Die Äbtissin soll ohne Karls Befehl das Kloster nicht verlassen. Sie darf auch den Nonnen nicht erlauben, das Kloster zu verlassen. Die Klöster sollen gut verwahrt, d. h. befestigt sein. Verboten ist: *winileodos scribere vel mittere*". — Hier ist nun der Anlaß gegeben, das unbewiesene „Liebeslied" gar zum „Liebesbrief" werden zu lassen: „die Nonnen sollen keine Liebesbriefe

1) Die vollständige Abhandlung erscheint als Band V der Sammlung „Teutonia", Leipzig 1906.

(in Liedform) schreiben oder schicken". („Butzenscheibenlyrik!") Nun spielt allerdings der Liebesbrief eine ziemlich große Rolle in der Geschichte unserer Literatur (Minnesinger!), aber die vorliegende Kapitularstelle hat mit Briefen gar nichts zu tun. Weder vom Liebesbrief, noch vom Liebeslied ist an jener Stelle die Rede. Dies müssen wir vor allen Dingen festhalten.

Kögel sagt a. a. O., die Bleichsucht der Nonnen würde mit den *winiliod* an jener Stelle des Kapitulars (also vom Gesetzgeber) in Verbindung gebracht; folglich könne „*winiliod*" nur bedeuten: „Liebeslieder". Was sind das für Vorstellungen!

Diese falsche Interpretation der „Bleichsuchtsstelle" gehört zu den Irrtümern, die sich als „eiserner Bestand" in unserer Literaturgeschichte auf Kind und Kindeskind vererben.

Es hat sich bisher niemand der Mühe unterzogen, weder das kulturhistorische „Milieu" jener Kapitularstelle nachzuprüfen, noch auch überhaupt nur das ganze Kapitular im Zusammenhange zu lesen! Karl Gareis belehrte den Vortragenden mündlich.

Aus dem Zusammenhang herausgerissen kann jene Stelle nicht verstanden werden. —

I. Das Kapitular, vom 23. März 789 zu Aachen datiert (bei Pertz wohl immer noch besser ediert als bei Boretius), zeigt uns den alternden Karl, elf Jahre vor der Kaiserkrönung, schon etwas um sein Seelenheil besorgt und diplomatisch vorsichtig mit der Geistlichkeit Fühlung suchend. Unter den Kongregationen bevorzugt er den Orden der Benediktiner, und hier offenbart sich sein Talent für die soziale Gesetzgebung. Die wirtschaftlich Schwachen zu stärken, ist hier sein oberster Grundsatz. Zusammenschluß (*κοινοβίωσις*), im Gegensatz zum Anachoretentum (*reclusi*, *-ae*), wird das Prinzip dieser Epoche. Alle oder viele Bestimmungen des betreffenden Kapitulars sind auf dies Prinzip zurückzuführen. Das Kapitular (das in den meisten der 19 Hss. auf die schwülstige, an die Geistlichkeit gerichtete *admonitio generalis* folgt, mit der man es früher zusammenschweißte) zerfällt in zwei Teile, ein *capitulare monasticum* und ein *capitulare generale*. Jenes enthält kurze Anweisungen, oft nur in der Form von Überschriften, betreffend die Durchführung der Benediktinerregel. Dieses ist gleichzeitig ein *capitulare missaticum*, d. h. eine brouillonartige Instruktion für die Königsboten, die *missi*; es ist fragmentarisch angelegt wie eine „Enquête", wie ein Fragebogen: „über den Punkt . . . und den Punkt . . . etc. . . ." („sollen sie berichten"; dies ist zu ergänzen). Es fehlt häufig das *verbum finitum*, das Kapitular ist eben kein ausgeführtes Gesetz. (Nach Gerhard Seeliger.) So erklären sich

die kurzen Sätze mit *et de* . . . *et de* . . . (ohne Verbum)! Lauter heterogene Punkte werden hier aneinandergereiht. Daher gehört auch der Schlußsatz unserer Stelle: *et de pallore earum*, *propter sanguinis minuationem*, keineswegs zu dem voraufgehenden Verbote der *winiliod*. Die Aderlaßbestimmungen dienen der leiblichen Wohlfahrt, desgleichen die Bestimmungen über Klausur und die Befestigung der Klöster. (Sicherheit des Lebens und Klostereigentums.) Moralische Kautelen wollte man hiermit nicht erteilen. Volkslieder waren der Kirche auch ohne erotischen Inhalt ein Greuel. Denn diese Lieder hielten, mit ihren Gebräuchen und Tänzen, stets die Verbindung mit der heidnischen Außenwelt aufrecht. Das *scribere* bezieht sich auf das schriftliche Überliefern, etwa Anlegen von Sammlungen, und das *mittere* (= *committere,* im Karolingerlatein) bedeutet: „aufführen", man denke z. B. an das Kinderspiel: „Ringel-, Reihe-, Rosenkranz" u. a. m.

II. Es kommt hinzu, daß *wini* kaum jemals „Geliebter" bedeutet hat; ebensowenig wie *winja* „Geliebte" geheißen hat. Die Verbindung mit lat. *Venus*, altind. *vanás* (Lust, Reiz) ist sehr unsicher. *Wini* heißt *sodalis*, wie aus den Eigennamen hervorzugehen scheint (*Winihart, Hartwin* usw.). Das Wort ist zu erklären aus den Zuständen der germanischen Vassallität („Gefolgsmann"). *Winiliod* ist „Gesellschafts-", oder besser: „Genossenschaftslied"; namentlich das gemeinsame Arbeitslied ist darunter zu verstehen (Stampfen der Hirse, Rammerlieder). Der *wini* erwirbt für den Herrn, oft in harter Arbeit. Die indogerm. lautmalende Wurzel *win* ist noch nicht genügend erklärt (welche Tätigkeit?). Got. *winnan* zeigt noch den Begriff der mühsamen Arbeit, der in „gewinnen" (beim Preisbewerb) noch gefühlt wird. Der Bergmann „gewinnt" das Erz. Glücksspiel und Wette lassen diesen Begriff schwinden („in der Lotterie gewinnen").

Vermutlich steckt in der ersten Hälfte von *winiliod* gar kein Substantiv, sondern ein Verbalstamm, wie in *rüge-liet, twinge-liet* usw. Das Winnelied ist urlebendig und ewig jung. Fast alle Stände haben ihre Sammlungen (Liederbücher). Beispiele für die ältere Zeit des Winneliedes bei Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus.

Schluß 12 Uhr.

In das Goldene Buch der Sektion haben sich eingetragen 100 Mitglieder.

Historisch-epigraphische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober,
nachmittags $1^1/_2$ Uhr.

Die Sektion konstituiert sich unter dem Vorsitz des Prof. Dr. Volquardsen (Kiel). Auf seinen Vorschlag werden zum ersten Vorsitzenden Direktor Prof. Dr. Ohly (Bergedorf) und zum zweiten Vorsitzenden Oberlehrer Dr. E. Ziebarth (Hamburg) gewählt; ferner zu Schriftführern Dr. Börner (Hamburg) und Dr. Rüther (Hamburg).

Direktor Ohly übernimmt den Vorsitz und erteilt zuerst Prof. Dr. Soltau (Zabern) das Wort zu seinem Vortrage: **Römische Geschichtsforschung und Bibelkritik.**

In der Einleitung hob Soltau hervor, wie es erwünscht, ja notwendig sei, daß die verschiedenen Disziplinen in engerer Fühlung miteinander blieben und so die bei allzu großer Spezialisierung unvermeidlichen Mängel vermieden.

Sodann behandelte er die nahen Beziehungen beider Forschungsgebiete in vierfacher Hinsicht.

Zuerst wies er auf die vielen Forscher hin, welche seit Schwegler sich beiden Forschungsgebieten zugewandt hätten. Selbst Mommsen, welcher für die Entwickelung des Christentums weniger Sinn gehabt habe, habe doch überaus wertvolle Beiträge für die Erkenntnis jener Epoche geliefert.

Sodann hob S. die Verwandtschaft der kritischen Probleme in beiden Disziplinen hervor. Die Quellenuntersuchungen bei den antiken Historikern führten zu einer Anwendung gleicher Grundsätze beim Neuen Testament, zur Lösung des synoptischen Problems, und zur Erklärung der Entstehung der Apostelgeschichte. Mit philologisch-kritischer Methode konnte das Problem Kolosser-Epheserbrief gelöst werden. Der Vergleich der Wunderberichte bei Markus mit denen über die gleichzeitig aufgezeichneten prodigia in Rom sprach zugunsten der Glaubwürdigkeit beider, ließ aber zugleich die natürliche Erklärung der biblischen Wunder als ratsam und richtig erscheinen.

Drittens wies S. auf die Gemeinsamkeit der Funde, der Inschriften, der Papyrusfunde und auf die daraus zu folgernden Resultate für die neutestamentliche Wissenschaft hin. Die spätere Entstehung der Geburtsgeschichte Jesu bei Lukas 2, 10 f. ergab sich nach der Entdeckung der kleinasiatischen Inschriften von Halikarnaß, Priene u. a., welche Augustus als den höchsten Gott priesen, von dem ab Friede auf Erden herrsche und seit dem bei den Menschen ein Wohlgefallen datiere. Der zweite Petrusbrief konnte so von Deißmann als Nachbildung einer Inschrift von Stratonicea (aus Tiberius' Zeit) nachgewiesen werden. Weiter ging S. auf die in Oxyrynchos gefundenen *Λόγια Ιησοῦ*, auf die Petrusapokalypse u. a. über.

Viertens ging der Vortragende auf die Fälle ein, in denen die Schriften des Neuen Testaments und die Zustände des altchristlichen Zeitalters aus unmittelbaren Beziehungen zu römischen staatlichen und rechtlichen Verhältnissen erklärt werden könnten. So konnte aus den Zuständen zu Domitians Zeit (z. B. Sueton Domit. 7) Apokal. 6, 5 f. erklärt werden. Des Paulus Anschauungen erhalten vielfach erst rechtes Verständnis, wenn man daneben die des Seneca hält. Die heidnische Humanitätslehre der Stoiker und Epikuräer, die humanen Anschauungen der späteren römischen Juristen haben mehr zur Linderung der Sklaverei beigetragen, als die Bemühungen der Christen.

Vor allem aber ist die ganze Institution der römischen Bischofskirche, welche dem Neuen Testament fremd ist, nur aus den staatlichen Zuständen des römischen Reiches zu erklären. Die Sukzessions- und Traditionslehre, welche die Grundsäulen der im 2. Jahrhundert entstehenden Bischofskirche sind, sind Theorien des römischen Staatsrechts.

Endlich zeigte Soltau, daß der monarchische Episkopat, der zuerst in Kleinasien um das Jahr 100 auftritt, sein Vorbild in dem vom Kaiser eingesetzten curator reipublicae habe.

In der sich anschließenden Debatte bemerkt Prof. Bormann (Wien) auf eine Anfrage des Vortragenden, daß die Erklärung der monarchischen Verfassung der Kirche durch die im ganzen römischen Reiche verbreiteten ähnlichen Einrichtungen einleuchte.

Prof. Wilms (Hamburg) vertritt den Standpunkt der orthodoxen Theologie und warnt vor der kritischen Auflösung der neutestamentlichen Quellenschriften. Es bleibe schließlich kein Fundament für unseren Glauben übrig.

Prof. Soltau erwidert auf diesen Angriff, er sei sehr vorsichtig in seinen Ausführungen gewesen und sei auch sonst sehr

zurückhaltend bei der Beurteilung der Echtheit der neutestamentlichen Bücher. So lasse er den Kolosser- und Epheserbrief, die sonst als verdächtig gelten, noch als echt durchgehen; er habe nur einige nebensächliche Interpolationen nachgewiesen.

Pastor Hanne (Hamburg) vertritt den Standpunkt freier wissenschaftlicher Forschung auch auf dem Gebiete der biblischen Quellen und begrüßt die Mitarbeit der Philologen freudig. Er meint, nicht befürchten zu müssen, daß der wirkliche Inhalt des Christenglaubens von der Kritik berührt werde und beweist das an der Bergpredigt. Er findet es nicht mehr befremdend, wenn uns das Heidentum nicht als die Zeit der Finsternis erscheint, sondern freut sich, wenn die Einflüsse der Zeit auf die Bildung der christlichen Lehre klargelegt würden. Zum Schluß erinnert er an das biblische Wort: Die Wahrheit wird uns frei machen.

Prof. Wilms: Der Vorredner vertrete die liberale Theologie; er warne vor dem Beispiel Bremens, wo zwei Geistliche die historische Person Jesu überhaupt bestritten. Es sei größere Vorsicht bei der Kritik vonnöten, damit man nicht auf unsicheren Hypothesen weiter baue.

Pastor Reuß (Hamburg) weist diesen wie auch andere Vorstöße gegen die kritische Theologie zurück. Schon seit 30 bis 40 Jahren habe diese die Grundsätze wissenschaftlicher Kritik an den Universitäten vertreten. Das Christentum sei in einer fortwährenden Weiterbildung begriffen gewesen, es habe schon existiert, bevor ein Buchstabe des Neuen Testaments vorhanden war. Man solle die wissenschaftliche Theologie nicht zwingen, in die philosophische Fakultät überzutreten, wie Wellhausen. Er freue sich andererseits, wenn Philologen an der Forschung der Theologie teilnähmen.

Prof. Ed. Meyer (Berlin) leitet die Debatte von der religiösdogmatischen Bahn wieder zurück und stellt prinzipiell als Aufgabe des Historikers fest, alles, was menschliches Leben umfasse, zu erforschen. Er dürfe auch vor dem Alten und Neuen Testament und vor dem Koran nicht Halt machen. Jede wissenschaftliche Erkenntnis auf diesem Gebiete bleibe Hypothese, ein Versuch, eine Erscheinung zu begreifen. Besonders schwierig sei es, die Einzelerscheinungen zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen. Ein Geheimnis bleibe das Individuelle, nur intuitiv könnten große historische Persönlichkeiten erfaßt werden. Auf einen Vorwurf von Prof. Wilms zurückkommend erklärt er, die Wissenschaft kenne keine Majorität.

Schluß 3 Uhr.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905,

vormittags 9 Uhr.

Vorsitzender: Dr. Ziebarth.

Da der an erster Stelle stehende Vortrag von Prof. Scala (Innsbruck) wegen Behinderung des Vortragenden ausfallen muß, erteilt der Vorsitzende Prof. Dr. Volquardsen (Kiel) das Wort über: **Die Differenzen der Berichte des Thukydides und Aristoteles über den Verfassungsumsturz des Jahres 411 in Athen.**

Der Vortragende betonte zunächst die Bedeutung der Frage namentlich für die Beurteilung der Arbeitsweise und der Glaubwürdigkeit des Thukydides und des Aristoteles, bezeichnete kurz den jetzigen Stand der Diskussion und führte dann etwa folgendes aus:

Von den schroff einander gegenüberstehenden Ansichten neuerer Forscher muß die namentlich durch Eduard Meyer vertretene, nach welcher der Bericht des Thukydides den Vorzug vor dem des Aristoteles verdient, als im wesentlichen das Richtige treffend anerkannt werden. Für dieselbe spricht zunächst die lebhafte Teilnahme, welche Thukydides für die Bewegung des Jahres 411 an den Tag legt. Die Annahme, daß er sich trotz dieses Interesses für die Sache mit einem „ungenauen und verwirrten" Bericht begnügt habe, aus dem er sich nicht habe herausfinden können, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich. Dazu kommt, daß die Darstellung der Ereignisse des Peloponnesischen Krieges bei Thukydides meistens und so auch im achten Buch einen ausgesprochen athenisch urkundlichen archivalischen Charakter trägt und damit auch die Vermutung berechtigt ist, daß der Historiker auch für die hier in Frage stehenden, in die Kriegsbegebenheiten so tief eingreifenden inneren Kämpfe Athens sich archivalische Kunde verschaffte. Endlich spricht für sich selbst das in großen, festen Zügen gegebene, in sich zusammenhängende, innerlich wahrscheinliche Bild der Ereignisse, das wir durch Thukydides erhalten.

Aber die Anerkennung des Wertes der thukydideischen Darstellung darf keine unbedingte sein. Man muß in Betracht ziehen, daß in dieser Darstellung trotz des engen Zusammenhanges der Hauptpartien Lücken sein können, wie sich solche bei Thukydides auch sonst manchmal finden, weil er eben über die Auswahl der aufzunehmenden Tatsachen eine andere Auffassung hatte als wir.

Thukydides muß daher, wo man solche Lücken annehmen darf, aus Aristoteles ergänzt werden. Und bei diesem Kombinieren der zwei Zeugenaussagen hat man zwei Fehlerquellen zu vermeiden. Einerseits muß man bei aller Anerkennung des höheren Wertes der thukydideischen Darstellung sich davor hüten, die Überlieferung des Aristoteles zu unterschätzen, muß jedesmal, wenn man seine Darstellung verwirft, sich fragen, ob ihm nach der ganzen Art seines Forschens auch ein solcher Fehler zuzutrauen ist, ob sich ein Entstehungsgrund des Fehlers denken läßt. Und anderseits muß man sich vorsehen, daß nicht bei dem Einfügen aristotelischer Überlieferung in die thukydideische Erzählung diese in ihrem wesentlichen Gehalt beeinträchtigt werde. Beide Fehler hat sich die neuere Forschung wohl zuschulden kommen lassen, insbesondere hat mit Recht Ulrich Köhler noch in seiner Studie aus dem Jahre 1900 (Sitzungsber. der Berl. Ak. a. d. J. 1900 S. 810) moniert, daß bei der Behandlung eines Hauptpunktes der Frage von thukydidesfreundlicher Seite der thukydideische Bericht nicht nur wiedergegeben und ergänzt, sondern auch in nicht unwesentlichen Punkten abgeändert worden sei.

Es muß also nach diesen Direktiven die schon mehrfach unternommene Vergleichung der beiden Berichte nochmals angestellt werden. Zwei kleinere Differenzen treten dabei gleich zu Anfang der Untersuchung hervor, beide für die Erkenntnis der geschichtlichen Vorgänge selbst von geringerer Wichtigkeit, aber von prinzipieller Bedeutung. Zunächst weichen die beiden Zeugen betreffs der Mitgliederzahl des ersten Kollegiums von *ξυγγραφῆς* voneinander ab. Thukydides gibt an, es seien zehn gewesen, nach Aristoteles, der hier von Androtion und Philochoros gestützt wird, waren es dreißig, unter denen sich die schon früher eingesetzten zehn *πρόβουλοι* befanden. Eine Textänderung zur Ausgleichung des Widerspruchs ist versucht worden, aber berechtigtem Widerspruch begegnet, die zehn *ξυγγραφῆς* des Thukydides mit den zehn *πρόβουλοι* zu identifizieren kann nur glücken, indem man den Worten des Thukydides Gewalt antut. Das einfachste dürfte die Annahme sein — vgl. die nahe verwandte Behandlung der Frage durch Costanzi in der Riv. di filol. 29. p. 88f. 107 —, daß zehn *ξυγγραφῆς* gewählt wurden nebst zehn *πάρεδροι* und mit der Verpflichtung, die zehn *πρόβουλοι* hinzuzuziehen. Den Sinn dieser Bestimmungen kann man auch vielleicht erraten. Wie der oligarchische Gedanke immer stärker in der Volksstimmung zum Ausdruck kam, so auch wohl in den aufeinander folgenden gewählten Ausschüssen, die zehn *ξυγγραφῆς* werden eine prononciertere

Stellung eingenommen haben, als die zehn πρόβουλοι. Durch Heranziehung von zehn πάρεδροι sicherten sie sich auf alle Fälle die Majorität gegenüber dem gemäßigteren Kollegium. Ist diese Erklärung richtig, so konnte Aristoteles mit demselben Recht von dreißig, wie Thukydides von zehn ξυγγραφῆς sprechen.

Wenn sodann als Antragsteller für mehrere in der Kolonosversammlung nach Abschaffung der γραφὴ παρανόμων vorgebrachte Anträge von Aristoteles ebenso bestimmt das Kollegium der ξυγγραφῆς, wie von Thukydides der Peisandros genannt wird, so überwiegt wohl schon jetzt die Ansicht, daß es sich um einen Widerspruch nur in Worten handelt. Nur darf man nicht den Peisandros seine Anträge im Namen der ξυγγραφῆς einbringen lassen, damit würde man wieder einseitig Thukydides ins Unrecht setzen. Vielmehr nur die intellektuelle Urheberschaft dürfte den ξυγγραφῆς zukommen, das gab Veranlassung, die Anträge als von ihnen eingebracht zu bezeichnen. Gegen eine derartige vielleicht in einer Atthis fixierte Angabe wandte sich korrigierend — vielleicht gerade hier auf Grund urkundlicher Bezeugung — Thukydides, während Aristoteles die andere Angabe für richtig ansah. Materiell war sie das ja vermutlich auch, das formelle Recht aber dürfte auf seiten des Thukydides sein, der so bestimmt die Korrektheit seiner Nachricht behauptet.

Aber der Kernpunkt der ganzen Differenz zwischen Thukydides und Aristoteles liegt doch in dem Widerstreit ihrer Berichte über die Einsetzung des Rats der Vierhundert. Nach Thukydides erfolgte diese wesentlich durch wiederholte Kooptation. Durch Kooptation verstärkte das von der Ekklesie gewählte Kollegium der fünf πρόεδροι sich auf hundert, die hundert wurden auf demselben Wege zu vierhundert, diese bemächtigten sich alsbald des Rathauses und des Stadtregiments. — Aristoteles dagegen ignoriert die Kooptation völlig, obgleich sie ihm durch Thukydides bekannt sein mußte, bei ihm wird durch hundert vermutlich schon im Kolonos gewählte καταλογῆς die engere Gemeinde der Fünftausend konstituiert, durch diese ein Gesetzgebungsausschuß von hundert Mitgliedern eingesetzt, dieser entwirft eine provisorische Verfassung — neben einer definitiven, deren Einführung der Zukunft vorbehalten bleibt —, die provisorische Verfassung wird vom πλῆθος — gewiß dem Plenum der Fünftausend — genehmigt, damit denn auch die Bestimmung über die Wahl der Vierhundert aus den Phylen; daß diese Wahl wirklich erfolgte, wird nicht ausdrücklich berichtet, es scheint vorausgesetzt zu werden. Erst nach allen diesen Vorgängen wird der alte Rat beseitigt, der neue eingesetzt.

Weit klafft der Gegensatz der beiden Berichte, nicht die Schwierigkeit, sondern die Unmöglichkeit eines Ausgleichs zwischen ihnen liegt klar zutage. Von Einzelheiten abgesehen setzt die eine Darstellung offenbar eine über mehrere Tage sich erstreckende Handlung voraus, die andere ein Ereignis, das sich an einem Tage abspielt, und, was noch mehr besagen will, der Hergang ist in den beiden Darstellungen ein ganz verschiedener, denn bei Thukydides wird der Rat der Vierhundert gleich in der Kolonosversammlung eingesetzt und bemächtigt sich alsbald kraft der ihm gegebenen Vollmacht durch einen Handstreich des Rathauses, bei Aristoteles dagegen beginnt, nachdem die grundlegenden (Kolonos-) Beschlüssse gefaßt sind, ein umständliches, schließlich in der Annahme der neuen Verfassung mit ihrer Phylenwahl der Vierhundert gipfelndes Verfahren, das in die rasch vorwärtsschreitende Handlung bei Thukydides ohne die äußerste Gewalttätigkeit nicht eingefügt werden kann. Trotzdem hat man es versucht, eine Brücke von der einen Darstellung zur anderen hinüberzuschlagen, man will die hundert *καταλογῆς*, denen die Auswahl der Fünftausend übertragen ist, mit den hundert Mitgliedern des oligarchischen Rats, die in der ersten Kooptation von den fünf *πρόεδροι* gewählt werden, identifizieren, aber der Versuch kann nicht glücken, da die beiden Kollegien sich zu deutlich voneinander unterscheiden und zwar

nach ihrem Ursprunge (Kooptation gegenüber Wahl aus den Phylen),

nach ihrem Zweck (Bildung des Rats der Vierhundert gegenüber der Konstituierung der Fünftausend)

und obendrein noch nach dem Lebensalter ihrer Mitglieder (dreißig Jahr gegenüber vierzig Jahren).

Nun hat man allerdings behauptet, aus der Rede für Polystratos ergebe sich die Notwendigkeit jener Identifizierung, aber, wie bereits Ulrich Köhler geltend gemacht hat, nicht mit Recht. Denn mag man die von Wilamowitz mit gewichtiger Begründung vertretene Abtrennung des ersten Abschnitts der Rede annehmen oder nicht, in dem einen wie dem anderen Falle wird uns in der Rede (oder den Reden) nur bezeugt einerseits, daß Polystratos Mitglied des Rates der Vierhundert, anderseits, daß er *καταλογεύς* der Fünftausend war, nicht aber, daß die *καταλογῆς* notwendig zugleich Ratsmitglieder waren und daß die von den *πρόεδροι* kooptierten Hundertmänner bei Thukydides mit den hundert *καταλογῆς* bei Aristoteles identisch waren. Daran ändert auch die Stelle der Rede § 14 nichts, wo der Eintritt in das *βουλευτήριον* mit der Übernahme des *καταλογεύς*-Amtes in enge Beziehung gesetzt wird,

sie erklärt sich einfach dadurch, daß auch die καταλογῆς im βουλευτήριον ihres Amtes walteten. Aber man darf weiter gehen, man darf behaupten, daß die Rede gegen jene Identifizierung zeugt. Denn der Redner des ersten Abschnitts sucht § 3ff. den indirekten Beweis zu führen, daß oligarchische Gesinnung des Polystratos trotz seiner Zugehörigkeit zum Rate der Vierhundert nicht anzunehmen sei, weil keine Motive für solche Parteistellung zu finden seien. Diese ganze Erörterung über Motive wird gegenstandslos, wenn die freie Selbstbestimmung, die § 14 für die Übernahme des καταλογεύς-Amtes bestritten wird, damit auch für den im ersten Abschnitt behandelten Eintritt in den Rat der Vierhundert ausgeschlossen wäre. Daß dieser Eintritt in den oligarchischen Rat ein erzwungener gewesen sei, mußte jener Redner hervorheben, wenn er es konnte; da er es nicht tut, hat man anzunehmen, daß er es nicht konnte, daß also Polystratos sich zwar gegen die Übernahme des καταλογεύς-Amtes gesperrt hat, in den Rat der Vierhundert aber ohne Widerrede eingetreten ist, und die beiden Kollegien erscheinen dabei als völlig voneinander geschieden, wenn auch ohne Zweifel manche Persönlichkeiten beiden zugleich angehörten.

Der Versuch einer Ausgleichung zwischen dem thukydideischen und dem aristotelischen Bericht über die Einsetzung der Vierhundert ist als gescheitert zu betrachten. Ist es denn nötig, über den einen der beiden Berichte ein Verdammungsurteil zu fällen? Ehe man sich dazu entschließt, muß doch vorher jeder andere Ausweg versucht werden, und es gibt einen, der wohl bisher zu wenig betreten worden ist, den nämlich, die beiden Berichte auf verschiedene Vorgänge zu beziehen. Das hat Beloch getan, aber seine Ansicht, die aristotelischen Urkunden Kap. 30 und 31 der πολιτεία bezögen sich auf die nach dem Sturz der Vierhundert durch Theramenes eingeführte Verfassung, greift doch wohl zu weit. Auf den richtigen Weg dürfte Eduard Meyer hingewiesen haben durch die Bemerkung, es möchten die Vierhundert vielleicht und zwar vor dem 22. Thargelion von den Phylen durch einen Scheinakt bestätigt worden sein und sich dann an dem genannten Tage formell konstituiert haben, nur weicht er von dem so betretenen Wege wieder ab, indem er Aristoteles' Angaben über die Bestätigung der vom Gesetzgebungsausschuß der Fünftausend ausgearbeiteten Verfassung (Aristot. πολιτεία 32, 1) auf die Beschlüsse der Kolonosversammlung bezieht. Durch die Annahme eines solchen ὕστερον πρότερον wird aber dem Aristoteles ein Fehler zugeschrieben, den man ihm wohl nicht zutrauen darf und wohl auch nicht

zuzutrauen braucht, da sowohl die eben erwähnte Bestätigung, als die übrigen von Aristoteles nach den Kolonosbeschlüssen berichteten mit der Einführung der neuen Verfassung abschließenden Vorgänge aufs beste in den Zeitabschnitt hineinpassen, auf welchen Eduard Meyer für die Scheinwahl der Vierhundert bereits vermutungsweise hingewiesen hat, nämlich die Zeit zwischen dem 14. Thargelion (Datum der Verdrängung des alten Rats) und dem 22. desselben Monats (Datum der formellen Konstituierung des neuen Rats). Mit dieser Anordnung der Ereignisse schwinden die Schwierigkeiten, die sich bisher dem Versuch entgegenstellten, aus thukydideischen und aristotelischen Angaben ein einheitliches innerlich wahrscheinliches Geschichtsbild zu gewinnen. Der in sich geschlossene lebensvolle Bericht des Thukydides von dem Sturz des alten Rates bleibt in voller Geltung und die von Aristoteles Kap. 30 zu Anfang und Kap. 31 berichteten Maßregeln schließen sich als Quasilegalisierung des im Grunde revolutionären Handstreichs in zeitlicher Folge daran an. Nur ein Zeugnis scheint diese Harmonie zu stören, die Äußerung des Thukydides 8, 92, die Vierhundert hätten nicht gewollt, daß die Fünftausend existierten, aber auch nicht an den Tag kommen lassen wollen, daß sie nicht existierten. Man hat gemeint, durch diese Stelle werde die Annahme einer Konstituierung und irgendwelcher Betätigung der Fünftausend, wie Aristoteles sie berichtet, völlig ausgeschlossen. Schwerlich mit Recht. Es ist zu bedenken, daß die hier in Betracht kommenden urkundlich erscheinenden Nachrichten des Aristoteles eben als urkundliche Nachrichten vollgültiges Zeugnis nur für den Moment ablegen, dem sie entstammen. Damals — nach der oben ausgesprochenen Annahme zwischen dem 14. und 22. Thargelion — mußte den Vierhundert viel an der Legitimierung ihrer mit List und Gewalt gewonnenen magistratischen Stellung liegen. Diese Legitimierung konnten sie nur von den „Fünftausend“ erlangen, welche an die Stelle der Ekklesie traten. Es hat daher die höchste Wahrscheinlichkeit für sich, daß man so schnell als möglich eine möglichst große Zahl von Anhängern der Oligarchie, vermutlich aber bei weitem keine fünftausend als Mitglieder dieser engeren Bürgerschaft einzeichnen, dann möglichst schnell durch sie den Gesetzgebungsausschuß wählen und darauf das Werk dieser *ξυγγραφῆς*, die provisorische Verfassung durch die „Fünftausend“ bestätigen ließ. So hatte eine vorläufige Konstituierung und eine temporäre Betätigung der Fünftausend allerdings stattgefunden. Aber nun folgte das etwa viermonatliche Regiment der Vierhundert. Die „Fünftausend“ wurden diese vier Monate hindurch nicht berufen, aber die *καταλογῆς* blieben am

Werke. Finden wir sie gegen das Ende der Oligarchenherrschaft — hierher setzt gewiß mit Recht Costanzi die achttägige Tätigkeit des Polystratos (vgl. Riv. di filol. 29. p. 94ff.) — damit beschäftigt, neue Namen in ihre Liste aufzunehmen, andere zu streichen, so hat es gewiß große Wahrscheinlichkeit für sich, daß ebenso, wenn auch vielleicht in langsamerem Tempo und geringerem Umfang, die vier Monate hindurch gearbeitet worden ist. Infolgedessen war notwendigerweise die Konstituierung vom Thargelion antiquiert. Da nun auch die vorgenommenen Änderungen der Liste als Staatsgeheimnis behandelt wurden, so trat trotz jener ersten Konstituierung der Zustand ein, den Thukydides als Nichtexistenz der Fünftausend bezeichnet, d. h. die Namen standen ohne Zweifel in den Listen, aber sie waren nicht publiziert, es fehlte das *καταστῆσαι* (Thukyd. 8, 92), das die Machthaber behutsam vermieden, das Einsetzen, Einführen in die Funktionen der Körperschaft; sowohl die Bevölkerung im allgemeinen, wie in vielen Fällen vermutlich die Aufgenommenen selbst, blieben in Ungewißheit über die Zugehörigkeit zu der als „Fünftausend“ wohl nur uneigentlich bezeichneten Quasigemeinde.

Die thukydideischen und aristotelischen Nachrichten über die inneren Kämpfe Athens im Jahre 411 haben sich so zu einem möglichen und wohl einigermaßen wahrscheinlichen Bilde zusammengefügt. Und dies hat geschehen können, ohne daß die Autorität des Historikers wie des Philosophen zu sehr erschüttert wurde. Man kann es tadeln, daß Thukydides (8, 92) den leicht mißzuverstehenden Ausdruck *οὔτ' εἶναι* gebrauchte, und doch kann man dem Historiker nicht verwehren, den Zustand der Ohnmacht, in dem sich die Gemeinde der Fünftausend befand, durch ein vielleicht nicht ganz genaues, aber ausdrucksvolles Wort zu bezeichnen. Und wie die Vierhundert die oberste Gewalt erlangten, hat er dargestellt, die Bemäntelung dieser Revolution durch nachträgliche Scheinwahl, Scheinlegitimierung hat er als irrelevant beiseite gelassen. Die großen, bedeutenden Linien seiner Darstellung hat er nicht durch Beiwerk brechen, die einfache, eindrucksvolle Handlung seiner historischen Bühne nicht durch Einführung von Nebenhandlungen und Nebenpersonen stören und unruhig machen wollen. Umgekehrt hat Aristoteles dem Kausalnexus der großen historischen Begebenheiten nicht gerade eindringende Beachtung geschenkt, aber die Phänomene des athenischen Verfassungslebens hat er so genau registriert, wie es ihm die aktenmäßige Überlieferung erlaubte, mochten sie auch historisch von sekundärer Bedeutung, von vorübergehender Wirkung oder, wie die „Idealverfassung“ des Kap. 30, nie zur Gültigkeit gelangt sein. Dabei hat

er dann die Einsetzung der Vierhundert in der Kolonosversammlung ausgelassen, vielleicht weil sie ihm als verfassungsrechtliche Erscheinung nicht bedeutend genug erschien, vielleicht fehlte sie aber auch in seinen Vorlagen, war als vorübergehende Maßregel nicht gebucht, wenigstens nicht auf Stein geschrieben und wurde daher als nicht aktenmäßig beglaubigt übergangen. Das Fehlen einer ausdrücklichen Angabe über die erfolgte (Schein-)Wahl der Vierhundert erklärt sich vielleicht auch aus dem letztgenannten Grunde. Ungenaue Berichterstattung eines Vorgängers, vermutlich eines Atthidenverfassers, ist wohl der Grund der ungenauen Angabe über die Einbringung von Anträgen in der Kolonosversammlung. Einen Fehler hat Aristoteles endlich begangen, indem er die Vorgänge, welche zwischen den 14. und den 22. Thargelion fielen, vor den erstgenannten Tag setzt, aber auch dieser Irrtum erklärt sich in einfacher Weise durch die Annahme, daß die betreffenden Akten undatiert waren.

Jeder unserer beiden Zeugen für die hier behandelte Episode athenischer Geschichte darf verlangen, daß man sich bestrebe, seine Aussage unter Berücksichtigung seiner Ziele und seiner Arbeitsweise in ihrer Eigenart zu würdigen. Dieser Gesichtspunkt ist für den hier unternommenen Versuch einer Ausgleichung der zwischen den beiderseitigen Aussagen zutage getretenen scheinbaren und wirklichen Widersprüche maßgebend gewesen, und, mögen die hier versuchten Feststellungen sich im einzelnen bewähren oder nicht, der Anerkennung dieser prinzipiellen Forderung wird sich gewiß keine spätere Untersuchung der Frage entziehen können.

In der Debatte gibt Prof. Ed. Meyer seiner Freude Ausdruck, daß der Vortragende sich in der Darstellung des Hauptherganges auf Thukydides stütze. Der gebe den eigentlichen Kern. Der vom Vortragenden dargestellte Ausgleich scheine ihm recht wohl möglich, er behalte sich allerdings Nachprüfung vor.

Prof. Lehmann-Haupt (Berlin): Ein Zweifel, den er bisher betreffs der Fertigstellung des 8. Buches des Thukydides gehegt habe, sei durch den Vortrag erschüttert.

Hierauf erhält Prof. Dr. U. Wilcken (Halle) das Wort zu einer Mitteilung: **Ein Sosylos-Fragment auf einem Würzburger Papyrus.**[1])

Durch diesen merkwürdigen Fund tritt ein bisher fast unbekannter Mann Sosylos, der Freund und Lagergenosse des Hannibal, in die Reihe der Geschichtschreiber ein, die in griechischer Sprache

1) Genaueres: derselbe, Hermes XLI S. 103 ff.

römische Geschichte erzählen. Was auf dem Papyrusblatt erhalten ist, gibt eine für die Seetaktik des Altertums hochwichtige Schilderung einer großen Seeschlacht zwischen Römern und Karthagern im Anfang des großen Hannibalkrieges. Die Publikation des Fundes steht bevor, Prof. Wilcken aber benutzte diese Gelegenheit, wo in Hamburg in Anwesenheit von Papyrusforschern wie L. Mitteis in Leipzig und L. Wenger in Graz über einen neuen Papyrusfund verhandelt wurde, zu einem warmen Appell an die Hamburger hochherzigen Freunde der Wissenschaft. Er gab dem Wunsche beredten Ausdruck, daß auch in Hamburg eine Sammlung von Papyrusurkunden begründet werden möge entsprechend der reichen Sammlung der Papyrusliteratur, wie sie die Stadtbibliothek bereits aufweist. Prof. Wilcken gab mit diesen Worten einem Wunsche Ausdruck, den auch die Hamburger Fachgelehrten schon oft empfunden haben. Auch Geh. Rat Mitteis aus Leipzig befürwortete warm die gegebene Anregung. Des weiteren schloß sich die zahlreich versammelte Sektion auf Antrag des Herrn Prof. C. F. Lehmann-Haupt, eines geborenen Hamburgers, dem angeregten Wunsche an. Möge denn recht bald auch in Hamburg das Interesse an der Sammlung der hochbedeutenden Urkunden aus dem Altertum, wie sie Ägyptens schier unerschöpflicher Boden jedes Jahr neu spendet, rege werden und sich dann auch die Mittel finden zur Verwirklichung des Wunsches, eine Papyrussammlung in Hamburg zu gründen.

Geh. Rat Mitteis (Leipzig) spricht dem Redner seinen Glückwunsch zu dem Funde aus und schließt daran den Antrag, das Präsidium der Sektion möge an das Präsidium des Philologentages die Anfrage richten, was aus der Petition des Philologentages von 1903 an das Unterrichtsministerium in Wien geworden sei, in der der Wunsch, die Erzherzog Rainer-Papyrussammlung der Forschung zugänglich zu machen, ausgesprochen sei. Wenn keine Antwort erfolgt sei, so solle das moniert werden. Eine solche Petition dürfe nicht mit Stillschweigen übergangen werden, wie das in der Presse geschehen sei.

Prof. Bormann befürwortet den Antrag und bringt Genaueres über die frühere Benutzung dieser Papyrussammlung. (Siehe Bericht über die vierte allgemeine Sitzung S. 34.) Prof. Lehmann-Haupt will den Wunsch des Prof. Wilcken zu einem Antrag gestaltet wissen, der in der nächsten Sitzung vorzulegen sei.

Prof. Wilcken spricht dagegen; es wird aber konstatiert, daß es der einstimmige Wunsch der ganzen Sektion ist, daß eine Papyrussammlung in Hamburg angelegt werde.

Zuletzt macht Dr. Ziebarth noch auf zwei epigraphische Handschriften aufmerksam, die auf der Stadtbibliothek ausgestellt seien.

Um 11 Uhr beginnt der Vortrag des Prof. Dr. K. Jacob (Tübingen) über: **Gustav Freytags „Ahnen“ im Spiegel deutscher Geschichte.**

Der Vortragende wies zunächst darauf hin, daß man noch immer um eine Antwort verlegen sei auf die so häufig von Laien aufgeworfene Frage nach einer populär geschriebenen, aber doch die Ergebnisse und den Stand der Forschung berücksichtigenden deutschen Geschichte. Gewiß wolle er die Vorzüge von Werken eines Kämmel, Lindner u. a. nicht herabsetzen, auch hier nicht kurzerhand über Lamprechts Art der Geschichtschreibung aburteilen, doch fehle noch das in jeder Beziehung geeignete Werk. Als Ersatz könne man G. Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ mit gutem Gewissen empfehlen, und es erhebe sich die Frage, ob man auch den historischen Roman, die „Ahnen“, als Ergänzung hinzuziehen könne. Sie sei zu bejahen, denn überall bilde in diesem Roman das Staatliche den beherrschenden Mittelpunkt. Freytag habe nicht kulturgeschichtlichen Kleinkram geben wollen, das gehe schon daraus hervor, daß die kriegerischen Eindrücke, 1870 auf Frankreichs Gefilden gewonnen, ihn zuerst nach eigenem Geständnis zu diesem Werke inspiriert hätten. Über den literarischen Wert des Romanzyklus, über die gegen ihn erhobenen Einwände sich auszulassen, sei hier nicht der Ort, vielmehr drehe sich alles darum, was man aus den „Ahnen“ für die Betrachtung der deutschen Geschichte lernen könne. Dabei seien vor allem drei Gesichtspunkte zu betonen: erstens stelle Freytag nicht ohne bestimmte Absicht an die Spitze jedes Einzelromans eine bestimmte Jahreszahl, um die Zeitlage und den historischen Hintergrund genau zu begrenzen; dabei habe Freytag in klar durchdachter Anordnung jedesmal die kritischen Wendepunkte der deutschen Geschichte ausgewählt, so jedoch, daß stets auch der Ausblick auf die Höhepunkte oder mindestens auf die Ansätze und Keime einer besseren Zeit sich ergebe. Dies wurde an den einzelnen Abschnitten des Werkes in lichtvoller überzeugender Weise dargelegt. Komme dieser offenbar mit bewußter Absicht durchgeführte Standpunkt dem Aufbau des Werkes sehr zustatten, so liege hingegen ein Mangel darin, daß der Schauplatz der Erzählung sich nicht genügend dem Gange der deutschen Geschichte anpasse, der Wandel des Schwerpunktes nicht entsprechend zur Geltung komme. Endlich sei es bezeichnend, daß stets ein bestimmter Stand im Vordergrunde stehe als Träger der Entwickelung, was wiederum

an den Hauptpersonen der einzelnen Romane in ungemein fesselnder Weise aufgezeigt wurde. Hierbei ergäben sich in den „Ahnen“ wahre Perlen der Darstellungskunst, zumal auch in dem sonst oft angegriffenen 6. Bande, die oft aufs ergreifendste zeigten, wie in den breiten Schichten des Volkes die Stimmung gewesen sei, welche Kräfte dort sich regten und tätig waren. So bildeten die „Ahnen“ eine außerordentlich wertvolle Ergänzung zu jedem größeren Werke über deutsche Geschichte. Der reiche Beifall, der dem Vortragenden zuteil ward, bewies, wie anregend seine lichtvollen, von dem Hauche warmer Begeisterung durchwehten Ausführungen auf die Hörer gewirkt, eine Empfindung, der auch der Vorsitzende im Namen deutsche Geschichte unterrichtender Lehrer warmen Ausdruck gab.

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober,

vormittags 9 Uhr.

Gemeinsame Sitzung der philologischen, archäologischen und der historisch-epigraphischen Sektion.

(Bericht siehe S. 53 ff.)

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober,

vormittags 8 Uhr.

Vorsitzender: Dr. Ziebarth, später Direktor Dr. Ohly.

Das Wort erhält Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt zu seinem Vortrage: **Zur auswärtigen Politik der ersten Ptolemäer und Seleukiden.**

Die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem Seleukidenreiche und Ägypten werden in erster Linie durch den Streit um Coelesyrien, oder, richtiger gesprochen, um die phönikische Südküste und ihr Hinterland bestimmt und gekennzeichnet. Der erste dem Besitz dieses Landes geltende Waffengang ist vom Vortragenden zeitlich bestimmt und damit nach Ursache, Folgen und Begleiterscheinungen in den Gang der Gesamtentwickelung eingereiht worden (*Der erste syrische Krieg und die Weltlage um 275 bis 272 v. Chr. Beiträge zur alten Geschichte* III S. 496 bis 547).

Ein weiteres für die auswärtige Politik der beiden Mächte in frühhellenistischer Zeit maßgebendes charakteristisches Moment, das zwar nicht verkannt, aber doch häufig nebensächlich behandelt wird, ist das allseitige Streben der Teilherrscher nach dem

heimatlichen makedonischen Throne, eine Tendenz, von der sich zwar Ptolemaios I. in der ihn kennzeichnenden Mäßigung anscheinend ferngehalten hat — selbst bei dem Verlöbnis mit Alexanders des Großen Schwester Kleopatra wird dieser Gedanke schwerlich wirksam gewesen sein —, nicht aber die auf ihn folgende Generation.

Problemen, bei denen dieser Gesichtspunkt eine maßgebende Rolle spielt, galt der Vortrag.

1. Die Untat, die Seleukos' tragisches Ende herbeiführte, hat bisher keine befriedigende Erklärung gefunden, weil man die durch die Schlacht bei Kurupedion und ihre unmittelbaren Folgen geschaffene Rechtslage verkannte. Die herrschende Meinung nimmt an, daß Seleukos, als er, sieben Monate nach jener Schlacht, in Europa landete, das makedonische Königtum habe erwerben wollen und von seinem ehemaligen Schützling und nunmehrigen Konkurrenten Ptolemaios Keraunos aus diesem Grunde ermordet worden sei. Aber wäre Seleukos lediglich, wie Ptolemaios Keraunos, ein Bewerber um Makedoniens Thron gewesen, so konnte die Entscheidung im offenen Kampfe gesucht werden, und Keraunos, dessen Hände bis dahin noch rein von Blut waren, wäre wenigstens nicht in der — eine solche Tat allein erklärenden — Zwangslage gewesen, den mehrjährigen Gastfreund und Beschützer, dessen Leben sich ohnehin zum Ende neigte, meuchlings hinzustrecken. Die Aussichten eines Krieges wären für Keraunos von vornherein und an sich nicht schlechter gewesen als für seinen Gegner. Gewiß, Seleukos war Beherrscher eines mächtigen Reiches und umstrahlt von dem Nimbus des frischen Erfolges von Kurupedion. Aber irgendwelchen Rechtsanspruch auf den makedonischen Thron besaß er von Haus aus nicht. Keraunos hingegen konnte, indem er die ἐπιτροπεία über die Kinder seiner Schwester aus der Ehe mit Agathokles übernahm oder zu übernehmen vorgab, gegenüber dem siegreichen Eroberer als Verfechter der legitimen Erbfolge auftreten. Agathokles war, als er auf Arsinoës Betreiben von seinem Vater Lysimachos aus dem Wege geräumt wurde, ein gereifter Mann, im Kriege als Feldherr, im Frieden als Stütze seines Vaters erprobt, und jedermann mußte in ihm den zukünftigen Beherrscher Thrakiens erblicken. Kein Zweifel, daß seine Beseitigung, wie sie unbedingt die gerechte Empörung der billig Denkenden erregte, so auch seiner Gemahlin und seinen Kindern als den legitimen Erben der Dynastie einen starken Anhalt sicherte. Schließlich ist ja denn auch Keraunos offenbar auf diesem Wege zur Herrschaft gelangt. Daß gerade die Einwohner von Lysimacheia, auf die er

sich zunächst stützte, die gegebenen Vertreter der dynastischen Rechte des Lysimachos waren, bedarf keiner Ausführung.

Aber Seleukos war kein bloßer Prätendent: sondern in aller Form Rechtens erwählter König der Makedonen. Er war, wie die spärlichen klassischen Nachrichten erkennen lassen und ein babylonischer Text bestätigt, unmittelbar nach der Schlacht von Kurupedion, in welcher Lysimachos, der König von Thrakien und Makedonien, gefallen war, von dessen Heere, dem makedonischen Volk in Waffen, dem die Königswahl staatsrechtlich zustand, zum Könige der Makedonen ausgerufen worden. Als solcher wollte er von Makedonien Besitz nehmen, dort seine Residenz aufschlagen und sein Leben beschließen. Dadurch erscheint die Sachlage in einem völlig veränderten Lichte.

Zweifellos hatte Keraunos darauf gerechnet, daß Seleukos, falls er gegen Lysimachos erfolgreich wäre, den ältesten Sohn des Agathokles und der Lysandra zum Könige von Makedonien und Thrakien bestimmen würde. Damit wäre dem Keraunos, da Verwandte in der Männerlinie fehlten, die Vormundschaft zugefallen, und, wie so mancher andere ἐπίτροπος, hätte er dann früher oder später selbst das Diadem anlegen können. Sicher war ihm daher Seleukos' Erhebung durch das Heer im höchsten Grade unwillkommen. Es blieb ihm jedoch nichts übrig, als sich zunächst damit abzufinden, ohne sein Ziel aus dem Auge zu verlieren. Seleukos war König und Beherrscher von ganz Vorderasien bis gegen den Indos hin, von Makedonien und Thrakien. Auf asiatischem Boden, wo der Schwerpunkt seiner Herrschaft war, verblieb auch Seleukos und mußte er aller Voraussicht nach sich dauernd aufhalten, mochte er nun in Syrien oder in Kleinasien residieren.

Damit mußte Ptolemaios Keraunos rechnen. Seine Aufgabe war, in der Heimat mit den Vertretern der rechtmäßigen Erbfolge aus Lysimachos' erster Ehe in aller Stille Verbindungen anzuknüpfen und eine möglichst nachdrückliche Propaganda nominell für den Sohn des Agathokles und der Lysandra ins Werk zu setzen. Der innerhalb weniger Jahre zu erwartende Tod des greisen Seleukos war dann der gegebene Moment, um offen hervorzutreten. Lange, ehe Antiochos aus dem oberen Asien herbeigekommen war, konnte und mußte der „Sohn des Agathokles" in Makedonien eingeführt und die Anerkennung des rechtmäßigen Nachfolgers des Lysimachos resp. seines ἐπίτροπος durch dessen ehemaliges Heer erfolgt sein.

Nun aber faßt Seleukos den Entschluß, nach Makedonien hinüberzugehen, sein Thronrecht tatsächlich auszuüben. Und nicht nur

das, Makedonien soll (Memnon 12) gleichsam Seleukos' Altenteil bilden, Antiochos dagegen ganz Asien erhalten. Das bedingte eine Verlegung von Antiochos' Residenz nach Westen, nach Nordsyrien, wenn nicht nach Sardes, und damit wären Ptolemaios Keraunos' Pläne in ihrem Kernpunkt vereitelt gewesen.

In dieser Zwangslage faßt er den verzweifelten und verruchten, aber begreiflichen Entschluß, die Situation zu retten, mit eigener Hand gewaltsam herbeizuführen, was er von der naturgemäßen Entwickelung der Dinge in absehbarer Zeit erwartet hatte, den Tod des Seleukos, ehe er Makedonien betrat und während Antiochos fern in den oberen Satrapien weilte. Dadurch, daß Ptolemaios Keraunos die Landung an der europäischen Küste abwartete, war zweierlei gewonnen. Er befand sich in unmittelbarer Nähe seiner Anhänger, während die königlichen Truppen, plötzlich des Führers und alles neuerdings gewohnten örtlichen und persönlichen Rückhalts beraubt, ihm in der denkbar ungünstigsten Lage so gut wie willenlos gegenüberstanden.

Und alles ging, so wie es seit Monden geplant war, nur daß, da einmal die veränderten Umstände ein gewaltsames Vorgehen gezeitigt hatten, nunmehr der Übergang vom ἐπίτροπος zum Könige, das Beiseiteschieben von Lysandras Söhnen, schneller und sofort erfolgte.

Alles Weitere ergab sich für Ptolemaios Keraunos von selbst. Er mußte suchen, die Ansprüche der Söhne des Lysimachos aus der Ehe mit der Arsinoë für sich zu verwerten oder unwirksam zu machen. Sein Vorgehen ist bekannt und in seiner ruchlosen und zielbewußten Konsequenz von vornherein verständlich; die Ermordung des Seleukos ist es erst durch die Erkenntnis geworden, daß zwischen Lysimachos und Ptolemaios Keraunos Seleukos als vollberechtigter König der Makedonen einzufügen ist.

2. Die dem chremonideischen Kriege vorausgehende und ihn bedingende Periode enthält zwei bisher ungelöste Probleme. Der Freiheitskampf der von Ptolemaios II. Philadelphos unterstützten Hellenen gegen Antigonos Gonatas hatte bekanntlich, wie das uns erhaltene Psephisma des Chremonides zeigt, eine Verknüpfung von Bündnissen zur Voraussetzung.

Die Lakedaimonier unter Areus waren, seit wann wird nicht gesagt, Verbündete des Ptolemaios, sie haben als solche oder schon vorher eine weitere Symmachie gebildet; als Haupt dieser letzteren schließen sie mit den Athenern, die ihrerseits inzwischen mit Ptolemaios von Ägypten in ein Bündnis getreten sind und die Hellenen zum Kampfe aufgerufen haben, einen Bund, durch den

die Kette geschlossen wird. Der Ratifikation dieses letzteren Bündnisses galt das Psephisma des Chremonides, das im Archontat des Peithidemos während der zweiten Prytanie, im Hochsommer 268, nicht, wie Beloch wollte, 266 erging.

Die Erwähnung der Arsinoë in diesem Zusammenhange kann eine ungezwungene Erklärung nur unter der Voraussetzung einer möglichst unmittelbaren und direkten Beteiligung an der Gestaltung der schließlich zum chremonideischen Kriege führenden Verhältnisse gewinnen. Hier liegt das erste Problem.

Auf das zweite hat ganz neuerdings Ferguson hingewiesen. Er hat die attische Politik und ihre Wandlungen zu Ende des 4. und in den ersten Jahrzehnten des 3. Jahrhunderts v. Chr. einer sehr gründlichen und vielfach klärenden Betrachtung unterzogen (*Athenian Politics in the early third century, Beiträge zur alten Geschichte*, V, Heft 2, S. 155 bis 179), deren Hauptergebnissen sich Eduard Meyer in seinem „*Nachwort*" (ebenda, S. 180 bis 183) angeschlossen hat. Insbesondere weist Ferguson nach, daß für die in die Tyrannis des Lachares ausmündende Periode 301 bis 296 nicht etwa, wie bisher verschiedentlich angenommen wurde, eine demokratische Strömung und Verfassung in Athen anzunehmen ist, sondern — wie es Ferguson, dem Brauche der Inschriften entsprechend, ausdrückt — eine Oligarchie am Ruder gewesen ist, während Ed. Meyer, ihm im übrigen beistimmend, betont, daß dieses Schlagwort die Sache nicht richtig treffe, daß es sich vielmehr um eine „gemäßigte Demokratie" handle. „Oligarchie" und Hinneigung zu Makedonien, Demokratie und antimakedonische Tendenzen bedingen einander in dieser Periode.

Von 276/75 an sehen wir in Athen nach Fergusons Nachweisen wiederum Oligarchen und Makedonierfreunde an der Spitze. Aber wie lange? Hier kommen wir an einen Punkt, der Ferguson dunkel geblieben ist. Im Jahre 271/70 hat unter dem Archontat des Pytharatos Laches das bekannte Psephisma für seinen Vater Demochares beantragt, in welchem dessen Verdienste um Athen, besonders aber sein unwandelbares und unerschütterliches Festhalten an der Demokratie, seine Scheu vor jedwedem Kompromiß mit der Oligarchie, auch nach der Rückkehr aus der Verbannung, gepriesen werden.

Ferguson hält es mit einigem Recht für höchst unwahrscheinlich, daß zur Zeit, als dieses Dekret erging, in Athen eine oligarchische philo-makedonische Partei am Ruder war. Aber auch zur Annahme einer antimakedonischen Strömung kann er sich schwer verstehen.

„Athen soll im Jahre 273 eine Gesandtschaft an Pyrrhos geschickt haben. Daß die Stadt mit Antigonos gebrochen hätte und ihm bis nach dem Abschluß des chremonideischen Krieges feindlich geblieben sein sollte, scheint kaum wahrscheinlich. Aber selbst, daß Athen auch nur bis 271/70, dem Jahre, in dem das Democharesdekret erging, in offenkundiger Gegnerschaft verharrt haben sollte, kann, angesichts der Vollständigkeit von Antigonos' Erfolg 272 schwerlich zugegeben werden. Wie das Democharesdekret zu erklären ist, weiß ich nicht. Die Periode ist völlig dunkel.“ So Ferguson. Es liegen also starke Anzeichen für eine demokratische Strömung in Athen für und um das Jahr 271/70 vor; aber die Annahme einer gleichzeitigen, sonst regelmäßig damit verknüpften antimakedonischen Politik erscheint mehr als bedenklich. Damit ist das zweite Problem gekennzeichnet. —

Beide Schwierigkeiten finden ihre gemeinsame Lösung durch die vom Vortragenden früher ermittelte zeitweilige Vereinigung der natürlichen Gegner Antigonos einer- mit Ptolemaios II. Philadelphos und Areus andererseits (*Beiträge zur alten Geschichte,* III, S. 537 ff.) zur Zeit, da der erste syrische Krieg ausgefochten wurde und gleichzeitig Pyrrhos erst den Antigonos Gonatas angriff, um alsdann in den Peloponnes einzufallen (274/73 v. Chr.).

Diese Vereinigung war das Werk der Arsinoë Philadelphos, der eigentlichen Leiterin der ägyptischen Politik. Athen konnte nicht beiseite stehen: es muß, ev. nach ergebnislosen Verhandlungen mit Pyrrhos, zu Ägypten und seinen Verbündeten in nähere Beziehungen getreten sein, ein Verhältnis, aus dem sich jederzeit ein formelles ägyptisch-athenisches Bündnis (s. oben S. 136 f.) entwickeln konnte und im Sinne der Arsinoë mußte.

Infolge des Gleichgewichtes, das zeitweilig unter den einander sonst auf der Balkanhalbinsel bekämpfenden Mächten hergestellt war, konnte für die politischen Parteien in Athen die Stellung zu Makedonien in den Hintergrund treten: so daß nicht, wie sonst, „oligarchisch“ mit der energischen Betätigung einer Hinneigung zu Makedonien, „demokratisch“ mit „antimakedonisch“ identisch ist. So konnte das stark demokratische Dekret für Demochares ergehen, ohne daß darin eine Feindseligkeit gegen Makedonien gefunden zu werden brauchte.

Aber unter dem Deckmantel dieser Konstellation konnten die ägyptisch-griechischen Vorbereitungen zum Kriege gegen Antigonos getroffen werden. Für Arsinoë handelte es sich darum, Ptolemaios, ihren Sohn von Lysimachos, auf den makedonischen Thron zu

bringen. Im Archontenjahr 271/70, als das Dekret für Demochares erging, waren die Vorbereitungen in vollem Gange, und der Abschluß des formellen ägyptisch-athenischen Bündnisses stand unmittelbar bevor. Aber gegen Ende dieses Archontenjahres oder ganz zu Beginn des folgenden (Juli 270) ist Arsinoë nach der Stele von Mendes gestorben. Dadurch wurde die Entwickelung verzögert, so daß erst im Jahre 268, wahrscheinlich speziell auf Betreiben ihres Sohnes ‚Πτολεμαῖος ὁ Λυσιμάχου‘, der chremonideische Krieg ausbrach. —

Der Vortrag erscheint im fünften Bande (1905) der *Beiträge zur alten Geschichte:* der erste Teil als Nr. 2 der *Hellenistischen Forschungen (Seleukos, König der Makedonen)* im zweiten Heft S. 244 bis 254, der zweite Teil als deren Nr. 3 *(Zur attischen Politik vor dem chremonideischen Kriege)* im dritten Heft S. 375 bis 391.

Eine Diskussion findet nicht statt. Hierauf spricht Prof. Dr. H. Hitzigrath (Hamburg) über: **Hamburger Handel im 18. Jahrhundert.**[1])

Das Leben des Handels regelt sich nach eigenen Gesetzen, es bewegt sich schneller und sprunghafter als die politische Geschichte, in ihm wechseln Zeiten des Niederganges und der Blüte wie Ebbe und Flut. In Hamburg folgte auf die stillen, geschäftsflauen Jahre eine Bereicherung des Verkehrs von 1740 bis 1763, die nächste Periode erzwungener Tatenlosigkeit währte bis etwa 1785, ihr schloß sich die Glanzzeit im letzten Dezennium an. Plötzlich unterbrach eine Krisis die Spekulationen der Kaufleute, sie forderte gleich den Schlachten zahlreiche Opfer, zerstörte Werte und stürzte sowohl Schuldige als auch Unschuldige. Hamburg hat drei solcher Krisen durchgemacht, 1753 fallierten vor allem englische Firmen, 1763 erlagen 94 Geschäfte und 1799 gar 145; je mannigfacher und verschlungener die mit Amsterdam und London eingegangenen Verbindungen waren, desto größer gestalteten sich die Verluste.

Der Handel Hamburgs war größtenteils Handel zweiter Hand, er konnte sich nicht auf eigene Kolonien stützen, sondern mußte die Waren von Fremden beziehen, welche ihm die Preise setzten. Bereits in der ersten Hälfte des Jahrhunderts versuchte man in Hamburg die Kolonialwaren auf direktem Wege zu erhalten und die Spesen im Zwischenhandel zu ersparen. So erhofften die Kaufleute dies Ziel mittels der dänisch-ostindischen Kompanie

1) Vollständig abgedruckt „Hamburger Nachrichten“ 22. Oktober.

zu erreichen, die 1728 mit dem Hauptsitz in Altona geplant war, jedoch die beiden Seestaaten England und Holland widersetzten sich nachdrücklich der Absicht, die Elbhäfen zum Stapel für Kolonialprodukte zu erheben, und die dänische Gesellschaft wählte Kopenhagen zum Zentrum ihrer Unternehmungen. Ebenso verhinderte der Konkurrenzneid der beiden Staaten den Versuch Hamburgs, die Erbin der vom Kaiser Karl VI. 1731 aufgehobenen Ostendekompanie zu werden und deren Ostindiafahrer aufzunehmen, da der Kaiser und Prinz Eugen sich von den Seemächten abhängig gemacht hatten. Insonderheit erregten sich die englische wie holländische Ostindiakompanie über diesen Schiffsverkehr, der ihren Geschäften schadete, sie drängten deshalb ihre Regierungen, das betrügerische Verfahren zu verhindern und „das Nest der Interlopers“ zu zerstören; mit diesem Namen bezeichnete man nämlich diejenigen Schiffer und Kaufleute, welche das Monopol der Kompanien durchbrachen und demnach ihre Ladungen in Hamburg leichter absetzten als in den Nationalhäfen. Als der Senat 1732/33 auf Veranlassung einflußreicher Häuser, vor allem des aus Augsburg stammenden Millionärs Max Friedrich Stenglin die Löschung der Ladung des Schiffes Marie Armand im Werte von 40000 Pfund Sterling gestattet hatte, verstanden der englische und holländische Gesandte den Vertreter des Kaisers, Baron Kurtzrock, ganz für ihre Politik zu gewinnen und den weiteren Verkehr ehemaliger belgischer Kompanieschiffe zu unterdrücken. Dagegen ging der Senat nicht auf die Zumutungen Englands und Hollands ein, Kolonialwaren nur in dem Fall im Hafen zuzulassen, wenn ihr Ursprung durch Zertifikate der beiderseitigen Ostindiakompanien beglaubigt sei. — Seit dem ersten Viertel des Jahrhunderts sandte die in Hamburg befindliche Company of Merchant Adventurers Schiffe nach Charleston, dem Markt für Reis in Carolina, bei der Hinfahrt verdiente sie am Transport der Auswanderer und der Soldaten, die für englische Dienste in Deutschland gepreßt waren. Auch von den französischen Firmen zogen die Hamburger Kaufleute Nutzen, da diese mindestens seit 1745 den direkten Verkehr nach Haiti betrieben. Trotzdem blieb der Handel Hamburgs in der Hauptsache ein indirekter, der Kaufmann bezog seine Kolonialwaren aus England, Holland, Frankreich, Spanien und Portugal; selbst in der glänzendsten Zeit von 1790 bis 1798 beherrschte London den hiesigen Markt, bis es seit 1791 in Reis und 1795 in Kaffee von den amerikanischen Zufuhren aus dieser Machtstellung verdrängt wurde. Erst damals gestaltete sich der Handel der Stadt auf direktem Wege.

Frankreich und England waren natürliche Rivalen im Handelsverkehr mit der Stadt, die Franzosen beneideten die englische Kompanie um ihre großen Privilegien, die ihr im Kontrakt 1611 von der Stadt zugesichert waren. Schon im Jahre 1716 bei dem für Handel und Reederei günstigen Kommerztraktat verlangte die französische Regierung völlige Gleichstellung oder „Parifizierung“ und deshalb die Errichtung einer privilegierten Faktorei, ein Verlangen, das von 1730 bis 1767 eine Hauptrolle in den Verhandlungen spielt. Der Senat wandte viel diplomatisches Geschick an, lehnte die französische Faktorei im Interesse des Eigenhandels seiner Bürger ab und nahm Rücksicht auf die wachsame Eifersucht der englischen Regierung, die ihm die Drohung aussprach „er möge sich nicht in ein negotium einlassen, worüber England ombrage zu schöpfen Ursache habe, denn wenn man es dabei vor den Kopf stoße, so könnte der Ausgang sehr unangenehm sein“. Frankreich änderte seine Politik und forderte die Aufhebung der englischen Faktorei (1740/44), und in der Tat war der Senat nicht abgeneigt, da die Schiffahrt unendlich unter den Kapereien und dem umständlichen, teuren und willkürlichen Prisengerichtsverfahren Englands zu leiden hatte. Trotz aller Machenschaften der englischen Regierung schloß Hamburg 1769 von neuem einen Handelsvertrag mit Frankreich ab, der diesem den Vorrang in den Kolonialprodukten verschaffte. Frankreich setzte $^5/_{12}$ der gesamten Kaffeeernte seiner Kolonien und $^1/_5$ des Zuckers (25 000 Fässer im Werte von 30 Mill. Franken) ab. Die Stimmung der Kaufleute richtete sich gegen die Seetyrannei der Engländer, vor allem gegen ihre Kaperschiffe und ihre Begünstigung vor Gericht, da ja Hamburgs Schiffahrt ganz und gar von Englands gutem Willen abhängig war. Welcher Ingrimm in der Stadt und auf der Börse herrschte, beweist die Beschwerde des englischen Gesandten Stanhope beim Senat (Juni 1758), „daß an jetzo nicht nur unter dem Pöbel, sondern auch unter hübschen Leuten, ja selbst an der Börse so schimpflich von den Engländern geredet und öffentlich von ihnen als Seeräubern gesprochen werde; da die Nation nichts dafür könne, was von einzelnen Kapern, unter welche sich auch die von andern Nationen mischen, verübet wird an Exzessen, so sei es überdem gar sehr zu besorgen, daß die unbedachtsamen Reden der Leute zu allerhand Händeln und schlimmen Folgen Anlaß geben“. Die Sympathie der Hamburger Kaufmannschaft wandte sich gemäß dem flotten Waren- und Schiffsverkehr den Franzosen zu, bis dank der Revolution England in der Anzahl der Fahrzeuge, im Import und Export die Geschäfte

an sich brachte und die französische Regierung ihrerseits durch Gewaltmaßregeln dem Handel der Stadt schadete.

Eine Diskussion findet nicht statt.

Es folgt eine Mitteilung des Prof. Tocilescu (Bukarest) über die Denkmäler von Adamklissi; ferner eine Mitteilung von Hofrat Prof. Bormann (Wien) über die reiche Stiftung eines Wiener Bürgers. Ein Drittel ist der humanistischen Sektion der Akademie zugefallen und soll für die Erforschung des österreichischen Limes verwendet werden. Redner macht Mitteilungen über die Ausgrabungen in Carnuntum und des Legionslagers bei Enns in Oberösterreich. Ferner legt er die Publikationen der antiquarischen Abteilung der Balkankommission vor.

Schluß 10 Uhr.

In die Sektionsliste haben sich 82 Teilnehmer eingetragen.

Romanistische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905,
nachmittags $1^3/_4$ Uhr.

Vorsitzender: Direktor Dr. Tendering.

Herr Direktor Tendering (Hamburg) eröffnete die Sitzung. Es wurden zu Vorsitzenden Direktor Tendering und Prof. Dr. W. Scheffler (Dresden), zu Schriftführern die Herren Oberlehrer Dr. W. Lühr (Hamburg) und Oberlehrer Dr. R. Rohde (Hannover) gewählt.

Das Wort erhielt Herr Oberbibliothekar Dr. E. Seelmann (Bonn) zu seinem Vortrage: **Ursprung und Urheimat der Rolandsage.**[1])

Eine Besprechung fand nicht statt.

Darauf sprach Herr Prof. Dr. Klinghardt (Rendsburg) über: **Die verschiedene Bildung der Tenues im Französischen und Deutschen.**

Die deutsche Bildung der Tenues in den Silben *pa, ta, ka* unterscheidet sich grundsätzlich von der französischen darin, daß die explosive Öffnung der Laute *p, t, k* durch die mittels Druck auf die Lungen nach oben getriebene Lungenluft bewirkt wird, während bei den Franzosen die zwischen dem geschlossenen Kehlkopf und dem Lippenverschluß gestaute Luft diesen Verschluß löst. Bei dem deutschen Anlaut ist der Weg von den Lungen bis zum Lippenverschluß frei, die „Stimmlippen" (-„bänder") stehen weit offen. Wenn der Verschluß gesprengt wird, bringt die ausströmende Luft so lange an den Wänden des Kehlkopfs, Rachens und Mundes ein Reibegeräusch hervor, bis die Stimmlippen sich zur Bildung des Stimmtones für *a* genähert haben. Es muß

---

1) Bericht unten zur dritten Sitzung.

zwischen dem Augenblick der Explosion und dem Anschlag des *a*-Tones „Hauch“ entstehen. Bei der Bildung der französischen Laute *p, t, k* ist der Luftweg durch vollständigen Verschluß des Kehlkopfs unterbrochen. Die Explosion kann nicht durch die Lungenluft bewirkt werden, sondern die Rachen- und Mundluft wird dadurch zusammengepreßt, daß der Kehlkopf durch Zusammenziehung des Gaumenbogens (der Muskelbündel zu beiden Seiten des Zäpfchens) ein wenig angehoben wird. Wenn durch diesen Druck der Lippenschluß gelöst wird, kann kein Reibegeräusch („Hauch“) entstehen, weil die Lungenluft nicht nachstürzen kann. Der Kehlkopf ist bei der Explosion noch verschlossen und öffnet sich auch dann nur zu der für den Stimmton *a* erforderlichen „Stimmritze“.

Beweise und Übungen dazu sind folgende: Während man ein Dutzend oder mehr erst deutsche, dann französische *p* hervorbringt, lege man den Finger von außen auf den oberen Rand des Kehlkopfs. Dann bleibt bei der deutschen Tenuis der Kehlkopf in seiner Lage, während er bei der französischen nach oben zuckt. Bei guter Beleuchtung und Kopfhaltung läßt sich die Sache auch mit dem Auge beobachten. Ferner tritt, nachdem man eine möglichst lange Folge von deutschen gehauchten Tenuis gebildet hat, das Bedürfnis einzuatmen ein, nach einer französischen Reihe auszuatmen. Man kann, ehe dies Bedürfnis sich zeigt, an die hundert französische *p* sprechen, dagegen kaum mehr als fünfzig deutsche.

Bei der Unterweisung von Schülern befaßt sich der Vortragende nicht eher mit französischem *p, t* und *k*, als bis sie mit *b, d, g* vertraut sind. Dann sagt er ihnen, ohne weitere Theorie, sie sollten sich einüben, Reihen von *p* und *k* mit angehaltenem Atem sprechen. Zur Unterstützung dieser praktisch ausreichenden Weisung wird den Schülern noch die französische und deutsche Weise vorgesprochen, und sie erfassen leicht, daß am Schluß einer deutschen Reihe ein-, am Schluß einer französischen ausgeatmet wird.

Für den Lehrer empfiehlt es sich, auch die Dauerlaute *f, s, ʃ, ç* (χ) „mit angehaltenem Atem“ zu üben.

Zweite Sitzung

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9 Uhr 20 Min.

gemeinschaftlich mit der englischen Sektion.

(Vgl. S. 59ff.)

Dritte Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905, 9 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Direktor Dr. Tendering.

Herr Dr. E. Seelmann gab die Fortsetzung seines Vortrages über: **Ursprung und Urheimat der Rolandsage**, Teil II.

Die überaus knappe verfügbare Zeit gestattete dem Redner nur einen von drei Hauptteilen seiner Beweisführung skizzenhaft zu erledigen, den Nachweis der seither fast allseits und geradezu fanatisch geleugneten mythologischen Grundlage der Rolandsage.

In längerer Einleitung skizzierte Redner die seit mehr als 50 Jahren herrschende Theorie von der Entstehung und Entwickelung der volkstümlichen altfranzösischen Epik und ließ zur Widerlegung die Tatsachen sprechen, die er in 12 jähriger Forschungsarbeit teils ganz neu gefunden, teils in neuem Lichte vorführte. Sodann wandte er das allgemein Erörterte auf das Rolandslied an.

Die herrschende Theorie behauptet z. B., dem Liede, wie der bezeichneten Epik, liege ein historisches Ereignis — nicht etwa ein Mythus — zugrunde. Redner widerlegt im einzelnen diese von Historikern längst als Einbildung erkannte Behauptung. Im besondern stellt Redner vor allem fest, daß ein historischer *Roland*, ein historisches Pyrenäental *Ronceval* (778) überhaupt nicht existiert hat. Der vielgenannte Hruodlandus in Einhardi Vita Karoli M. c. IX ist eine plumpe Fälschung, ein erst seit etwa 890 handschriftlich nachweisbarer Einschub in nur eine der zwei Handschriftenhauptklassen Einhardscher Textüberlieferung. Auch die Annahme mündlicher Volkstradition kann den unhistorischen Roland nicht retten. Im weiten Frankenlande war die Rolandsage bis 883 völlig unbekannt: der Mönch von St. Gallen (Notker der Stammler), der gerade alle im Volke verbreiteten Sagen von Karl dem Großen und seiner Umgebung sammelte, kennt nicht einmal Rolands Namen! Die Fälschung in Einhard hat den Namen erst historisch berühmt gemacht und für die pseudohistorische Umarbeitung und Schauplatzverlegung der Sage den Boden vorbereitet. Der echte ursprüngliche Sagenheld, wie ihn z. B. Turpin überliefert, ist gar kein *Hruod-landus*, d. i. 'Ruhm-land', sondern ein *Rotholandus* 'Rode-land', der seinen Namen von gerodetem Lande hat. Entsprechend ist der Hauptortsname Ronceval historisch überhaupt nirgends überliefert und — was er doch sein müßte — baskisch absolut unmöglich, da kein baskisches Wort mit *r* anlautet. Das heutige Roncesvalles geht auf ein Hospiz zurück, das

erst 1127, d. h. volle 349 Jahre nach Karls Pyrenäenzuge, gegründet und erst infolge der pseudohistorisch verarbeiteten und nunmehr auch durch Wallfahrer von St. Jago de Compostella in die Pyrenäen gedrungenen Rolandsage seinen Namen *Rensalvals* erhielt, eine offensichtliche Verballhornung des echt nordostfranzösischen altepischen *Renč(i)esvals!* Widersinnig ist der Name einem Hospiz auf Bergeshöhe beigelegt, während er doch ein Tal kennzeichnen sollte! Völlig unhistorisch und in seiner Deutung verfehlt ist ferner *Ganelon*, der seinen Namen erst seit 858 von einem verräterischen Erzbischof Wenilo erhalten haben soll, während die Namensurform vielmehr *Winno* (altsächsisch 'Wut' 'Wütender', z. B. in widar-winno erhalten), *Winn-ilo* ist, wie die Namensüberlieferung *Guinelun* des altnordischen Roland zeigt. Daß hierin *i* statt *e* echt ursprünglich ist, das beweist für Kenner altgermanischer Namengebung die wichtige Tatsache, daß der Rolanddichter ihm als nächste Verwandte einen Onkel *Guinemer*, d. i. Winni-mari 'Kampfwut-berühmt', und Sohn *Baldewin*, d. i. Bald-wîn 'kühner Freund', andichtet. Der Blutsverwandtschaft entspricht innere oder äußere Namensverwandtschaft.

Verfehlt wie die leichtfertig aufgestellte Behauptung der Historizität des volksepischen Stoffes ist die Behauptung der herrschenden Theorie, das bezeichnete Epos müsse (aus mnemotechnischen Gründen) lyrisch-epische sangbare und gesungene Volkslieder als Vorstufe gehabt haben, aus deren Variationen und Ausgestaltungen es erwachsen sei. Ebenso, daß es bereits in die Merowingerzeit zurückreiche, gallo-romanisches Geistesprodukt sei und von Isle-de-France und Burgund aus sich verbreitet habe. Redner widerlegt diese Theorien mit Aufdeckung theoretischer Widersprüche und Ungereimtheiten, demnächst aber durch die historische Tatsache, daß von einer gallo-romanischen Epik geschichtlich überhaupt keine Rede ist, daß die altfränkisch-germanische bereits zur Zeit Karls des Großen abgestorben oder im Absterben begriffen war, die Neubelebung bzw. Neueinführung aber durch die eindringenden Normannen erfolgte. Die ersten volksepischen Anfänge weisen auf Lüttich. '*Bardi*' kommentiert ein Glossator des Lucan im X. bis XI. Jahrhundert, '*id est Leodicenses*, qui carminibus suis reddunt immortales animas, scribendo *gesta* regum'. Aus dem hist. Zeugnis der Chronica Gaufredi prioris Vosiensis Kap. 30 geht klar und deutlich hervor, daß das zentrale Nordfrankreich, jedenfalls das Land um Tours herum, vor 1100 überhaupt kein französisches Volksepos gekannt hat und erst Normannen und Kleriker (IVB!) es einführten!

Nach der Widerlegung der herrschenden Epentheorie und ihrer Anwendung auf das Rolandslied geht Redner auf seine eigene neue ein, die nicht die allgemein geschichtlichen Tatsachen vergewaltigt, sondern, kritisch richtig gestellt oder neu ermittelt, mit den literarischen, mythologischen, sagenkundlichen, sprachlichen harmonisch verknüpft. Sie ist eines der zahlreichen Ergebnisse seiner schon vor zehn Jahren geschilderten und von den ersten Fachkennern (Mühlbacher, Moritz Heyne, Kölbing, Körting, Jähns, von Pfister-Schweighusen, Alex. von Peetz, Kossinna, Rübel und etwa 30 anderen Sonderforschern) einstimmig anerkannten Wiederentdeckung der von Karl dem Großen zu Tausenden in die Ardennen verpflanzten heidnischen Harz-Sachsen. Kurz skizziert besagt sie:

1. Die älteste französische Volksepenschicht hat eine germanisch-*mythische* Grundlage, geht insonders auf Mythen von heidnischen *Harz-Sachsen* und *Normannen*, die in den Ardennen zusammentrafen und wallonisiert bis heute fortleben, zurück.

2. Der Entwickelungsgang zum Epos zeigt folgende drei Stufen:

a) Die mit Sachsen und Normannen in die Ardennen mitverpflanzten (Natur-)Mythen nehmen in der neuen Ardennenumgebung einen neuen Ortshintergrund, eine örtliche Färbung an, lassen neue *ardennische* (wallonisch-luxemburgische) *Ortssagen* entstehen.

b) Diese (zunächst heidnischen) Ortssagen werden von den das Christentum einführenden Luxemburger Klerikern tendenziös umgedeutet und *christianisiert*. Wie überall, werden die heidnischen Götter verächtlich geschimpft, der Roßgott Wodan zum Schindmähregott, sein Roß zu einem gemeinen Lasttier (runcinus, jugmentum, jument, mule) herabgesetzt, die Götter schlechtweg zu Teufeln, Zauberern, Fürsten der Hölle herabgewürdigt, ihr Reich und Sitz mit Namen belegt, die nur Wechselausdrücke für Hölle sind. Wohlgemerkt ist diese mittelalterliche Hölle keine Feuerhölle, sondern als Sumpf, Brunnen, Felsenspalte, Abgrund, Nebelland, Dunkeltal und Ort der Qual gedacht. (Vgl. Redners Vortrag auf der Kölner Philologenversammlung 1895.)

c) Diese tendenziös und pseudohistorisch mit Karl dem Großen, als dem Schirmherrn des Christentums und Hauptgegner der alten Heidengötter, in Zusammenhang gesetzten Lokalsagen werden von denselben Klerikern um das Jahr 1000 in *Sagen-Chroniken* gesammelt und bilden als Gesta Karoli Magni, Gesta Rotholandi u. dgl. die Hauptquelle der davon benannten *Chansons de geste.*

In der Anwendung auf das Rolandslied gliedert Redner sein Beweismaterial in drei Hauptteile: 1. Nachweis eines altsächsischen Naturmythus als Grundlage, 2. Nachweis eines ardennischen Ortsschauplatzes für die aus dem Mythus neuerstandene altluxemburgisch-wallonische Ortssage, 3. Nachweis des altluxemburgisch-wallonischen Lokaldialektstempels an dem altepischen Namenmaterial insgemein, an dem des Rolandsliedes im besonderen.

Die Kürze der Zeit gestattete ihm nur knapp den ersten Hauptteil zu skizzieren; doch fand er Gelegenheit, interessierten Gelehrten privatim noch die Beweise für den zweiten und dritten zu unterbreiten.

Die im Rolandsliede verarbeitete altsächsisch-mythische Sage ist nichts anderes als eine Form des allbekannten Naturmythus von Wodans Heeresauszug aus einem Berge. Wodan als Personifikation des wütenden Sturmwindes, als Gott, der auf dem Winde, seinem Windrosse, reitet, gedacht!

Wenn der Sturmwind sich vom *Berge* über das von Menschenhand sorglich aus Urwald geschaffene *Rod-land* stürzt und wütend alles, was ihm in den Weg tritt, herumwirbelt und umreißt, wenn die Elemente toben und alles im Walde kracht und knackt, als ob ein Geisterheer den Boden zerstampfe, dann sah die bange Einbildung der alten Sachsen ihren Gott Wodan von seinem Ruhesitz im Berge herabstürmen und deutete seine '*Wut*' darauf, daß er *Rod-land* vorfand, wo ehedem unberührte heilige Natur, sein ihm geheiligter Wald war, sein Reich und Jagdbezirk angetastet ward. Die Volkssage läßt ihn vom *Berge,* insonders vom Harze, Brocken oder Bruchberge, kommen. '*Alle sieben Jahre*' muß der wilde Jäger 'einmal die Waldung durchmachen', heißt es in Andreasberg. Auch über Siber an der Siber im selben Harz zieht der wilde Jäger 'alle sieben Jahre' mit seinem Gefolge hin. 'Er kommt mit einem Windstoße angefahren.' Sein Roß ist, darüber waren Mythologen niemals uneins, der Wind.

Gerade die Heiden-Sachsen von Siber sind in die Ardennen einst fortgeführt: sie gründeten ein neues Siber, das bei Bastogne als Sibret, alt *Sebre(s),* fortexistiert. Die Einzelbeweise hierfür zu erbringen, ist hier nicht der Ort. Wie das harzische Siber Flur- und Ortsname ist, so das bisher rätselhafte altepische *Sebre,* als Fluß auch '*ewe de Sebre*' (eau de Sibret) genannt. Noch heute nennt man den Wasserlauf bei einem Orte dort in der Gegend genau so 'eau', während anderwärts 'ruisseau', 'ry', 'fleuve' u. dgl. eingesetzt wird.

Wodan 'der *Wütende*', sein Gefolge das 'wütende' oder '*wilde Heer*', sein Roß der *Wind,* sein Auszugspunkt ein *Berg,* vor allem

der Harz, sein Aufbruch '*alle sieben Jahre*', sein Umzug der *Sturm*, die 'wilde Jagd': das sind die wesentlichen Kennzeichen des altsächsischen Naturmythus; sie müssen, soll anders der Beweis vollständig und überzeugend sein, auch in der altluxemburger Ortssage vorhanden und noch im Rolandsliede nachweisbar sein!

Wodan ist von den alten Klerikern zum Schindmährengott '*Mar-got*' degradiert: als solcher lebt er als Sarazenengott, Zauberer, Heiden- und Höllenfürst in der altfranzösischen Epik, in der mittelalterlichen Mönchsliteratur, in der heutigen Volkssage mannigfach erkennbar fort. Noch überall tritt seine 'Wind'-natur überraschend deutlich hervor. Im Rouchi sagt man von einem Wirbelwind, dem echten Wodanswinde, 'c'est une (tempête de) Margot'; Hécart deutet das als 'tourbillon de vent qui cause des ravages, déracine les arbres, enlève les toits, les moulins à vents', usw.

Im Rolandsliede ist Marsile, Marsilie = *Mar-sire* aus normannischer Durchgangsstufe Mar-sira 'Roß-fürst', sein irdischer Stellvertreter.[1]) Im wallonischen Lokaldialekt zwischen Bastogne und St. Hubert, der wahren und echten Urheimat der Rolandsage, wird dies *l* in Marsile mouilliert bzw. iotaziert zu Marsi*li*e des Oxforder Textes; vgl. lokal Hase*ill*e für Haselle und im Oxforder Roland analog brui*ll*, mi*li*e, nobi*li*e, Ve*il*lantif (*volantivus: Velantif im altnordischen Roland: ardennisch und oxfordisch Veillantif), ferner altai*g*ne, mei*g*nent (manent), Gai*g*nun (altnordischer Roland: Gue-nun).

**Renči(e)s-val*, die altepische Urform für hochfranzösisch Roncisval, ist 'Roß-tal', genauer 'Lastpferd-tal', von roncis, mittellateinisch runcinus, 'Lastpferd'.

Auch dieser zweitwichtigste alte Epenname zeigt den charakteristischen Lokaldialektstempel. Er lebt fort im heutigen Rechríval, alt Rechi-val, noch älter im Jahre 1282 als Renchie-val urkundlich nachweisbar, mit derselben altwallonischen Orthographie *ie* = *ī*, die im Turpinschen Runc*ie*vallis ständig wiederkehrt. Doch das Sprachliche hier nur nebenbei!

---

1) Die Gleichung Mar-sire = 'Roßfürst' ist mythologisch wie sprachlich durch umständliche und eingehende Sonderforschungen des Autors sichergestellt. Nur aus dieser Etymologie wird es auch erklärlich, wenn der normannische Barde, der die Rolandsage zu einem Roland-Epos umschuf, seinem 'Roß-fürsten' als Sohn einen *Jor-fari (deutsch angeglichen *Jor-farer) 'einen, der hoch zu Roß einherzieht' (von altnord. *ior* 'Roß') andichtet! Genannte zwei Formen sind die echten Urformen der lautlich und durch Buchstabenverlesung verdorbenen überlieferten. Über Marsilius = Wodan selbst in deutscher Ortssage vgl. den Schluß des Referates!

Der Zug des Mar-sire nach Renči(e)s-val ist also nichts anderes als der Zug des '*Roß*-fürsten', d. h. des Wodan, ins *Roß*-tal!

Aber mit diesen Einzelzügen ist's nicht abgetan!

Wodan und seine irdischen Stellvertreter (der wilde Jäger, der alte Barbarossa in älterer Sagenform u. a. m.) sitzen 'sieben Jahre' im Berge, ehe dieser sich zu ihrem Heeresauszuge öffnet. Karl der Große ist '*sept ans tous pleins*', sieben volle Jahre, in Spanien, d. h. im Heidenlande, ehe Mar-sire seine Zeit zum Ausbruche gekommen sieht. Und wo sitzt er? In 'Sarraguce, ki est en une *muntaigne*', also in seiner Residenz, 'die liegt auf einem Berge'! Ist es notwendig, ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß es historisch keinen Marsire gegeben hat, arabisch lautlich auch nicht geben kann, daß Karls des Großen Zug nicht sieben Jahre, sondern nur drei Monate währte, daß die Heidenstadt Sarragossa gar nicht auf einem Berge, auf den so auffällig hingewiesen wird, liegt, sondern, wie jede große Stadt, tief in der Flußebene? 'Alles Zufall!' sagt unfehlbar sicher *der* Romanist, der von germanischer Mythologie so viel versteht wie von der Herkunft des chinesischen Drachens, während der unterrichtete Mythologe erheitert einen altbekannten altgermanischen und neusagenkundlichen Zug nach dem anderen wiedererkennt!

Aber weiter! Wie heißt Marsires Gefolge? 'La *gent salvage*', 'das wilde Heer' (Roland V [7], S. 113)! Doch wo bleibt denn vor allem noch der Wind, 'Wodans Roß', sein Umzug, der 'Sturm', das oben geschilderte Wodanswetter, seine 'Wut', sein Opfer das Rod-Land?

Wodans Roß ist der Wind, Marsires Roß ist *Gaignun* (Oxforder Roland) oder *Guenun* (altnordisch). Beides ist nichts anderes als die Wallonisierung eines altluxemburgischen Dialektwortes für 'Wind', das in der salfränkischen Orthographie der malbergischen Glosse in der Verbindung chunno-uano 'Windhund' wiederkehrt! Wano 'Wind' gab obliques *wa-nón: Gue-nun oder mit hochardennischem Lokaldialektstempel, wie ihn gerade die Formen des Oxforder Textes am reinsten überliefert haben, Gaignun. Das ist zugleich das bisher unerklärte altfranzösische gaignon 'Windhund'. Altdeutsch 'wint' bedeutet in gleicher Weise ebensowohl Wind wie Windhund!

Also auch der ardennische Wodan-Marsire reitet auf dem 'Winde'. Doch halt! Im Epos Gaydon heißt Marsires Roß nicht Gaignon, sondern *Clinevent!* Das ist noch viel deutlicher! Es ist der 'Wende-wind', der Wind, der alles umwendet, d. h. also

genau derselbe Wirbelwind, den wir oben bereits im wallonischen 'Margot-Wetter' des Rouchi kennen gelernt haben.

Aber die allergewaltigste Leistung des Windgottes ist doch der Sturm, der seinen Umzug begleitet. Er darf, wie im Naturmythus, so in der epischen Sage, im Rolandsliede, nicht fehlen. Und dieser Hauptzug ist denn auch ganz im Gegenteil zur glänzendsten Äußerung gelangt. Als Wodan (*Marsire*) ins Roßtal (*Renčiesval*) zieht, um Rod-land (*Roland*) zu überfallen, da bricht über das Frankenland ein Unwetter mit gewaltigem *Sturm*, Donner, Regen, Hagel, Erdbeben und Finsternis herein, daß mancher sprach: 'Das ist der letzte Tag, der Untergang der Welt ist da!' (oxf. Rol. 1435).

Und als Wodan (Marsire) Rodland (*Roland*) schaut, da tritt Wut (Winna, Winno, *Guenes*) an ihn heran und reizt ihn, Rodland (Roland) zu verderben! Und schaurig ist des Sturmes Heulen; wie der hohle Ton eines Hornes (*Olifant*) hallt es vom Rodland (Roland) her — sein Untergang ist besiegelt, aber auch die Kraft des Sturmes ist gebrochen (Wodan-Marsire entweicht mit zerschmettertem Arm von der Walstatt)!

Das ist der für jeden mythologisch geschulten Forscher absolut zweifellose Wodansmythus im Rolandsliede; er vereinigt selbst noch in seiner jungen epischen Verarbeitung die altcharakteristischen Züge in einer Vollständigkeit, wie sie nicht einmal irgendeine fortlebende Volkssage mehr aufweist!

Der Vortragende begründet noch eingehend und ausführlich die vorstehenden mythologisch-episch aufgestellten Gleichungen aus der altepischen, mönchslateinischen und neueren Sagenüberlieferung des Wallonenlandes und des sächsisch-normannisch kolonisierten Nord- und Ostfrankreichs. Wodan lebt als *Margot* in der Volkssage bis heute fort; als 'Stuten- und Lasttiergott' verhöhnt, führt er im Mittelalter auch den mißdeuteten Teufelsnamen *Runcinellus* (Ducange); in der fortlebenden Sage als Führer der wilden Jagd analog den Namen *Mulet* 'Maultier-Teufel' (mulet = jument = roncin 'Stute', schlechtes Pferd, Lasttier). Schon in der altfranzösischen Epik reitet 'roi Margot' und sein späterer Ersatz Aelrot als einziger Ritter diese 'Stute' bzw. 'Lasttier', dessen Nachkommen in der französischen Volkssage der Gegenwart so seltsames Aufsehen machen und bisher völlig unerklärlich waren!

Das Referat hier konnte aus dem überreichen, Bände füllenden Beweisstoffe des Redners nur einige wenige Andeutungen aufnehmen. Aufsehen dürfte, um eine letzte wichtige Einzelheit noch herauszugreifen, bei Sagenforschern seine Entdeckung erregen, daß der

altepische französische Wodansname Marsire, lat. Marsilius, von der ursprünglichen wallonischen Ardennenheimat aus selbst auf die benachbarte rheinische deutsche Sage übergesprungen ist. Auch die alte kölnische Ortssage kennt einen 'Heiden' und 'edlen Ritter', alias '*Ritt*meister' [!] Marsilius, der aus dem belagerten Köln auszubrechen und den Feind mit List zu überfallen [!] trachtet. Auch er 'fährt zu Holtze', d. h. stürmt in den von seinem Feinde besetzten Wald. Vor sich treibt er harmlos ausschauende Frauen, die anscheinend Holz sammeln wollen [also Holzfrauen!] und die Aufmerksamkeit des Feindes ablenken sollen. Auch er überfällt und vernichtet sodann von einem Hinterhalt aus das feindliche Heer — ganz wie sein epischer Namensvetter! Der 'heidnische' sog. 'Rittmeister' Marsilius mit seinen 'Holzfrauen' ist, wie der Scharfsinn der Sagenforscher bereits herausgemerkt hat, kein anderer als der wilde Jäger Wodan, der die sagenberühmten sog. 'Holzfräulein' oder 'Holzweiblein' vor sich herjagt (vgl. E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 129, 247 u. a.)! Und die kölnische Ortssage ist nur wiederum eine neue eigenartige Ausgestaltung desselben altsächsischen Mythus von Wodans Heeresauszug, der oben als Grundlage auch der vielgedeuteten Rolandsage nachgewiesen ist!

Der Vortragende gedenkt, soweit ihm seine für wissenschaftliche Sonderbeschäftigung sehr beschwerliche Beamtentätigkeit Muße gönnt, seine für die moderne Fachwissenschaft einen völligen Umsturz bedeutenden zwölfjährigen Forschungen endlich, wenn auch notgedrungen nur stückweise, im Verlage von Peter Hanstein zu Bonn zu veröffentlichen.

Vierte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905, 8 Uhr 15 Min.

Vorsitzender: Prof. Dr. W. Scheffler.

Den ersten Vortrag hielt der Vorsitzende: **Zur ästhetischen Erläuterung französischer Schriftsteller** (mit Ausstellung).

Der Vortragende gab einleitend einen Überblick über die Bestrebungen für die ästhetische Erläuterung im Unterricht der neueren Sprachen. Zuerst sind sie auf dem Neuphilologentage in Dresden, 1888, hervorgetreten. Darauf folgte eine Reihe von Schriften: 1888. Verzeichnis von Bildwerken und Bildern auf die italienische, englische und französische Literatur- und Kulturgeschichte bezüglich: Dante, Shakespeare, Walter Scott, Burns, Molière, Sandeau. Ausgestellt bei dem 3. Allgemeinen Deutschen

Neuphilologentage. Dresden 1888, Albanus' Buchhandlung. (Vergriffen.) 1893. Das Bild im deutschen Unterricht, von Dr. Julius Sahr. Zeitschr. f. d. Unterr. 1893, 651 ff. 1894. Bild und Lektüre von Dr. Wilh. Scheffler. Bericht über den Deutschen Neuphilologentag zu Karlsruhe. 1897. Bühne und Komödienhaus am Kursächsischen Hof von Dr. Wilh. Scheffler. Mit Ausstellung auf der Dresdner Philologenversammlung und dem 8. Neuphilologentage zu Wien.

Weiter wurde an die anderen mit den Neuphilologentagen verbundenen Ausstellungen, besonders die englische Ausstellung zu Hamburg und die französische zu Leipzig und Dresden erinnert. Es dürfen also die Neuphilologentage für sich in Anspruch nehmen, den auf dem I. Kunsterziehungstage zu Dresden hervorgetretenen Bestrebungen ihrerseits vorangegangen zu sein. Anderseits kann wieder der Weimarer Kunsterziehungstag in dieser Richtung anspornend wirken. Um über das bloße Wortverständnis hinauszukommen, empfiehlt es sich gute deutsche Nachdichtungen zu benutzen. Z. B. für Molière: Eine alte Hamburger Übersetzung von 1769, die vollständige Übersetzung von Graf Baudissin, die Auswahl von Ludwig Fulda, — für Lyrik: Geibel und Leutholds Fünf Bücher französischer Lyrik (1862), G. Legerlotz: Aus guten Stunden. Dichtungen und Nachdichtungen, Prof. Dr. H. Zschalig: Metrische Übertragungen französischer Gedichte für den Schulgebrauch, M. Lehrs: Zwölf Gedichte von Paul Verlaine.

Hilfsmittel anderer Art sind für die französische Lektüre: E. Legouvé L'Art de la Lecture, und La Lecture en action; Verre et Delbost Les trois Dictions. Die bildende Kunst ist besonders heranzuziehen im Dichterbildnis (dazu wird über die Bildnisse von Molière Näheres angegeben), ferner als künstlerische Illustration, wie die Darstellungen zu Schillers Glocke. Auch die Musik, wie an verschiedenen Beispielen gezeigt wird, kann herangezogen werden.

Als praktisches Hilfsmittel für den Unterricht werden empfohlen die Sachbogen von W. Scheffler, Verlag von H. Müller, Fröbelhaus, Dresden: La Ruelle, der literarische Salon des 17. Jahrhunderts; Le Théâtre de Molière, Molière-Bühne; La Bastille; Der Orden der Ehrenlegion in geschichtlicher Darstellung. Es werden noch Schüleraufführungen, z. B. zu Annaberg im Erzgebirge, zu Frankfurt auf der Musterschule, erwähnt. Zum Schlusse faßt der Vortragende seine Wünsche in folgende Sätze zusammen: Auch nach der ästhetischen Seite hin richte sich bei der Lektüre die

Erläuterung des Lehrers: zu empfehlen sind Pflege ausdrucksvollen Lesens nach künstlerischen Grundsätzen; Hervorziehung künstlerischer Anschauungsmittel; bei sich bietender Gelegenheit auch von Gesang und Musik. Schon der Studierende möge Gelegenheit nehmen, bei Neigung und Befähigung, durch den Besuch kunsthistorischer Vorträge und Übungen sein ästhetisches Auffassungsvermögen auszubilden.

Prof. Budy (Altona) unterstützte die Empfehlung guter deutscher Übersetzungen, und empfahl auf Grund eigener Versuche auch die eigene Übung darin. Man könne den Schülern daran zeigen, daß die deutsche Sprache hinter der Schönheit der französischen nicht zurückbleibe und sie auch zu eigenen Versuchen anregen. Es könnten allerdings nur Bruchstücke übersetzt werden, weil dem eigentlichen französischen Unterricht sonst zu viel Zeit genommen würde.

Direktor Tendering weist darauf hin, daß die von dem Vortragenden erwähnten Bestrebungen des Kunsterziehungstages, soweit sie berechtigt seien, zu erfüllen, die höheren Schulen schon seit Jahrzehnten sich bemühten. Insbesondere sei zu betonen, daß eine so banausische Behandlung der Dichterwerke, wie man sie auf dem Tage in Weimar als üblich dargestellt habe, ihm unbekannt sei. Er gibt dann noch Ergänzungen zu den Literaturnachweisen des Vortragenden.

Darauf hielt Herr Direktor Prof. Dr. Zschech (Hamburg) einen Vortrag: **Der italienische Wertherroman Ugo Foscolos „die letzten Briefe des Jacopo Ortis“.**[1]

Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit der Angaben, welche Ugo Foscolo selbst an verschiedenen Stellen seiner Briefe und Werke über das Verhältnis seines Ortisromanes zu dem Werther Goethes und über einzelne Abschnitte aus seinem Inhalte gemacht hat, wurden zuerst von deutscher Seite in den Jahren 1878 und 1879 erhoben; was aber damals nur als wohlbegründete Vermutung gelten konnte, bestätigten drei Funde, die 1887 fast gleichzeitig an die Öffentlichkeit kamen. Aus der Vergessenheit wurde die von dem Verfasser für apokryph erklärte erste Fassung des Romanes „Die Wahre Geschichte eines unglücklichen Liebespaares oder letzte

1) Die Einzelforschungen zu dem Gegenstande des Vortrages sind zum Teil veröffentlicht: 1878 und 1879 in zwei Aufsätzen in den Preußischen Jahrbüchern, 1893 im Osterprogramm der Eilbecker Realschule, 1890 in der Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte im 3. Bande und 1898 im 11. Bande. Ob und wo dieser zusammenfassende Vortrag veröffentlicht werden wird, ist noch unbestimmt. F. Z.



Briefe des Ortis" wieder ans Licht gezogen und durch Antona-Traversi und Martinetti veröffentlicht; aufgefunden wurde im Goethe-Archiv zu Weimar der Brief Foscolos an Goethe vom 15. Januar 1802 (Mailand) und im 8. Bande des Goethe-Jahrbuches bekannt gemacht; ans Tageslicht gebracht wurde im selben Jahre der Briefwechsel Foscolos mit der im Goethebriefe genannten Freundin, der Marchesa Fagnani-Arese, und von Mestica herausgegeben.

Der erste Fund gab die Möglichkeit, die erste, von Foscolo abgebrochene, von einem „Mietling" fortgesetzte Bearbeitung, Bologna 1798 und 99, mit der zweiten vollständigen, Mailand 1802, zu vergleichen und festzustellen, daß Foscolo in seinem Briefe an den preußischen Gelehrten Bartholdy 1808 wissentlich unrichtig jene ältere als ein Werk mehr philosophisch-historischen Inhaltes ausgegeben hatte, während sich das Buch von vornherein als eine Liebesgeschichte schon im Titel ankündigte. Auch wird der Werther darin genannt, und neben Ortis steht Lorenzo als Freund, obwohl Foscolo im Bartholdybriefe schrieb: „der Werther kam mir erst in die Hand, als mein Buch beinahe vollendet war. Ich erkannte, welchen Vorteil es für die Einheit des Ganzen hat, daß alle Briefe an einen Freund gerichtet sind. Als ich den Wilhelm sah, erfand ich den Lorenzo." Der des Plagiates beschuldigte Fortsetzer, Angelo Sassoli, ist erst jüngst aufgedeckt worden. Er gehörte als Literat zu den Hitzköpfen, die sich in Bologna in eine Verschwörung gegen die noch bestehende päpstliche Regierung einließen.

Daß Foscolo den Werther wenigstens seinem Inhalte nach gekannt hatte, bestätigte der zweite Fund. Daneben aber ließ sich nachweisen, daß er bei der Ausarbeitung seines Romanes zwei französischen Nachbildungen des Werther gefolgt war, nämlich der Wertherin von Pierre Perrin (Paris 1791) und den Briefen eines Liebespaares, wohnhaft in Lyon (Paris 1783). Bei einem Vergleiche nämlich ergaben sich mehr Ähnlichkeiten und Beziehungen in Betrachtungen, einzelnen Zügen und Vorkommnissen zwischen dem Ortis und diesen französischen Romanen als gerade mit dem Werther.

Schon ehe Mestica die Briefe Foscolos an die Marchesa Fagnani-Arese bekannt machte, wurde darüber gestritten, an welche seiner Geliebten der Autor bei der Abfassung seines Werkes gedacht habe. Was Giuseppe Pecchio, der früheste unter den Biographen Foscolos, über dessen Schwärmerei für Teresa, die Gattin des Dichters Monti, berichtet hatte, wurde von den späteren italienischen Forschern bestritten und dafür die Florentinerin ein-

gesetzt, die Foscolo selber im Bartholdy-Briefe als Urbild der Heldin im Ortis angibt. Die Gegenbeweise zugunsten Pecchios konnten aber aus Foscolos eigenen Briefen beigebracht werden. Danach ergab sich: das Urbild zu der Geliebten des Ortis in der „Wahren Geschichte“ mußte Teresa Monti bleiben, deren Vornamen die Heldin in beiden Gestaltungen des Romanes trägt, die Florentinerin Isabella Roncioni konnte allenfalls für die Mailänder Ausgabe in Betracht kommen, zumal Foscolo selbst 1798 noch gar nicht in Florenz gewesen war, sondern erst im Dezember 1800 und Anfang 1801 dorthin kam. 1802 geriet er dann in die Fesseln der Marchesa Fagnani-Arese, diente ihr fast drei Jahre als Cavalier servente und schrieb eine Fülle von Liebesbriefen an sie, denen sehr ähnlich, die man im Ortis liest.

Als ob es aber an diesen drei Geliebten, die bei der Abfassung des Romanes eine Rolle spielen, noch nicht genug gewesen wäre, entdeckten die Verehrer des Dichters noch eine vierte aus seiner früheren Zeit, von der er in einem Briefe 1796 aus Venedig und in einem Studienplane derselben Zeit redet. Er erwähnt da ein von ihm beabsichtigtes Werk: Laura, Briefe. Wer hinter dieser Laura stecke, ob eine wirkliche Geliebte oder eine erdichtete, das fest zu entscheiden, hat bisher nicht gelingen wollen. Nach meiner Ansicht lebte sie nur in der Phantasie des Dichters, und die Laurabriefe wurden niemals geschrieben. Zwar führt im Romane ein Abschnitt die Überschrift „Geschichte Laurettas“, er ist aber ganz der Erzählung Sternes von der unglücklichen Maria von Moulins in der empfindsamen Reise nachgebildet.

Als wirklich geschrieben und als die frühesten Anfänge des Ortisromanes werden die Laurabriefe von denen angesehen, die mit Foscolo gern seine Ansprüche auf Originalität verstärkt sehen möchten. Nach meinem Urteile beruhen diese hauptsächlich, um nicht zu sagen einzig, auf der politischen Seite des Buches. Hineingearbeitet hat der Verfasser darin die Eindrücke, die er als Augenzeuge und mithandelnde Person in den revolutionären Wirren empfing, welche 1797 zu dem Untergang der Freiheit Venedigs führten, und alles was er als Flüchtling und Neubürger der cisalpinischen Republik in der folgenden Zeit erlebte. Die Schilderung der hier und anderwärts herrschenden Zerrüttung knüpft er an eine Reise, die er seinen Helden unternehmen läßt, um ihn aus der verderblichen Nähe der Geliebten zu entfernen. Auf diesen politischen Abschnitten beruht nicht allein die Originalität des Buches, aus ihnen erklärt sich auch der tiefe Eindruck, den es bei seinem Erscheinen in Italien und besonders in Deutschland machte.

Neben ihnen und neben der Liebesgeschichte füllen dann den Roman zwei Gruppen von Partien aus: einmal Zwischenfälle, die dem Helden zustoßen, ferner teils Betrachtungen über Wesen und Geschick der Menschen, teils Schilderungen der örtlichen Umgebung und der gesellschaftlichen Zustände. Nur ein Teil hiervon gehört dem Verfasser als selbsterlebtes und selbstdurchdachtes geistiges Eigentum an, ein gutes Teil davon läßt sich als Anlehnung oder Anregung an und durch andere Schriften nachweisen. (Die beigebrachten Belege werden hier nicht wiederholt.) Wer es unternähme, der zweiten Gruppe auf den Grund zu gehen, würde die in der Tat recht umfangreiche Bibliothek von Schriftstellern zusammenbringen, mit deren Lektüre und Studium Foscolo seit seinen Jugendjahren beschäftigt war. Sie umfaßt nicht allein Bücher der Bibel, griechische und römische Dichter und Prosaiker, sondern auch die Führer der einheimischen Literatur, dazu aus der französischen und englischen besonders die Erzeugnisse der sentimentalen und idyllischen Richtung. Deutsche Autoren kommen nur vereinzelt in Betracht, außer dem Werther Zimmermanns Einsamkeit und vielleicht auch Haller.

In Italien gab es, abgesehen von den Abenteurergeschichten des Abbate Chiari, den verworrenen Abbildern der vielgelesenen moral-philosophischen Schöpfungen Richardsons, noch gar keinen Roman, der durch Stil und Inhalt als Muster anzusehen wäre. Foscolo gab einen solchen, zwar dabei auch fremden Vorbildern folgend, aber in Geschlossenheit der Komposition, in Einfachheit und Feinheit der Sprache und gedankenvoller Tiefe des Inhaltes über seinen Vorgänger weit hinausschreitend. Gerade das, was Poeten und Schriftsteller Italiens, mit bestimmter Einschränkung etwa Vincenzo Monti ausgenommen, bis dahin geflissentlich vermieden hatten, öffentliche Zustände ohne Rücksicht auf irgendeine Zensurbehörde in den Kreis der Dichtung zu ziehen, hatte er, mit origineller Kühnheit vorgehend, gewagt. Indem er inmitten der niederdrückenden Zerrüttung in der Gegenwart sich für das begeisterte, was Italien für die Fortschritte der Bildung und Gesittung in der Vergangenheit geleistet hatte, zeigte er seinen Landsleuten für die Zukunft ein neues politisches Ziel: die Befreiung Italiens von dem vorherrschenden Einfluß der Fremden und die Zusammenfassung der Nation zu einem in sich geeinten Staatswesen.

Ugo Foscolos Ruhm ist es, als einer der ersten die Einheitsidee vertreten zu haben, und darauf, daß sie sich dauernd in der italienischen Literatur einbürgerte, beruht die Nachwirkung seines

Romanes „Die letzten Briefe des Jacopo Ortis". Daß er sich in der Form und dem Ideengange an Goethe und die anderen, die ihm gefolgt waren, anschloß, erscheint gegenüber dem großen patriotischen Verdienste als ein verzeihlicher Mangel, und es hätte dessen nicht bedurft, daß er die Anlehnung oder Nachfolge mit so vielen Umschweifen verdunkelte, anstatt sie offen und ehrlich einzuräumen, wie ja denn längst zugestanden ist, daß auch Goethe für den Werther seine Vorgänger gehabt hat.

Die Gesamtziffer der romanischen und englischen Sektion betrug 115 Teilnehmer.

Englische Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober, um 2 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wendt.

Die bisherigen Obmänner Herren Prof. Dr. Wendt und Prof. Dr. Holthausen wurden zu Vorsitzenden erwählt, zum Schriftführer Herr Dr. Davidsen.

Der Vorsitzende machte einige Mitteilungen zum Programm und erteilte Herrn Prof. Dr. Holthausen das Wort zu seinem Vortrage: **Etymologien englischer Wörter.**

Es werden behandelt die Wörter: ae. as. *lēf*, 'krank, schwach', ae. *teorian* = ne. *tire* 'ermüden', ae. *þafian* 'gewähren', ae. *dĕall* 'glänzend', ae. *sleac* 'schlaff', ne. *craw* 'Kropf', ae. *clynnan* 'klingen', ae. *wōma* 'Geräusch', ae. *forþylman* 'ersticken', ae. *þĕarl* 'stark', ae. *finta* 'Schwanz', ae. *āmerian* 'läutern', ae. *hosp* 'Vorwurf', ae. *nǣgan* 'anreden', ae. *ofost* 'Eile', ae. *ropp* 'Grimmdarm', ae. *hosp* 'Schlupfwinkel', ae. *hunta* 'Jäger'.

Herr Prof. Luick begrüßt die Ankündigung des ae. Wörterbuches von Prof. Holthausen mit Freuden, bemerkt zu *tire*: der Übergang me. *e* > *i* sei bedenklich und sei nur im kentischen Dialekt belegt; die Analogien mit *friar, umpire* nicht ohne weiteres annehmbar. Herr Prof. Hoops gibt zu demselben Worte eine Berichtigung.

Zweite Sitzung

(kombiniert mit der romanischen Sektion).

Mittwoch, den 4. Oktober, 9 Uhr 20 Minuten.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wendt.

Prof. Wendt eröffnete die Sitzung und erteilte das Wort Herrn Prof. Dr. Suchier (Halle) zu seinem Vortrage über: **Die geschichtlichen Grundlagen von Wolframs Willehalm.**

Der Vortragende beabsichtigt die geschichtlichen Grundlagen der in Wolframs Willehalm dargestellten Sagen, die sich in gleicher Weise schon in den französischen Quellen Wolframs finden, besonders in der Chanson d'Aliscans, eingehend zu behandeln. Seine Vermutung, daß die in der Sage geschilderte Schlacht ein Nachhall der historischen Schlacht von 852 ist, in der ein französischer

Graf Vivianus gegen die Bretonen fiel, findet der Vortragende bestätigt durch die Angaben der erst kürzlich aufgefundenen Chanson de Guillaume.[1])

Eine Diskussion fand nicht statt.

Es folgte der Vortrag von Herrn Dr. Bradley (Oxford): **The Oxford English Dictionary** (in englischer Sprache).

Der Vortragende gibt eine kurze Übersicht über Inhalt und Geschichte dieses größten aller existierenden Wörterbücher einer Sprache. Es behandelt die Sprache seit ca. 1150, also das Mittelenglische mit, gibt chronologisch in datierten Zitaten die Entwickelung von Form, Bedeutung und Konstruktion der Wörter; ein weiterer Unterschied vom Grimmschen Wörterbuch, welcher bedingt, daß es dreimal so groß wird als jenes, ist der, daß alle Wörter der Sprache, auch die Fremdwörter behandelt werden. Es wurde 1857 angeregt von Dr. Trench, dem späteren Erzbischof von Dublin. Die Philological Society in London nahm sich der Sache an und warb mehrere Hunderte von Mitarbeitern. Herausgeber waren nacheinander Herbert Coleridge, Dr. Furnivall, noch jetzt als 80jähriger Greis einer der eifrigsten Mitarbeiter, und Dr. Murray, dem später, als der Umfang zu groß wurde, Dr. Bradley und Mr. W. A. Craigie, ein Schotte und Skandinavist zur Seite getreten sind. Die enormen Kosten werden zum Teil von der Oxford University Press, zum Teil durch Beihilfe der Regierung und der Goldsmith's Company gedeckt. Augenblicklich sind 800 Mitarbeiter an dem Wörterbuch beschäftigt. 1884 ist der erste Teil, 1888 der ganze erste Band (A und B) erschienen; heute sind etwa zwei Drittel des Werkes vollendet, das mit geringen Lücken bis zum Buchstaben S gediehen ist. Zum Schluß gedachte der Vortragende dankbar der Mitarbeit der deutschen Gelehrten an dem großen Werke.[2])

Dr. Bohm (Bremen) gibt, im Anschluß an eine Frage des Redners, Auskunft über die Arbeiten am Grimmschen Wörterbuch und für den deutschen Thesaurus. Prof. Fr. Kluge gibt seiner Freude über den Vortrag Ausdruck. Das O. E. D. sei von viel größerer Bedeutung als das Grimmsche Wörterbuch, es sei das große Vorbild für alle künftigen lexikographischen Arbeiten. Auch die Arbeiten am lateinischen Thesaurus fußen darauf. Im Gegensatz zu dem gestrigen Vortrag von Geh. Rat Diels möge der

1) Der Vortrag wird vollständig in der Zeitschrift für romanische Philologie erscheinen.

2) Der Vortrag wird vollständig in Fr. Kluges Zeitschrift für deutsche Wortforschung erscheinen.

Vortragende den Eindruck mit nach Hause nehmen, daß das große griechische Wörterbuch, welches die englische Akademie plane, in Deutschland auch als möglich angesehen und seine Ausführung erhofft werde.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Creizenach (Krakau) über **Hamletphilologie.**

Darin wird, ausgehend von einer Erörterung des Verhältnisses der philologischen und ästhetischen Hamleterklärung, die Frage behandelt, was wir noch von der Hamlettragödie vor Shakespeare wissen können, und die Ansicht besprochen, daß in der Quartoausgabe von 1603 Spuren eines dem früheren Hamletdrama näherstehenden älteren Entwurfes zu erkennen seien.

Dritte Sitzung.

Freitag, den 6. Oktober 1905, $8^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wendt.

Herr Privatdozent Dr. H. Spies (Berlin) sprach über: 1. **Ein lexikographisches Experiment — der Wortschatz von John Gowers *Confessio Amantis* in Zettelform katalogisiert. — 2. Das Mätznersche Wörterbuch.**

Ausgehend von der Tatsache, daß an mittelenglischen Spezialwörterbüchern direkter Mangel herrsche, daß die den Ausgaben beigegebenen Glossare höchstens die Eigennamen vollständig enthielten, im übrigen aber viel zu wenig Belege, die oft noch nicht einmal charakteristisch sind, böten, hebt der Vortragende in der Einleitung den Wert einer großen Belegzahl für sprachliche und literarhistorische Zwecke hervor. Ein Wörterverzeichnis in der denkbar ausführlichsten und für die praktische Benutzung bequemsten Form stellt der der Versammlung vorgeführte Gower-Thesaurus dar, der den Wortschatz der *Confessio Amantis* auf etwa 200000 Zetteln katalogisiert. Anlaß hierzu bot die nähere Beschäftigung mit John Gower, deren Resultate in verschiedenen Aufsätzen und Besprechungen (Englische Studien 28, 161 ff., 32, 251 ff., 34, 169 ff., 35, 104 ff.) niedergelegt sind Die Katalogisierung des Wortschatzes geschah in der Weise, daß eine Anzahl Verse (bis zu acht auf einmal) mit Hektographentinte abgeschrieben und so viel mal vervielfältigt wurde, als die betreffenden Verse Wörter enthielten. Auf jedem Zettel wurde ein Wort unterstrichen und es gilt ein Zettel für das unterstrichene Wort. Häufig vorkommende Redewendungen wie *in the same wise, but nathelees* usw. wurden als ein Ganzes genommen und nach einem bestimmten Prinzip eingereiht. Ebenso

wurden die Zusätze in der dritten, der sog. Staffordversion der *Confessio Amantis* äußerlich kenntlich gemacht. Die sich ergebende Zettelmenge wurde sodann mit Hilfe eines Kastens von 276 Fächern nach Wortklassen, innerhalb dieser nach dem Alphabet, bei den einzelnen Wörtern wieder nach den Formen (Singular vor Plural, Präsens vor Präteritum usw.) geordnet und in einem 51 Kasten enthaltenden Schrank zur Aufstellung gebracht. — Übergehend zu dem Zweck des Gower-Thesaurus hebt der Vortragende dessen Notwendigkeit für die bei der Länge der Dichtung und dem Umfang der Überlieferung besonders schwierige textkritische Arbeit hervor und betont die Nützlichkeit für lexikographische und andere Fragen: genaue Feststellung des Umfangs des Wortschatzes der *Confessio Amantis,* auch rücksichtlich der Herkunft der Wörter, Häufigkeitsgebrauch einzelner Wörter, die Möglichkeit alle an das Wort geknüpfte Fragen sofort zu entscheiden, Kontrolle wissenschaftlicher Arbeiten usw. — Schließlich erwägt der Vortragende die Möglichkeit, ähnliche Arbeiten für Chaucer oder auch für die gesamte altenglische Literatur zu unternehmen.

Weitere Ausführungen desselben Redners betrafen das im Weidmannschen Verlage zu Berlin erscheinende Mätznersche Wörterbuch (Altenglische Sprachproben nebst einem Wörterbuch von E. Mätzner und H. Bieling), dessen Beendigung vom Vortragenden übernommen ist. Dieser warf einen Rückblick auf die Geschichte des Wörterbuchs, berichtete über die zum Zweck einer schnellen Beendigung getroffenen Maßnahmen unter Hinweis auf einen kürzlich erfolgten Aufruf sowie die zum Zweck der Sammlung von Belegen für die Buchstaben N—Z aufgestellten Grundsätze und forderte zu tatkräftiger Mitarbeit, zu der sich bisher bereits 25 Herren erboten hatten, auf.

In der sich anschließenden Debatte hob Dr. Bradley (Oxford) die Wichtigkeit des „Mätzner" für das New English Dictionary hervor, während Universitätsprofessor Dr. Holthausen (Kiel) die Unentbehrlichkeit für das Studium der gesamten englischen Sprachgeschichte, insbesondere für die mittelenglische Literatur, betonte.

Darauf hielt den letzten Vortrag Herr Dr. Hecht (Berlin) über: **Der gegenwärtige Stand der Balladenkritik.**[1])

Als Francis J. Child starb, befand sich der textliche Teil seiner Ausgabe der English and Scottish Popular Ballads in mustergültiger Ordnung, es fehlte aber — ein unersetzlicher Verlust — die geplante Einleitung des Großmeisters der englischen

1) Der Vortrag wird vollständiger in den Englischen Studien veröffentlicht werden.

Balladenkunde, in der er ohne Zweifel zu den mit der Geschichte und der Kritik der englisch-schottischen Balladen verbundenen Fragen Stellung genommen haben würde. Diese Aufgabe fiel nun der Nachfolge zu. Wie hat sie mit dem Childschen Erbe geschaltet?

Die Lager scheiden sich ziemlich deutlich in ein amerikanisches und in ein englisches, während die deutsche Forschung eine bezeichnende Sonderstellung einnimmt. Auf die Seite der Amerikaner treten insbesondere englische Folkloristen wie Andrew Lang (vgl. seinen Aufsatz in Chambers-Patrick, Cyclopaedia of English Literature, I, S. 520 ff.)

Übereinstimmung herrscht im großen und ganzen in der Erkenntnis, daß die Balladen eine Einheit von Dichtungen bilden, die sich kraft ihrer Überlieferung und gewisser ihnen eigentümlicher stilistischer Merkmale unverkennbar als Sondergattung abhebt. Die Schwierigkeit ihrer Beurteilung entsteht aus der späten und mangelhaften Überlieferung, deren Folge das reichliche Eindringen fremder Elemente war. Hieraus ergab sich eine Frage prinzipieller Natur: wie haben wir uns den Ursprung der schottisch-englischen Balladen vorzustellen? Handelt es sich um Volksdichtung mit Hinzufügung gewisser individueller Elemente, oder um Kunstdichtung, die schließlich vom Volke aufgenommen und zurechtgesungen wurde? Wenn Volksdichtung, wie hat man sich ihre Entstehung in England bzw. Schottland vorzustellen? Wenn Kunstdichtung, wer waren ihre Schöpfer und Träger? Also eine Frage, die nicht nur in England, sondern auch z. B. hinsichtlich der deutschen Volkspoesie lebhaft erörtert wurde.

Der Amerikaner Francis B. Gummere hat, nach mehreren Vorstudien[1]), unter Heranziehung reichen volkskundlichen Materiales, der Untersuchung dieser Ursprungsverhältnisse sein umfassendes Werk The Beginnings of Poetry, Newyork und London 1901, gewidmet, in dem er das Wesen der Poesie als einer sozialen Einrichtung behandelt. Es gelingt ihm (auch für England) das einstmalige Vorhandensein einer Produktionsstufe glaubhaft zu machen, auf der zur Entstehung eines Liedes (einer Ballade) soziale und geistige Übereinstimmung mehrerer, eine homogene Volks-

1) Nämlich: die Einleitung zu seinen Old English Ballads, Boston 1894, und seine Aufsätze The Ballad and Communal Poetry in dem Child Memorial Volume of Studies and Notes in Philology and Literature, Boston 1896, und Primitive Poetry and the Ballad, in Modern Philology, I, Chicago 1903—1904. Ihm schließt sich auch G. L. Kittredge in der Einleitung zu der verkürzten Ausgabe des Childschen Werkes an (Boston und Newyork 1904, London 1905).

gruppe, nicht persönlich-künstlerischer Wille eines einzelnen, von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein müsse. Als letzte Zeugnisse für eine so beschaffene Produktionsstufe nimmt Gummere in den englisch-schottischen Balladen in Anspruch: den Refrain; die einfache und gesteigerte Wiederholung einzelner Formeln, Zeilen und Strophen; das gänzliche Fehlen subjektiver Gefühlskundgebungen und damit zusammenhängend die große Schlichtheit, Lebenswahrheit und Unmittelbarkeit der Sprache — der Stil wird als Ausdruck einer sozialen Beschaffenheit gefaßt. Gleichgültig ist dabei, ob bei der Ausbildung eines bestimmten Textes ein dichterisch besonders begabtes Mitglied der Volksgemeinschaft hervorragend betätigt war. Nur mußte der einzelne und sein Werk stets wieder von der Gesamtheit aufgenommen werden.

Anderseits betonen englische Literarhistoriker wie Courthope[1]), Henderson[2]), Gregory Smith[3]) und Millar[4]) die Notwendigkeit individueller Urheberschaft aus literarischen Kreisen, d. h. sie leugnen das Bestehen eines prinzipiellen Unterschiedes zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung. Als Dichter der Balladen nennt Courthope die 'minstrels'; Henderson denkt an die 'makaris'; Smith bezeichnet sie als einen literarischen Restbestand, ein rechauffé, gewisser mittelalterlicher literarischer Formen, und ihm schließt sich im wesentlichen Millar an. Mit diesen wenig glücklichen Erklärungsversuchen verbindet sich das Bestreben, auch in der ästhetischen Beurteilung der Balladen neue Saiten aufzuziehen, der, wie sie glauben, allzu romantischen Beurteilung engere Schranken zu setzen.

Solchen Gegensätzen gegenüber macht sich das Fehlen einer kritischen Sichtung des wirklich vorhandenen Materials doppelt fühlbar. Den Weg dazu hat Brandl in seiner Wiederherstellung des ursprünglichen Johnie Cock gewiesen.[5]) Der Vortragende erläutert die Anwendbarkeit des Verfahrens durch das Beispiel des Sir Patrick Spence. Erst auf Grund einer auf diese Weise durchgeführten Reinigung wird sich eine Darstellung des Balladenstils in höherem Sinne ermöglichen lassen, und so weist das Balladenproblem auf eine Aufgabe hin, deren Lösung dem Problem selbst erneutes Interesse verleihen wird.

---

1) History of English Poetry, I, S. 426—468.
2) Scottish Vernacular Literature, S 335—385.
3) The Transition Period, S 180—211.
4) Literary History of Scotland, S. 181—200.
5) Zur Kritik der englischen Volksballaden in den Forschungen zur neueren Literaturgeschichte (Festgabe für Richard Heinzel), S. 51—75.

Indogermanische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, um 2 Uhr.

Die bisherigen Obmänner, Herr Prof. Dr. Fritsch und Herr Prof. Dr. Wackernagel wurden zu Vorsitzenden, zu Schriftführern Herr Dr. Hermann und Herr Dr. Kappus gewählt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9 Uhr.

Vorsitzender: Prof. Dr. Wackernagel.

Herr Prof. Dr. Wackernagel eröffnete die Sitzung und erteilte das Wort Herrn Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Bezzenberger zu seinem Vortrage über: **Die Entstehung der griechischen Verbalbetonung.**

Der Vortrag richtet sich gegen Wackernagels Erklärung der griechischen Verbalbetonung (Kuhns Zeitschr. 23, 457ff.) und ist in „Bezzenbergers Beiträgen" XXX, S. 167ff. erschienen. An der Debatte beteiligten sich die Herren Wackernagel, Osthoff, Solmsen, Hoffmann, Sütterlin.

Es folgt der Vortrag des Herrn Prof. Dr. Bartholomae: **Läßt sich im Iranischen die Färbung der indogermanischen a-Vokale noch nachweisen?**

Das Thema wurde durch den Vortrag bestimmt, den F. C. Andreas 1902 beim 13. Orientalistenkongreß in Hamburg gehalten hat[1]) und der nunmehr auszugsweise in den „Verhandlungen" (S. 97 bis 106) vorliegt: „Die Entstehung des Awesta-Alphabets und sein ursprünglicher Lautwert". Andreas bestimmt darin eine Anzahl von Buchstaben des Awesta-Alphabets anders als bisher geschehen und kommt zu dem Schluß: Die durch paläographische Analyse gewonnenen neuen Lautwerte „liefern eine Fülle von Belegen für

---

1) Den Redner zu seinem Bedauern nicht hören konnte.

die Richtigkeit der seit langem von mir vertretenen Ansicht, daß die Sprache des Awesta und damit das Altiranische überhaupt noch die indogermanische Vokaltrias *a, e, o* besessen hat". Redner erklärt, gegen die neue Bewertung der awestischen Zeichen keine Einwendungen erheben, sondern lediglich die Richtigkeit der gezogenen Folgerung nachprüfen zu wollen.

1. ـسـ, im Grundriß der Iran. Phil. durch *a* umschrieben, ist nach Andreas seinem Lautwert nach „in den meisten Fällen *e*, außerdem *a*. In vielen Fällen . . . ein bloßer Lückenbüßer für einen durch keine mater lectionis bezeichneten Vokal, der . . . ein dunkler war". So läßt sich allerdings ein Aw. *yazata* 'er verehrte' direkt gleich indogerm. ×*i̯ageto* setzen, aber bewiesen ist es damit nicht, daß die drei ـسـ, die das Wort enthält, der Reihe nach *a, e* und *o* zum Ausdruck bringen sollen.

2. ـسـسـ, im Grundriß *ā*, hat nach Andreas den „Lautwert *ē, ā*, erscheint aber oft als Lückenbüßer für dunkles *ā*". Es gilt das unter 1. Gesagte.

3. ـسـسـ, im Grundriß *å̄*, dient nach Andreas „zur Bezeichnung von *ō* (vielfach indogerm. *ō*)". Es ist richtig, daß wir den Laut öfters da finden, wo indogerm. *ō* stand; z. B. *å̄ŋhō* — lat. *ōris, barånte* — griech. φέρωνται. Aber unter gleichen äußeren Bedingungen, in der Stellung vor *ŋh* und *nt*, erscheint der gleiche Laut auch für indogerm. *ā* und *ē*; z. B. *å̄ŋha* — griech. ἦα, *yå̄ŋhąm* — lat. *e-ārum, vå̄nti* 'sie wehen' — griech. ἄημι. Die Vokalfärbung im Awestischen hängt also nicht von der indogermanischen ab.

4. ـسـ, im Grundriß *ą*, dient nach Andreas „zur Bezeichnung von *ōn*, dann auch von *ō* vor Nasalen; erst sekundär ist die Verwendung für *on, un*". Auch hier gilt vielmehr: das Auftreten des Lautes hängt nicht von der indogerm. Vokalqualität, sondern allein von der Stellung ab. *nąma* ist lat. *nōmen, vāt-ąm* 'der Winde' griech. δόμ-ων, *tąs-ča*, griech. τόνς (τε), aber ebenso haben wir *dąma* — griech. ϑῆμα, *d-yąm* — griech. ϑε-ίην, *tąm* — griech. τᾶν, *ązō* — lat. *angus-tus*, *mąϑrō* — griech. μέντωρ.

5. Zu ـى = *i* bemerkt Andreas: „Hinter Palatalen ist ـى in einigen Fällen die mater lectionis für *e*, und zwar ein indogermanisches *e*, das in einem Ablautsverhältnis zu *o* steht, z. B. in *sčend-skondo* u. a." Andreas meint damit die awestischen Wörter *sčindaya* 'zerbrich' und *skəndəm* 'Bruch'. Es ist möglich, daß im ersten Wort ein indogerm. ×*skend-*, wahrscheinlich, daß im zweiten ein indogerm. ×*skond°* steckt. Aber wiederum ist das Auftreten des *i* ganz allein durch die Stellung — zwischen Palatallaut und Nasal — bedingt und ohne jeden Zusammenhang mit der ur-

sprachlichen *a*-Färbung; das lehren *yim* — griech. ὅν, *hacinte* — griech. ἕπονται, *vāčim* — griech. ὄπα, lat. *vōcem*, worin indogerm. *m̥* enthalten ist.

6. ɛ, ɟ, im Grundriß *ə, ə̄* sollen sicher, trotz Justi Indogerm. Forsch. Anz. 17.100, dumpfe *a*-Vokale zur Darstellung bringen, nach Andreas *o, ō*. Aber auch ihr Erscheinen hängt allein von der Umgebung ab. So entsprechen sich zwar *təm, tə̄m* — griech. τόν, *barənte* — griech. φέρονται, aber auch *fəras-ə̄m* — griech. χώρ-ᾱν, *h-yə̄m* — griech. ε-ἴην, *əvistō* — griech. ἄϝιστος, got. *unwis*, mit indogerm. *n̥*.

Der Andreassche Beweis kann sonach ganz und gar nicht für gelungen gelten. Gegen seine Annahme spricht auch die Transskription altiranischer Wörter, besonders der Namen durch die Griechen. So erscheint z. B. das dem lat. *equos* entsprechende Wort immer mit *a* in der ersten Silbe: Χοάσπης, Ἀσπαμίτρης, und in der Kompositionsfuge schreiben die Griechen, die doch selber *o* hatten, fast immer α: Ἀρταξέρξης, Βαγαπάτης. Besonders bemerkenswert ist die Ersetzung des Wortes für 'Gott' am Anfang von Kompositen durch μεγα, z. B. in Μεγάβυζος — apers. *Bagabuxšaʰ*. Darauf konnten sie doch nur dadurch kommen, daß sie eben in der zweiten Silbe *ga* hörten — nicht aber *go* —, wodurch sie an ihre Komposita wie μεγάθυμος usw. erinnert wurden.

An der Debatte beteiligten sich die Herren Osthoff, Bezzenberger, Hoffmann, Wackernagel, Sütterlin.

Den letzten Vortrag hielt Herr Oberlehrer Dr. Hermann: **Die Rekonstruktion als Grundlage der indogermanischen Sprachwissenschaft.**[1])

Ausgehend von dem Widerspruch, daß sprachliche Neuerungen auf einem Sprachgebiet sich bis zu verschiedenen Grenzen ausdehnen, daß aber die von uns rekonstruierten indogerm. Laute als über das ganze Gebiet der indogerm. Ursprache ausgedehnt gedacht werden, wies Redner an zwei fingierten Beispielen nach, daß wir mit unserer Rekonstruktionsmethode jedesmal zu einem einheitlichen Ansatz kommen. Da die Resultate aus den fingierten Beispielen den Lauten der üblichen Ansätze widersprechen, muß die Methode unrichtig sein. Der logische Fehler bei dem Rekonstruieren liegt darin, daß wir die unbewiesene Voraussetzung machen, wir müßten mit Hilfe der durch eine Lautgleichung gegebenen verschiedenen Laute die indogerm. einheitlichen Laute wiederfinden, aus denen die Laute der Einzelsprachen entstanden

1) Der Vortrag wird in erweiterter Gestalt in Bezzenbergers Beiträgen erscheinen.

sind. Wenn trotz dieser Fehler zum großen Teil richtige Resultate erzielt werden, liegt das nur daran, daß sich die indogerm. Sprachen noch nicht so sehr weit von der gemeinsamen Wurzel entfernt haben. Will man den logischen Fehler vermeiden, so muß man zunächst von einer Einzelsprache aus zu einem älteren Lautbestand vorzudringen suchen. Der Vortragende veranschaulicht dies an mehreren Beispielen aus dem Griechischen und stellt dabei jedesmal die Art der Schlußfolgerungen und die Wahrscheinlichkeit der erschlossenen Laute fest: 1. Auslautendes *m* läßt sich vom Griechischen aus erschließen für Wörter wie *χθών*, *ἕν* mit Hilfe von *χθαμαλός*, *μία*; andere vorurgriechische *-m* (d. h. *-m* in dem indogerm. Dialekt, aus dem sich das Griechische gebildet hat), wie in der Akkusativendung lassen sich erst durch die Vergleichung mit Arisch und Italisch gewinnen. 2. Nasalis sonans kann man ebenso für das Vorurgriechische aus dem Wechsel der Akkusativendung *α* : *ν*, dem von *αται*, *ατο* : *νται*, *ντο*, *ας* : *νς* und aus den Parallelen *μέμαμεν*, *παθεῖν* : *μέμονα*, *πέπονθα* gegenüber *ἴσμεν*, *λιπεῖν*: *οἶδα*, *λέλοιπα* finden. Bei isolierten Wörtern wie *ἑκατόν* braucht man wieder die anderen Sprachen. Vorurgriechisch *-m* ist aber darum wahrscheinlicher als vorurgriechisch Nasalis sonans, weil letztere in keiner indogerm. Sprache erhalten ist. 3. Media aspirata ist aus dem Griechischen allein nicht erschließbar; der Ansatz, der für das Vorurindische selbstverständlich ist, kann also im Vorurgriechischen leicht einen Fehler enthalten. 4. Die Gutturalfrage ist in der verschiedensten Weise angepackt worden, eine reinliche Lösung ist nicht gefunden worden. Da nun die Rekonstruktion einheitlicher Laute aus dem vorhandenen Material heraus nur eine der unzähligen Möglichkeiten darstellt und der Versuch, mit dieser Möglichkeit zu einem sicheren Resultat zu gelangen, mißlingt, scheint es angebracht, bei den Gutturalen auf die Erschließung der indogerm. Einheitslaute zu verzichten. — So ergeben sich bei allen Rekonstruktionen verschiedenartige Wahrscheinlichkeiten. Diese genau festzustellen ist durchaus erforderlich. Der Vortragende verlangt daher eine Revision aller Rekonstruktionen.

An der Diskussion beteiligten sich die Herren Sütterlin, Solmsen, Thumb, Hoffmann, Osthoff, Meltzer, Wackernagel.

Der Vorsitzende verliest ein Telegramm des Herrn Prof. Kretschmer in Wien, worin dieser sein Bedauern ausspricht, an der Versammlung nicht teilnehmen zu können, und der indogermanischen Sektion seine besten Grüße sendet. Auf Antrag des Herrn Prof. Wackernagel wird beschlossen, Herrn Prof. Kretschmer telegraphisch zu danken.

Orientalische Sektion.

Erste (konstituierende) Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905, $1^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Herr Senior D. Behrmann.

Zu Vorsitzenden wurden Herr Senior D. Behrmann und Herr Prof. Dr. Hultzsch erwählt, zu Schriftführern die Herren Prof. Dr. Steuernagel und Dr. Hertel.

Herr Oberlehrer Dr. J. Hertel (Döbeln) hielt seinen Vortrag:

Über einen südlichen „textus amplior" des Pañcatantra.[1]

Dr. Hertel berichtet über eine südindische, in einer einzigen Handschrift überlieferte Rezension des Pañcatantra, die einen stark interpolierten Text des als „Südliches Pañcatantra" bezeichneten Auszuges enthält. Diese Fassung ist der umfangreichste von allen Pañcatantra-Texten. Aus der Sprache ergibt sich, daß den neuen Erzählungen südindische, in Volkssprachen abgefaßte Pañcatantra-Fassungen zugrunde liegen. Daraus, daß der Verfasser seine Erweiterung auf den Auszug basiert, ergibt sich, daß er, dessen Tendenz größte Vollständigkeit war, keinen vollständigen Text kannte. Soweit sich jetzt beurteilen läßt, ist im Süden kein vollständiges Pañcatantra vorhanden gewesen; ebenso fehlt es in Bengalen. Die Jaina-Rezensionen haben aus Sāradā-Fassungen (Tantrākhyāyika) geschöpft. Aus inneren Gründen ergibt sich, daß die Urheimat des Pañcatantra Kas'mīr ist.

Herr Prof. Hultzsch knüpfte an den Vortrag einige Bemerkungen an, in denen er besonders auf die langjährigen und umfassenden Handschriftenforschungen des Vortragenden aufmerksam machte.

Sodann sprach Herr Dr. med. et phil. Kotelmann (Hamburg):

Über die Augenkrankheit, an welcher Paulus in Galatien litt.

1) Der Vortrag wird in erweiterter Form mit einem Auszug aus dem erwähnten südlichen *Textus amplior* im LX. Bande der Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft erscheinen.



Wie bekannt, ist der Apostel Paulus auf seiner ersten Reise durch Galatien genötigt gewesen, wegen Krankheit dort Aufenthalt zu nehmen, und diesen Aufenthalt hat er zur Verkündigung des Evangeliums benutzt. Welche Krankheit ihn zurückgehalten hat, wird unter Bezugnahme auf Gal. 4, 13—15 und 2 Kor. 12, 7 sehr verschieden erklärt. Während die einen nur ganz allgemein von einem leiblichen Übel sprechen, haben andere bestimmtere Angaben gemacht. So denkt eine Anzahl älterer Exegeten an Kopfschmerz, Ramsay an einen Fieberanfall, Herzog an Neurasthenie mit periodischen Nervenschmerzen, Wedel an hypochondrische Melancholie und Berthold sogar an Hämorrhoiden. Gegen alle diese Ansichten aber spricht schon, daß nach Gal. 4, 14 das Leiden des Paulus seinen Anblick abstoßend machte, was bei keiner der angeführten Krankheiten zutrifft.

Auch die verbreitetste Hypothese, nach welcher der Apostel Epileptiker war, läßt sich nicht halten. Krenkel beruft sich für dieselbe auf das *οὐδὲ ἐξεπτύσατε*, Gal. 4, 14, da *ἐκπτύειν* der technische Ausdruck für das schadenabwendende Verfahren beim Anblick eines Epileptischen sei. Nun aber suchte man sich nicht nur bei Epilepsie, sondern auch bei Tobsucht durch Ausspeien gegen Ansteckung zu schützen und ebenso gegen den schlimmen Einfluß des bösen Blickes und der fascinationes. Ferner paßt weder der *σκόλοψ* noch das *κολαφίζεσθαι* 2 Kor. 12, 7 zur Epilepsie. Denn ein stechender Schmerz wie von einem Dorn im Fleische kommt bei ihr nicht vor, und der Ausdruck „geohrfeigt werden" ist für das plötzliche Hinstürzen und die erschütternden Krämpfe des Epileptischen nicht kräftig genug. Mit Recht bemerkt außerdem Heinrici, daß es schwer verständlich sei, wie die Galater Paulum, wäre er Epileptiker gewesen, wie einen Engel Gottes, ja wie Christum Jesum hätten aufnehmen können, da Fallsucht bei den Juden als teuflische Besessenheit, bei den Griechen und Römern als besondere Strafe der Gottheit galt. Vor allem aber läßt sich der Ekstasenbericht 2 Kor. 12,1—10 mit Epilepsie nicht vereinigen, insofern sich hier der Apostel erinnert, „daß er entrückt worden sei in das Paradies und unaussprechliche Worte gehört habe, welche zu sagen einem Menschen nicht erlaubt sei". Zu dem typischen Bilde eines epileptischen Anfalls nämlich gehört, daß das Bewußtsein erlischt und daher jede Rückerinnerung an das während des Anfalls Erlebte fehlt.

Ich halte es deshalb für zutreffender als Krankheit des Paulus ägyptische Augenentzündung anzunehmen. An ein Augenleiden haben auch schon Schott und Lomler gedacht, indem sie es mit der Blendung bei Damaskus in Zusammenhang bringen. Allein die dadurch entstandene Blindheit währte nur wenige Tage, sonstige

Folgekrankheiten aber pflegen sich nach Blendung nicht einzustellen. Krenkel glaubt daher, daß das Augenleiden des Paulus durch Epilepsie erzeugt sei. Gegen die angebliche Fallsucht des Apostels aber habe ich mich bereits vorher gewandt. Außerdem müßte Krenkel erst noch nachweisen, welche chronische Augenkrankheit durch Epilepsie hervorgebracht wird, da nur akute Sehstörungen bei ihr vorkommen; daß aber das Leiden des Paulus ein chronisches war, geht aus 2 Kor. 12, 7—9 hervor.

Mit der Annahme dagegen, daß Paulus an ägyptischer Augenentzündung gelitten habe, lassen sich sämtliche Angaben über seine Krankheit vereinigen. Zunächst schon das *ἐδόθη μοι σκόλοψ τῇ σαρκί*; denn bei ausgeprägter Granulose hat der Kranke das Gefühl, als ob sich ein Fremdkörper in seinem Auge befände. Aber wie stimmen die weiteren Worte: *ἐδόθη μοι ἄγγελος σατᾶν, ἵνα με κολαφίζῃ, ἵνα μὴ ὑπεραίρωμαι* zu Granulationen, da ein heftigerer Schmerz wie von einer Ohrfeige bei ihnen nicht auftritt? Das tertium comparationis aber ist hier gar nicht der Schmerz, sondern das Beschimpfende, das ein Backenstreich hat. Daran konnte der Apostel um so eher denken, als sein Leiden ja ein Gegengewicht gegen Überhebung wegen seiner Visionen sein sollte. In der Tat aber hat die ägyptische Augenentzündung, namentlich wenn sie chronisch auftritt, etwas Erniedrigendes, weil Abstoßendes und Abschreckendes. Deshalb konnte es Paulus den Galatern wohl als Zeichen besonderer Liebe anrechnen, daß sie seine Krankheit nicht geringschätzig beurteilten: *καὶ τὸν πειρασμόν μου τὸν ἐν τῇ σαρκί μου οὐκ ἐξουθενήσατε.* Wenn er unmittelbar darauf aber fortfährt: *οὐδὲ ἐξεπτύσατε*, so erklärt sich dies daraus, daß die Granulose in hohem Grade ansteckend ist und man sich daher auch vor ihr durch Ausspeien zu schützen gesucht haben wird.

Bei längerem Bestehen derselben leidet zugleich das Sehvermögen meist beträchtlich. Darum waren die Galater bei ihrer überschwenglichen Liebe zu dem Apostel bereit, ihm womöglich ihre gesunden Augen zu opfern, wie er rühmt: *μαρτυρῶ γὰρ ὑμῖν ὅτι εἰ δυνατὸν τοὺς ὀφθαλμοὺς ὑμῶν ἐξορύξαντες ἐδώκατε μοι.*

Auf die mangelhafte Sehkraft des Paulus weist ferner der Umstand hin, daß sie zwar noch ausreichte, die grobe Arbeit der Anfertigung von Zelttuch zu verrichten, allein nicht mehr, um längere Briefe zu schreiben. Er pflegte sie deshalb zu diktieren und nur am Schlusse einige Sätze mit eigener Hand hinzuzufügen, um die Briefe damit als echt zu bezeugen. Diese Sätze aber waren seiner schwachen Augen wegen mit großen Buchstaben geschrieben, wie wir denn im Galaterbriefe lesen: *Ἴδετε πηλίκοις ὑμῖν γράμμασιν*

ἔγραψα τῇ ἐμῇ χειρί. Denn daß *πηλίκος* wie groß und nicht etwa wie viel heißt, daß ferner die Größe der Buchstaben nicht aus Ungeübtheit im Griechischschreiben erklärt werden kann, darüber ist die Mehrzahl der neueren Exegeten sich einig.

Zum Schluß sei auch noch darauf hingewiesen, wie mancherlei Umstände die Entstehung der ägyptischen Augenkrankheit bei Paulus begünstigten. Sein Körper war klein und zart und einer Infektion daher leichter zugänglich. Raffael hat ihn zwar als imposante Gestalt auf die Stufen des Areopag gestellt, allein die alten Abbildungen zeigen ihn unansehnlich und gebückt. Dazu stimmt, was die Korinther über ihn sagten: *ἡ δὲ παρουσία τοῦ σώματος ἀσθενής* und sein Erlebnis in Lystra, wo ihn das Volk für den kleinen, aber beredten Hermes, seinen stattlichen Gefährten Barnabas dagegen für Zeus hielt. Zudem lebte er in materieller Beziehung schlecht, indem er keine Entschädigung für seine apostolische Tätigkeit nahm, es sei denn, daß man ihm unaufgefordert eine Gabe zusandte. Er fastete, hungerte und durstete, war mangelhaft gekleidet und litt überhaupt Not. Zugleich überanstrengte er sich, da er mehr als alle anderen Apostel arbeitete.

Auch seine Augen konnten wohl angegriffen sein. Er hatte viel studiert, reichlich Tränen vergossen, angestrengt als Handwerker selbst des Nachts gearbeitet und auch für seine Predigt die Nacht zu Hilfe genommen. Nicht minder werden die staubigen Fußwanderungen und Ritte, die er durch die Wüste, durch Arabien, Palästina, Phönizien, Syrien, Kleinasien, Mazedonien und Griechenland unternahm, sowie die wiederholten Schiffbrüche, bei denen er einmal sogar Tag und Nacht auf der salzigen Tiefe zubrachte, seinen Augen geschadet haben. Hervorgehoben seien endlich noch die in Palästina starke Sonnenstrahlung, die oft beträchtliche Hitze, die bedeutenden Schwankungen zwischen Tages- und Nachttemperatur und die im Orient herrschende große Unreinlichkeit. Denn durch dies alles wird leicht Katarrh der Bindehaut erzeugt und damit der ägyptischen Augenentzündung der Boden bereitet.

Eine Diskussion fand nicht statt.

Zweite Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905, 9 Uhr 20 Min.

Vorsitzender: Senior D. Behrmann.

Den ersten Vortrag hielt Herr Prof. Dr. C. Steuernagel (Halle): **Über die Ausgrabungen des Deutschen Palästinavereins 1903—1905 auf dem Tell-el-mutesellim in Galiläa.**

Der Vortragende berichtet über die Ergebnisse der Ausgrabungen, die der Deutsche Palästinaverein von 1903—1905 auf dem Tell-el-mutesellim, der Ruinenstätte des alten Megiddo, veranstaltet hat. Es sind bis jetzt sieben bis acht Bauschichten sicher nachgewiesen, der Fels jedoch noch nirgends erreicht, obwohl die Grabungen an einer Stelle über 20 m in die Tiefe gegangen sind. Von den Bauten der verschiedenen Schichten schilderte der Vortragende besonders eine dem 3. Jahrtausend angehörende Umfassungsmauer, zwei ägyptische gewölbte Grabkammern aus dem 20. Jahrhundert, eine große Burganlage des 2. Jahrtausends (interessant besonders durch die Gräberfunde, zwei Beispiele von Fundamentopfern, und durch gut erhaltene Kultstätten), ferner Kultstätten, Torbauten, eine Schmiede und einen Palast der Zeit von 1200—900, und eine Burg mit Tempelanlage etwa des 8. Jahrhunderts.

Von den Einzelfunden verdienen besondere Beachtung die keramischen, die gestatten, die Geschichte der Keramik Megiddos für etwa zwei Jahrtausende ziemlich lückenlos zu schreiben, und die besonders mykenischen und cyprischen Einfluß aufweisen. Eisenfunde finden sich erst seit der dritten Schicht (etwa 1200—900). Neben einigen babylonischen Siegelzylindern sind zahlreiche ägyptische und phönizische ägyptisierende Skarabäen und zwei Siegel mit althebräischer Inschrift (Schemaʿ- und Asaphsiegel) gefunden.

Der Vorsitzende regte an, die beiden noch auf der Tagesordnung stehenden Vorträge auf den 5. Oktober zu verschieben. Auf den Widerspruch von Herrn Prof. Kautzsch, dem die Versammlung beistimmte, wurde diese Anregung abgelehnt. Aus Zeitmangel mußte auf eine Diskussion des Vortrages von Prof. Steuernagel verzichtet werden.

Es folgte der Vortrag des Herrn Prof. Dr. M. Lidzbarski (Kiel): **Über die Namen der Alphabetbuchstaben.**[1])

Redner hebt hervor, daß man bisher bei den Versuchen, die Bedeutung der Buchstabennamen zu ermitteln, sich zu sehr an die überlieferten Formen gehalten habe. Die Namen hätten aber zum Teil starke Veränderungen durchgemacht. Bei einigen Buchstaben lägen die ursprünglichen Namen überhaupt nicht mehr vor, sondern seien durch andere Wörter mit gleichem Anlaut ersetzt. Bei anderen sei zwar der alte Name geblieben, aber die Schreibung sei nicht mehr die ursprüngliche, sondern nur eine phonetische Wiedergabe

1) Der Vortrag erscheint ganz in der Ephemeris für semitische Epigraphik, Bd. II, S. 125ff.

aus späterer Zeit, als die Formen bereits abgerieben und abgenutzt und die Bedeutung der Zeichen wie der Namen in Vergessenheit geraten war. Um bei den Namen das Ursprüngliche zu ermitteln, müsse man zuvörderst die Bedeutung der Bilder, mit Heranziehung antiker Darstellungen, festzustellen suchen, da die Bilder in den ältesten belegbaren Formen von den ursprünglichen nicht wesentlich abwichen. Redner erörtert dann besonders die Bedeutung der Namen Ṣade, Ṭēth, Qoph und Samekh, für die bis jetzt keine plausible Erklärung geboten worden sei. Das Zeichen Ṣade stelle eine Treppe dar, und danach sei der Name von צעד abzuleiten. Ṭēth sei das Bild eines (geschnürten) Paketes, und der Name sei ursprünglich phön. *tᵉēth* = hebr. *טְעֵחָ. Qoph sei das Bild eines Helmes oder einer Kappe, und der Name sei phön. *qobᶜ* = hebr. קוֹבַע. Samekh sei ein Baum oder Zweig und der Name sei ursprünglich vom Stamme סבך, bzw. שׂבך gebildet. (Im Phönizischen wird auch שׂ als ס geschrieben.)

Den Schluß machte der Vortrag des Herrn Direktor Dr. A. Kümmel (Barmen): **Vorzeigung und Erklärung eines Reliefs von Jerusalem.**

In die Liste der Teilnehmer haben sich 15 Mitglieder eingetragen.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Erste Sitzung.

Dienstag, den 3. Oktober 1905
nachmittags $1^1/_2$ Uhr.

Vorsitzender: Direktor Prof. Dr. A. Thaer (Hamburg).
Schriftführer: Cand. R. Ützmann (Hamburg).

Vortrag von Herrn Prof. Dr. H. Schubert (Hamburg): **Die Probleme der Ganzzahligkeit in der algebraischen Geometrie.**

Der Vortragende hebt aus dem Inhalt seines Festschriftbeitrags einige wesentliche Punkte hervor. Beispielsweise gibt er eine Methode an, um für jedes n alle n-Ecke zu finden, die einem Kreise einbeschreibbar sind, und bei denen alle Seiten ganzzahlig sind, der Inhalt ganzzahlig wird und außerdem noch alle Diagonalen und alle Diagonalteile ganzzahlig werden, Polygone, die er heronische nennt. Über jedem solchen heronischen Polygone lassen sich unzählig viele gerade Pyramiden errichten, deren Seitenkante, deren Volumen und Umkugel-Radius rational werden. Von den Problemen, die der Vortragende als unlösbar bewiesen hat, sei hervorgehoben, daß es keine Dreiecke gibt, die außer drei ganzzahligen Seiten und drei rationalen Höhen auch drei rationale Transversalen hätten, während die Methoden des Vortragenden leicht unzählig viele Dreiecke ergeben, in denen außer den drei Seiten und den drei Höhen auch die drei Winkelhalbierenden rational werden.

Vortrag von Direktor Dr. F. Bohnert (Hamburg): **Physikalische Schülerübungen auf der Mittelstufe der Realanstalten.**[1])

Redner bespricht einleitend die Vorzüge der physikalischen Schülerübungen, weist auf ihre zunehmende Ausbreitung in den Oberklassen neunstufiger Schulen hin und erhebt und begründet die

1) Der Vortrag erscheint in der Zeitschrift: „Natur und Schule“.

Forderung, diese Übungen schon in den physikalischen Anfangsunterricht der Realschulen, in die Klassen 1 und 2 derselben einzuführen. Er berichtet über einen dahingehenden Versuch, den er im Sommerhalbjahr 1905 an den mit diesen Klassen gleichwertigen Tertien und Untersekunden der unter Leitung von Herrn Direktor A. Thaer stehenden Oberrealschule vor dem Holstentore in Hamburg gemacht hat. Die ausgeführten Übungen wurden genannt, die dazu notwendigen Hilfsmittel und Apparate, die in zehnfacher Ausführung vorhanden sind und ca. 550 M. kosten, wurden gezeigt. Die Notwendigkeit einer Einschränkung des Lehrstoffes zugunsten einer gründlicheren Durcharbeitung desselben wurde betont. Es wurde gezeigt, wie durch passende Verteilung der Physikstunden im Wochenplan, durch eine Teilung der Klasse in zwei Hälften von je 20 Schülern und durch Arbeit in Gruppen zu zweien bei gleichzeitiger Beschäftigung aller arbeitenden Schüler mit derselben Aufgabe, das Praktikum in organischen Zusammenhang mit dem theoretischen Unterricht gebracht und ohne Mehrbelastung der Schüler durchgeführt werden kann. Es folgten Bemerkungen über die am häufigsten von den Schülern beim Praktikum begangenen Fehler, über den Einfluß der Schülerzahl auf das Unterrichtstempo im Praktikum, über die Notwendigkeit einer sorgfältigen Ausbildung der Physiklehrer für diesen Unterrichtszweig und über die erreichbare Genauigkeit der Beobachtungen und Resultate in den Übungsstunden. Redner faßt den Inhalt seines Vortrags in folgenden Sätzen zusammen: Die Erfahrungen des Redners mit den Schülerübungen auf der Anfangsstufe des physikalischen Unterrichts ermutigen zur Einführung derselben. Für die sechsstufigen Realanstalten ist die Zahl der Übungen auf höchstens 30 anzusetzen. Sie müssen organisch in den theoretischen Unterrichtsgang eingegliedert werden und müssen auf ganz einfachen, übersichtlichen und gefahrlosen Beobachtungen beruhen. Sie sind so zu gestalten, daß jede Übung im Laufe einer Unterrichtsstunde bequem erledigt werden kann. Die Beobachtungen müssen quantitativ im unmittelbaren Anschluß an die Versuche ausgewertet werden, längere Rechnungen sind dabei zu vermeiden. Die Einführung komplizierender Korrektionen ist deshalb zu verwerfen; die Versuche sind vielmehr so einzurichten, daß sie auch ohne diese Korrektionen brauchbare Resultate geben. — Die Ausbildung der Lehrer, die diese Übungen leiten sollen, verlangt besondere Sorgfalt. Die Gewinnung der zum Praktikum erforderlichen Zeit ist, etwas guten Willen von der Anstaltsleitung vorausgesetzt, möglich. Eine Mehrbelastung der Schüler durch die Übungen findet nicht statt. Die Kosten derselben sind

für einigermaßen gut dotierte Anstalten erschwinglich. Die Bereitstellung eines besonderen Raumes für die Übungen ist notwendig. Durch die Nichterfüllbarkeit dieser Bedingung wird vorläufig vielfach die Einführung des Praktikums aufgehalten werden.

Dem Redner wird vom Jahre 1907 an in der seiner Leitung unterstellten Realschule in St. Georg-Hamburg ein besonderer Raum für physikalische Schülerübungen zur Verfügung stehen.

Im Anschluß an die Sitzung wurden die Räume und Sammlungen für den naturwissenschaftlichen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentore unter der Führung der Herren Dr. Schröder und Dr. Dörmer besichtigt.

Zweite Sitzung.

Donnerstag, den 5. Oktober 1905.

Vorsitzender: Prof. Dr. Fr. Ahlborn (Hamburg).

Dr. Alex. Wernicke, Direktor der städtischen Oberrealschule und Professor an der Herzogl. Technischen Hochschule zu Braunschweig, hielt einen Vortrag: **Der Begriff der Formänderungsarbeit und seine Verwendung.**

Nachdem die Arbeit der Formänderung bei Zug und Druck, bei Schub, bei Biegung und bei Verdrehung gerader Stäbe bestimmt und ihre Beziehung zur äußeren Arbeit festgestellt worden war, wurde zunächst der Satz von Castigliano bewiesen, und zwar in folgender Form. Unter der Annahme, daß die Formänderungsarbeit ($\mathfrak{A}$) stets ein bestimmter Bruchteil $\left(\frac{1}{\nu}\right)$ der Arbeit der äußeren Kräfte (A) ist, gilt: Wenn die angreifenden Kräfte $P_1, P_2, \ldots P_n$ in ihrer Richtung bzw. die Verschiebungen $u_1, u_2, \ldots u_n$ zeigen, so ist

$$u_i = (\nu - 1)\frac{\partial \mathfrak{A}}{\partial P_i} \qquad (i = 1, 2, \ldots n).$$

Für den Sonderfall $\nu = 2$, welcher dem Gesetze von Hooke entspricht, gilt demnach

$$u_i = \frac{\partial \mathfrak{A}}{\partial P_i} \qquad i = (1, 2, \ldots n).$$

Diese Gleichungen sind äußerst fruchtbar bei Anwendungen mancherlei Art, namentlich um aus $P_1, P_2, \ldots P_n$ auf $u_1, u_2, \ldots u_n$ zu schließen und umgekehrt.

Als Beispiel für die Verwendung wurde die Durchbiegung eines am Ende belasteten Freiträgers bestimmt, ebenso die Durchbiegung eines Zweistützenträgers unter der Einzellast usw.

Namentlich leisten obige Beziehungen gute Dienste bei der Bestimmung von Reaktionen, welche als statisch-unbestimmte bezeichnet werden; für diese ist $u_i = 0$ und infolgedessen P_i bestimmbar. Als Beispiel wurden die Reaktionen für einen einerseits eingeklemmten und andrerseits unterstützten Träger abgeleitet, ebenso für einen beiderseits eingeklemmten Träger usw.

Sodann wurde aus dem Satze von Castigliano der Satz von Maxwell abgeleitet und dessen Bedeutung für die Einflußlinien mehrfach unterstützter (durchgehender) Träger an Beispielen erläutert.

An einige allgemeine Betrachtungen über die Formänderungsarbeit und die Bedeutung ihrer Minima schloß sich ein Überblick über weitere Verwendungen dieses Begriffes auf den verschiedensten Gebieten der Physik und Technik.

Die Betrachtungen wurden absichtlich möglichst elementar gehalten, da der Vortrag für den Schulunterricht in der Mathematik bzw. Physik auf ein interessantes Gebiet von Aufgaben hinweisen wollte. Infolgedessen wurde auch davon abgesehen, auf die sogenannte allgemeine mathematische Elastizitätslehre (Clebsch, Kirchhoff u. a.) zurückzugreifen, es wurde vielmehr von vornherein an die anschaulichen Sonderfälle angeknüpft, von denen der Techniker auszugehen pflegt. (Vgl. dazu Wernickes Lehrbuch der Mechanik I, 3.)

An der darauf folgenden Diskussion beteiligten sich Prof. Gneische und Dr. Wittich.

Es folgt der Vortrag von Prof. E. Grimsehl (Hamburg): **Ausgewählte physikalische Schülerübungen mit Demonstrationen.**

In den an den physikalischen Hörsaal sich anschließenden physikalischen Unterrichts-, Sammlungs- und Arbeitszimmern ist eine Auswahl von 40 Versuchsanordnungen aufgebaut, welche an der Oberrealschule a. d. Uhlenhorst in den Klassen Obersekunda und Oberprima bei den physikalischen Schülerübungen benutzt werden. Da naturgemäß diese Versuchsanordnungen nur für die Beobachtung und Messung durch eine einzelne Person berechnet sind, so hat der Vortragende darauf verzichtet, sie im Hörsaal einzeln vorzuführen, daher bittet er, sich durch eigenen Augenschein beim Durchwandern der Räume die Anordnungen anzusehen und dann wieder zum Hörsaal zurückzukommen, damit er noch einige ergänzende Worte über die Handhabung der Übungen mitteile. Die aufgebauten Versuchsanordnungen sind fast ausnahmslos Originalkonstruktion, sie sind allen Gebieten der Physik entnommen.

Die Versuchsanordnungen sind folgende: 1. Messung des Volumens eines Drahtes mittels Schraubenmikrometers und Kontrolle des Resultates durch Wasserverdrängung in einem hohen, engen Maßzylinder; 2. experimentelle Ableitung der Elastizitätsgesetze bei einem einseitig eingeklemmten und einem beiderseits aufgelegten Stahlstabe unter Verwendung von Stahlstäben verschiedener Länge, Breite und Höhe; 3. Ableitung des Momentmaßes; 4. Bestimmung des spezifischen Gewichts der Flüssigkeiten mittels Vergleichung der Steighöhen in verbundenen Röhren; 5. Herleitung des Archimedischen Prinzips und Anwendung zur Bestimmung des spezifischen Gewichts fester Körper; 6. Messung des Reibungskoeffizienten bei glühender Reibung; 7. Bestimmung des Gewichts der Luft ohne Anwendung der Luftpumpe; 8. Ableitung des Mariotte-Boyleschen Gesetzes; 9. Längsschwingungen einer vertikalen Spiralfeder, Bestimmung des Elastizitätskoeffizienten und Herleitung der Schwingungsgesetze; 10. Schwingungen einer Wassersäule in einem U-Rohr; 11. Versuche mit Kundtschen Staubfiguren; 12. Bestimmung der Schwingungszahl eines Tones mittels schwingender Saiten; 13. Messung des Ausdehnungskoeffizienten fester Körper durch die Wärme; 14. Bestimmung des Ausdehnungskoeffizienten der Luft und Herleitung des Gay-Lussacschen Gesetzes bei Volumenänderung durch Wärme; 15. dasselbe wie vorhin bei Druckänderung durch Wärme; 16. spezifische Wärme fester Körper; 17. Verdampfungswärme des Wassers; 18. Abhängigkeit des Dampfdruckes von der Temperatur; 19. Versuche mit dem Dampfbarometer; 20. Bestimmung des Taupunktes und Messung der Luftfeuchtigkeit; 21 Herleitung des Reflexionsgesetzes an ebenen Spiegeln; 22. Bilder an Planspiegeln; 23. Messung der Brennweite von Konkav- und Konvexspiegeln; 24. Bestimmung des Brechungsexponenten des Wassers; 25. Messung des Brechungsexponenten des Glases mittels einer Glasplatte; 26. dasselbe mittels eines Glaswürfels; 27. Messung der Brennweite von Konvexlinsen; 28. Brennweite von Konkavlinsen; 29. Zusammensetzung von Linsen zu Fernrohren und Herleitung der Beziehung zwischen Brennweite der Linsen, Länge des Fernrohres und Vergrößerung, und zwar für ein Galileisches Fernrohr; 30. für ein Keplersches Fernrohr; 31. für ein terrestrisches Fernrohr; 32. Arbeiten mit einem einfachen Spektralapparat; 33. Bestimmung der Wellenlänge des Lichtes mittels Fresnelscher Spiegel; 34. dasselbe durch Bewegung des Lichtes an einem Draht; 35. Anwendungen des Galvanoskops, Bestimmung des Sinnes der Ablenkung durch ein Polprüfungselement; 36. Polarität eines Solenoids; 37. Induktion durch Bewegung eines Leiters im mag-

netischen Felde; 38. Vergleichung des Widerstandes zweier Leiter durch Substitution unter Anwendung einer kleinen Glühlampe als Stromstärkeanzeiger; 39. Messungen mit der Wheatstoneschen Brücke; 40. Stromstärkemessung durch Elektrolysen, durch Wärmeentwickelung nach dem Jouleschen Gesetze und durch Auswertung des durch den Strom erzeugten magnetischen Feldes mittels der Schwingungszeit einer Magnetnadel.

Außer den ausgestellten Versuchsanordnungen sind noch etwa weitere 40 Anordnungen, also im ganzen etwa 80 Versuche für die Schülerübungen eingerichtet. Jede der Anordnungen ist in 8 gleichartigen Exemplaren vorhanden, so daß gleichzeitig 8 Gruppen von Schülern, zu je zwei Schülern, dieselben Versuche ausführen können. Die Übungen sind organisch mit dem theoretischen Unterricht verbunden, und zwar soll im allgemeinen die praktische Übung der theoretischen Unterrichtsstunde vorangehen; in letzterer werden die Beobachtungsresultate besprochen und verarbeitet. Die Zahl von 32 Schülern der Oberklassen gebietet eine Zweiteilung der Klasse für die Übungen, und zwar arbeitet die eine Hälfte der Klasse in den letzten Schulstunden des einen, die andere in den ersten Schulstunden des folgenden Tages. Die Schüler bauen die Versuchsanordnungen selbständig auf, nachdem von einem Schüler ein Exemplar der Versuchsanordnung eventuell unter Mithilfe des Lehrers am Musteraufbau gemacht ist. Nach Kontrolle der Versuchsanordnung durch den Lehrer fangen die Schüler an zu arbeiten und werden in ihren Arbeiten möglichst wenig vom Lehrer unterstützt. Dieser greift nur ein, wenn er sieht, daß grobe Fehler gemacht werden. Noch am Schlusse der Übung, die sich auf zwei Unterrichtsstunden, also $1^1/_2$ Zeitstunden ohne Pause erstreckt, werden die Resultate der Beobachtungen von den Schülern ausgerechnet, so daß eine Belastung der Schüler durch häusliche Arbeiten nicht eintritt. Die Übungen sind wahlfrei, werden aber fast ohne jede Ausnahme von allen Schülern mitgemacht.

Im Anschluß an das angemeldete Thema führt Redner noch einige neue Vorlesungsversuche vor unter Benutzung einer neuen optischen Laterne. Die Lichtausbeute des elektrischen Bogenlichts für optische Versuche wird dadurch vergrößert, daß man die Brennweite der Kondensierlinse möglichst klein macht und dann die Linse dem Kohlenkrater möglichst nähert. Da aber durch die starke Hitze die Linse leicht zerspringt, verwendet er eine Doppellinse, deren Zwischenraum durch einen beständigen Wasserstrom gekühlt wird. So kann er die Linse bis auf 3 cm an eine 20 Amperebogenlampe heranbringen, ohne daß die Linse

selbst nach stundenlanger Benutzung beschädigt wird. Die neue optische Laterne benutzt er zur Demonstration der Fresnelschen Streifen, die mit großer Deutlichkeit und Helligkeit hervorgerufen werden. Die rationellere Ausnutzung des Lichtbogens gestattet nun wieder eine Reduktion der Lichtquelle. Unter Benutzung einer Liliputbogenlampe für 1,5 Ampere zeigt er die Umkehrung der Natriumlinie mit einer Deutlichkeit und Einfachheit der Anordnung, daß alle bis zum letzten Platze die schwarze Linie im Spektrum sehen können. Endlich zeigt er einen Apparat zur Demonstration der Induktion im magnetischen Felde, bei der als Stromzeiger eine einfache Magnetnadel verwandt ist. Die große Stromstärke ist trotz des geringen erzeugten Potentials von 10^{-4} Volt dadurch erreicht, daß das ganze Leitersystem aus einem starken Kupferbügel besteht, der nur 10^{-4} Ohm Widerstand hat, so daß also die Stromstärke von 1 Ampere erreicht wird, die direkt die Magnetnadel ablenkt.

An den Vortrag schloß sich eine Besichtigung der physikalischen Sammlungen der Oberrealschule a. d. Uhlenhorst.

Außerordentliche Sitzung.

Mittwoch, den 4. Oktober 1905

nachmittags 5 Uhr 20 Min.

Vorsitzender: Direktor Dr. Thaer.

Auf der Tagesordnung steht die Besprechung des Vortrags des Herrn Geh. Rat Dr. Klein (Göttingen): **Über die bisherige Tätigkeit und die Zielpunkte der von der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte niedergesetzten Unterrichtskommission.**

Geh. Rat Dr. Klein regt zunächst Besprechung über das Studium der Abiturienten des Realgymnasiums und der Oberrealschule an, insbesondere der zukünftigen Ingenieure und Mediziner. Es scheine im Interesse der Abkürzung des Studiums zu liegen, daß die für ein Fach besser vorbereiteten Studenten durch Vorschriften oder Hinwegräumung von Schranken rascher zum Ziele gelangen könnten. Wie den Gymnasialabiturienten dies für manche Studien möglich sei, so müßte es den Realabiturienten ihrer besseren naturwissenschaftlichen Bildung wegen für das Studium auf technischen Hochschulen — was in Württemberg bereits der Fall sei — und in der medizinischen Fakultät gestattet werden. Als Grundlage für

die weitere Besprechung und zur Beurteilung der zu erwartenden Vorbildung der Abiturienten bittet der Redner die Meraner Lehrpläne (die an die Anwesenden verteilt sind) zu benutzen.

Direktor Wernicke geht auf die Vorschläge der Meraner Lehrpläne ein, die Stundenzahl am Realgymnasium in der Mathematik auf die des Gymnasiums (4) herabzusetzen und in den Naturwissenschaften auf die der Oberrealschulen, auf 6 bzw. 7 zu erhöhen. Er weist auf die Schwierigkeiten hin, welche einer Erhöhung der pflichtmäßigen wissenschaftlichen Lehrstunden auf 32 in den norddeutschen Staaten entgegenstehen würden. Die Württemberger Oberrealschulen mit 14 Stunden Mathematik lassen sich mit den preußischen nicht vergleichen. Vielleicht ließe sich durch Hinzuziehung der Stunden für gebundenes Zeichnen die Gesamtzahl der mathematisch-naturwissenschaftlichen Stunden erhöhen.

Direktor Hintzmann erscheint die Zahl von 32 Unterrichtsstunden nicht zu hoch gegriffen, wenn Lektionen zu 45 Minuten eingeführt werden. Dagegen hält er es für unpolitisch, Sondervorrechte für die Abiturienten irgendeiner Schulgattung zu schaffen, das störe die mühsam im Werden begriffene Gleichberechtigung. Er halte die Gymnasialabiturienten für besser vorbereitet auf das Studium des Theologie und der Philologie, der alten sowohl wie auch der neueren. Die Abiturienten der Realanstalten seien entschieden besser vorbereitet für das technische, naturwissenschaftliche und medizinische Studium. Nicht so klar liegen die Verhältnisse für die Juristen. Wünschenswert sei, daß man alle hemmenden Schranken, z. B. vorgeschriebene Kollegia oder Semesterzahl hinwegräume und nur Kenntnisse verlange.

Geh. Rat Klein bittet die Juristen aus dem Spiel zu lassen und sich auf Mediziner und Ingenieure zu beschränken. Eine Ordnung der Verhältnisse des Studiums hält er für nötig. Diese könne aber nicht durch die Schulmänner geschaffen werden, sondern durch die Mitglieder der betr. Berufe und die Universitätsprofessoren.

Direktor Müller (Lübeck) hat gute Erfahrungen mit Lektionen von 45 Minuten gemacht. Zugeständnisse von seiten der Ärzte zugunsten der Realabiturienten seien schwerlich zu erwarten, da alle praktischen Ärzte zurzeit auf dem humanistischen Gymnasium ihre Vorbildung genossen hätten.

Geh. Rat Klein bemerkt, daß ihm in medizinischen Kreisen weniger Opposition als Unkenntnis der Vorbildung der Realabiturienten entgegengetreten seien. Standesrücksichten veranlaßten die Mediziner die Zulassung der Realabiturienten zum juristischen Studium zustimmend zu beurteilen.

Prof. Fricke weist auf die Standesrücksichten und das immer noch bestehende Vorurteil hin, daß das Gymnasium Allgemeinbildung, die Realanstalten Fachbildung geben. Besondere Berechtigungen der Realabiturienten würden diesen Vorurteilen Vorschub leisten, doch könne man gewiß ohne Schaden von allen obligatorischen Vorlesungen absehen.

Geh. Rat Klein verweist auf seine Schrift betr. Änderung des Hochschulstudiums. Nur Leistungen im Examen, nicht das Hören bestimmter Vorlesungen seien zu verlangen.

Direktor Müller fragt an, durch welche Abstriche im Lehrplan Raum für die neuen Unterrichtszweige der Mathematik geschaffen seien. Er protestiert gegen den Abstrich der fünften Mathematikstunde am Realgymnasium.

Geh. Rat Klein betont, daß keine Vermehrung der Gesamtstoffmenge beabsichtigt sei. Fortfallen sollten alle durch Kunstgriffe zu lösenden Aufgaben in der Planimetrie, Gleichungslehre und Trigonometrie. Die Opferung der fünften Mathematikstunde am Realgymnasium zugunsten der Naturwissenschaften sei ein heroischer Entschluß, vereinfache aber und verbessere seiner Meinung nach außerordentlich die Lehrpläne. Das Realgymnasium stehe dadurch in Mathematik mit dem Gymnasium, in den Naturwissenschaften mit der Oberrealschule gleich.

Dr. Schröder (Hamburg) spricht seine volle Zustimmung zu einem großen Teil der Lehrpläne aus, insbesondere zur Verwerfung der Kunstgriffe und dem einheitlich gestalteten Aufbau des Unterrichts. Er befürchtet aber, daß der Funktionalbegriff in Tertia ebenso wie die Benutzung der Parabeln in Untersekunda zu früh angesetzt seien. Die Entfernung der Logarithmen aus Untersekunda bedauert er.

Geh. Rat Klein beruft sich in bezug auf die Beurteilung der Fassungskraft von Tertianern und Untersekundanern auf das Urteil der Schulmänner in der Unterrichtskommission. Für Streichung der Logarithmen aus dem Untersekundapensum der Gymnasien sei er entschieden, besonders auch um dem numerischen Rechnen Zeit zu verschaffen. Der Funktionalbegriff sei in den preußischen Plänen von 1901 enthalten, allerdings nur in den methodischen Bemerkungen.

Prof. Hildebrandt hält den Obertertianer für fähig den Funktionalbegriff in einfachster Form zu fassen. Gegen die Streichung der fünften Mathematikstunde am Realgymnasium und die der Logarithmen in Untersekunda müsse er sich aussprechen. Er richtet an Geh. Rat Klein die Frage, wie sich die Unterrichtskommission dem falkultativen Linearzeichnen gegenüber gestellt

habe. Dieses biete, wenn es in der Hand des Mathematikers läge, Gelegenheit, viele der Hauptforderungen der Meraner Lehrpläne zu erfüllen, so Erweckung und Stärkung des Raumsinnes, graphische Lösung quadratischer und kubischer Gleichung u. a. m.

Geh. Rat Klein berichtet, daß das Linearzeichnen allerdings eingehend besprochen sei, daß man aber von einer Beschlußfassung auf diesem Gebiet abgesehen habe, weil die Frage des Freihandzeichnens augenblicklich in einem Stadium stärkster Bewegung sei. Eine Beschneidung des Freihandzeichnens zugunsten des Linearzeichnens würde einer außerordentlichen Opposition begegnen. Auch forderten die Techniker neuerdings eine größere Fertigkeit im Freihandzeichnen. Die Übertragung des Linearzeichnens an die Mathematiker sei zurzeit nur in beschränktem Maße möglich, da die Mathematiker vielfach nicht die genügende Zeichenfertigkeit besäßen.

Prof. Fricke tritt für die Abgabe der fünften Mathematikstunde des Realgymnasiums an die Naturwissenschaften ein. Seinerzeit sei bei Streichung der Biologie der Physik und der Mathematik je eine Stunde zugelegt worden. Die erstere verweigere die Herausgabe mit der Begründung, daß sie an drei Stunden noch nicht genug habe, sondern praktische Übungen außerdem verlangen müsse. Ein Opfer müsse gebracht werden. So habe ja auch die Chemie zugunsten der Biologie auf die dritte Stunde verzichtet.

Dr. Brüsch berichtet, daß er in Güstrow bei Direktor Seeger Gelegenheit gehabt habe sich zu überzeugen, daß die Einführung in den Funktionalbegriff sogar schon in Untertertia möglich sei. Da aber die Nichtmathematiker, wie er verschiedentlich gehört habe, irrtümlicherweise die Einführung in das funktionale Denken für ein völliges Novum im Unterricht hielten, bitte er Geh. Rat Klein durch eine populäre Darstellung aufklärend auf die Nichtfachkreise zu wirken.

Geh. Rat Klein schlägt die Bitte unter Hinweis auf seine anderweitige Inanspruchnahme ab. Er betont aber, daß die Äußerung aller Bedenken gegen die Meraner Lehrpläne in der Fach- und allgemeinen Presse der Unterrichtskommission nur höchst willkommen sein könne.

Prof. Hildebrandt kommt auf seinen Wunsch zurück, das Linearzeichnen bei der Eingabe der Unterrichtskommission an das Ministerium nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Er weist auf seinen anderwärts veröffentlichten Vorschlag der Einführung von drei obligatorischen Stunden für Freihand- und Linearzeichnen hin.

Geh. Rat Klein teilt Ausführlicheres über die an fünf preußischen Anstalten beabsichtigten Versuche mit den Meraner Lehr-

plänen mit. Auf die Absicht des preußischen Ministeriums, den Unterricht in Oberklassen freiheitlicher zu gestalten, weist er hin.

Dr. Schröder erläutert die frühere Teilung der Oberklassen des Hamburger Realgymnasiums in einen sprachlichen und einen mathematischen Zweig, die sich gut bewährt habe, da der Fehler einer rein einseitigen Fachbildung glücklich vermieden worden sei. Er streift darauf die Frage der Vorbildung der Lehrer auf der Universität.

Geh. Rat Klein berichtet, daß die Unterrichtskommission Bedenken getragen habe, eine fakultative Unterrichtsverteilung zu formulieren, da leicht das Minimum geforderter Stunden für ein Fach von Nichtfachmännern als das normale angesehen werde. In bezug auf die Vorbildung der Studenten für den Lehrberuf weist er darauf hin, daß gerade die Studenten vielfach die gebotene Gelegenheit nicht hinreichend ausnutzen, so z. B. Vorlesungen über Elementarmathematik und Übungen in der Benutzung physikalischer Lehrapparate. Der Student sei häufig neuen Ideen abhold, der Universitätsprofessor allein das treibende Element.

Dr. Hämmerle weist nochmals auf die Vorzüge der früheren Unterrichtsteilung am Hamburger Realgymnasium hin.

Geh. Rat Klein kommt auf das Schlußwort seines Vortrags in der pädagogischen Sektion zurück, daß die Hansestädte besonders geeignet zu Versuchen auf unterrichtlichem Gebiete seien.

Dr. Fricke berichtet über die Stellung der Unterrichtsverwaltung in Bremen, die Neuerungen wohlwollend gegenüberstehe.

Direktor Thaer berichtet, daß im Lehrplan der Hamburger Oberrealschulen sieben Stunden für Naturwissenschaften einschließlich Geographie angesetzt seien, daneben gingen je zwei Stunden praktische Übungen für Physik, Chemie und Biologie, die zwar fakultativ seien, in der Tat aber an zwei Oberrealschulen von sämtlichen Schülern besucht würden.

Nach dem Schlußwort des Geh. Rat Klein spricht der Vorsitzende diesem den Dank der Versammlung aus.

Schluß der Sitzung 7 Uhr 20 Min.

In die Mitgliederlisten haben sich 61 Teilnehmer eingeschrieben.

Festbericht.

Die Besorgnisse, welche zwei sporadische Cholerafälle in Hamburg erregt hatten, die nach 50 Jahren zum zweitenmal hier tagende Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner möchte keinen den Erwartungen entsprechenden Besuch herbeiziehen, erwies sich schon am Vormittage des Empfangstages, Montag den 2. Oktober, als unbegründet. Das Empfangsbureau, das im Wartesaal des neuen Damtorbahnhofes eingerichtet war, vermochte oft den Anforderungen kaum zu genügen, obwohl der hilfreichen Hände viele vorhanden waren. Als am Nachmittag die Hauptzüge vom Süden und Osten einliefen, gingen zeitweilig die Mitgliedskarten und Festzeichen aus, weil die Zahl der Gäste über alles Erwarten groß geworden war.

Als sich abends gegen 8 Uhr die Räume des Konzerthauses Hamburg den herbeiströmenden Gästen und Einheimischen öffneten, reichte bald der große Saal kaum aus, alle Besucher aufzunehmen. Bald entwickelte sich das altbekannte fröhliche Treiben: hier sah man alte Freunde sich die Hände schütteln, dort wurden neue Bekanntschaften geschlossen und überall die Ereignisse der kommenden Tage in lebhafter Wechselrede besprochen. Ein reicher Damenflor schmückte die Galerien und mischte sich auch im Saale unter die Männer der Wissenschaft und der Schule. Das kurze Begrüßungswort des ersten Präsidenten Schulrat Prof. Dr. Brütt (Hamburg) weckte einen freudigen Widerhall. Er schloß mit einem Hoch auf die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Die frohgemute Geselligkeit dauerte bis gegen Mitternacht.

Dienstag den 3. Oktober begann die ernste Arbeit. Der feierlichen Eröffnungssitzung, die überaus zahlreich besucht war, folgte die Konstituierung der Sektionen, die dann sofort ihre Arbeit begannen. Am Nachmittag um 5 Uhr vereinigte der große Konzertsaal im Zoologischen Garten den größten Teil der auswärtigen Gäste und sehr viele Einheimische mit ihren Damen zum Festmahle. Auch der Senat war durch den präsidierenden Bürgermeister Dr. Mönckeberg, den Ehrenvorsitzenden der Versammlung Dr. v. Melle und andere Mitglieder vertreten. Die Tafelmusik stellte das philharmonische Blasorchester.

Den ersten Trinkspruch brachte Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg auf Se. Majestät den Kaiser aus. Der Inhalt seiner Rede war ungefähr folgender:

Nach guter deutscher Sitte trinken wir das erste Glas auf Se. Majestät den Deutschen Kaiser. Aber nicht nur dem großen Monarchen bringen wir es, sondern heute sehen wir vor allen Dingen in Ihm den hochherzigen und hochsinnigen Förderer der Wissenschaft. Meine Damen und Herren, wir alle wissen, daß wo immer auf irgendeinem Gebiete menschlicher Wissenschaft neue große Tatsachen wahrgenommen werden, wo immer ernste Zweifel eine neue gute Lösung finden — möge es auf dem Gebiete des Handels, oder der Urgeschichte Babylons, oder die neueste Entdeckung auf dem Gebiete der Elektrizität oder auf irgendeinem anderen Gebiete sein — überall, davon können wir überzeugt sein, werden wir die tatkräftige, warmherzige Teilnahme Sr. Majestät des Kaisers haben. Was nun im allgemeinen von der Wissenschaft gilt, das gilt für Se. Majestät im besonderen von dem deutschen Schulwesen. Se. Majestät der Kaiser ist eingedenk der Jahre, wo Er als Schüler eines deutschen Gymnasiums, als Student einer deutschen Universität gelebt hat. Er verfolgt mit warmem Interesse jede Frage auf diesem Gebiete, und so können die deutschen Philologen und Schulmänner voll von der Überzeugung durchdrungen sein, daß der Kaiser den von ihnen behandelten Gebieten nahe steht und mit lebhaftem Interesse an allem teilnimmt, was Sie hier an wissenschaftlichen Fragen des Schulwesens in Beratung ziehen. Ich bin daher überzeugt, daß wir alle von ganzem Herzen einstimmen, wenn ich Sie auffordere, mit mir das Glas zu leeren auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II. Er lebe hoch, hoch, hoch!

Nachdem das brausende Hoch verklungen, sangen die Anwesenden stehend „Heil Dir im Siegerkranz".

Bald darauf erhob sich Prof. Oskar Jäger (Bonn) und sprach etwa folgende Worte auf Hamburg:

Hunderte, Tausende seien hierher gekommen. Die Anregungen, die sie hier empfingen, sollten die Schule befruchten. Für einen solchen Kongreß sei Hamburg die geeignete Stadt. Ein großer Zug gehe durch Hamburgs Leben, sowohl in seiner Vergangenheit wie in seiner Gegenwart, und die Gegenwart öffne den Blick auf eine große Zukunft. Wenn das wiedergeborene Deutsche Reich nunmehr eine große Stellung in der Welt habe, so sei das mit das Verdienst Hamburgs, denn von Hamburg aus knüpften sich die Fäden, die Deutschland mit der übrigen Welt verbänden. Die Geschichte Hamburgs spreche zu uns und sei uns ein Vorbild.

Einst sei durch die Welt ein stolzes Wort erklungen: „Senatus populusque romanus." So sei es noch heute in Hamburg, ein freies Volk ehre sich selbst, indem es seine Regierung ehre. Er bitte die Anwesenden einzustimmen in den Ruf: Diese Stadt und ihr Senat hoch, hoch, hoch!

Im Namen des Senats erwiderte ihm der Ehrenvorsitzende der Versammlung Herr Senator Dr. v. Melle mit folgenden Worten:

Gestatten Sie mir, Ihnen zu danken für das Hoch, das Sie soeben dem Senat der Stadt Hamburg gebracht haben. Ich habe heute morgen die Ehre gehabt, in Ihrem Kreise länger zu sprechen und habe daher nicht die Absicht, jetzt lange Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Meine Freude darüber, daß der Philologentag dieses Jahr nach Hamburg gekommen ist, habe ich schon heute morgen ausgesprochen. Man hat gesagt, daß die Kongresse bei den heutigen bequemen Verkehrseinrichtungen überflüssig geworden seien, das ist aber meiner Ansicht nach durchaus nicht richtig. Die persönliche Aussprache ist nicht durch ein geschriebenes Wort zu ersetzen. Eine große allgemeine Frage geht durch die Wissenschaft, die Ausbildung von Spezialisten. Ich glaube, daß die Ausbildung von Spezialisten für die Wissenschaft von großer Bedeutung ist. Ein persönlicher Verkehr ist zur Förderung dieser Ausbildung mit Ihrer Versammlung verbunden, der sich hinter den Kulissen in den Zwischenpausen abspielt. Dieser persönliche Verkehr ist für Sie ungemein wertvoll, da Sie die Herren, mit denen Sie korrespondiert haben, nun auch persönlich kennen lernen. Wir in Hamburg freuen uns aber, so viele Vertreter der Wissenschaft hier begrüßen zu können, denn was uns in Hamburg fehlt, ist ein starker geistiger Verkehr, und wie kann der besser eingeführt werden, als wenn die Vertreter der Wissenschaft zu uns kommen und die Überzeugung mit nach dem übrigen Deutschland hinausnehmen, daß auch in Hamburg wissenschaftliche Interessen bestehen. Ich bitte Sie daher, auf das Wohl des deutschen Philologentages zu trinken.

Auch das Hoch auf die Damen, welches Herr Direktor Prof. Wegehaupt ausbrachte, fand begeisterte Aufnahme. Nach ihm überbrachte noch Herr Prof. Bormann (Wien) herzliche Grüße der Deutschen aus Österreich.

Eine fröhliche Nachfeier fand nachher noch in den uns freundlichst zur Verfügung gestellten Räumen des Vereins für Kunst und Wissenschaft statt.

Nach Erledigung der wissenschaftlichen Tagesordnung des zweiten Tages, Mittwoch, den 4. Oktober, unternahmen viele aus-

wärtige Damen und Herren trotz des recht ungünstigen Wetters eine Hafenrundfahrt.

Für den Abend hatte das Ortskomitee die Teilnehmer der Versammlung zu einer Festvorstellung im Deutschen Schauspielhause eingeladen. In Szene ging zuerst der König Ödipus von Sophokles in der Wilbrandtschen, den Verhältnissen der modernen Bühne sich anpassenden Bearbeitung. Die Aufführung war glänzend, wie wir das unter der Regie des Herrn Baron v. Berger gewohnt sind, und wenn auch die Freiheiten, die sich der Bearbeiter mit der Tragödie des Sophokles erlaubt hat, unter den Kennern der griechischen Literatur, die die Ränge füllten, hier und da Kopfschütteln hervorriefen, wenn auch die Lyrik der Chorlieder dadurch, daß er sie unter die einzelnen Personen verteilt hat, eines guten Teiles ihres Duftes, ihres rhythmischen Flusses beraubt waren, so vermochte die gewaltige Tragödie doch auch in dieser Gestalt zu rühren und zu erschüttern. Die Darstellung des Ödipus durch Herrn Otto war machtvoll und hinreißend, und Frau Ellmenreich als Jokaste war voll Adel und klassischer Reinheit.

Dem Vorbilde des griechischen Theaters folgend, gab man zum Schluß ein Satyrspiel, den Kyklops des Euripides, das ebenfalls von Wilbrandt für die deutsche Bühne bearbeitet ist. Der deutsche Bearbeiter hat sich hier allerdings noch ganz andere Freiheiten herausgenommen als beim Ödipus und die bei Euripides viel zarter angedeuteten Situationen zu recht derben Possenszenen umgewandelt. Von Euripides ist nicht allzuviel übrig geblieben, aber lustig wirkte das Ganze. Der Silen des Herrn Matthaes mit seiner überaus drolligen Maske, der lustig und weinselig meckernden Stimme und dem komischen Gebaren entfesselten wahre Lachstürme, und der Chor der Satyrn, in dem ein übersprudelndes Leben sich regte, hob durch seine derbe Lustigkeit die Wirkung bedeutend.

Die Pracht der Dekoration war der im ersten Stücke gleichwertig: die gigantische Felsenhöhle des Polyphem erweckte in ihrer stimmungsvollen Echtheit Staunen; ja eine wirkliche Hammelherde gab es auf dem Eiland des Kyklopen: der dichterisch beflügelte Geist des Herrn v. Berger hatte sich keine Gelegenheit entgehen lassen, hier, wo alles auf drastische Wirkung ankam, sie zu erhöhen.

Beide Stücke fanden rauschenden Beifall bei dem das ganze Haus vom Parkett bis zu den oberen Rängen füllenden gelehrten Publikum.

Mancherlei Art waren die festlichen Veranstaltungen des folgenden Tages. Der Hamburger Senat hatte die Festteilnehmer zu einem Empfang im Rathause geladen, die Direktion der Hamburg-

Amerika-Linie zu einer Hafenrundfahrt und einem Mittagsmahl an Bord ihres Dampfers „Patricia", die Direktion der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft zum Mittagsmahl an Bord ihrers Dampfers „Cap Ortegal". Wohl mancher hätte gern an den Festlichkeiten zu Lande und zu Wasser zugleich teilgenommen, hätten Raum und Zeit kein Hindernis gebildet. Bei der großen Zahl der Teilnehmer war es nicht möglich, alle Wünsche zu befriedigen, und ein Teil der Gäste mußte sich mit einem Konzert mit anschließendem Ball begnügen, das in dem großen Saale des Konzerthauses am gleichen Abend stattfand.

Der Senatsempfang in den prachtvollen Festräumen des Rathauses war einer der größten Empfänge, die Hamburg in letzter Zeit gesehen hat. Über 750 Mitglieder des Kongresses nahmen daran teil, und Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg und seine Gemahlin sowie Herr Senator Dr. v. Melle hatten kein leichtes Tagewerk, sich alle erschienenen Damen und Herren vorstellen zu lassen. Ein schier endloser Zug bewegte sich über die läuferbelegten Treppen nach den oberen Sälen, wo zunächst feierliche Defiliercour stattfand. Der Senat und seine Damen waren fast vollzählig erschienen, außerdem die Syndici und Sekretäre des Senats, der Präsident der Bürgerschaft, zahlreiche Mitglieder der Bürgerschaft und der höchsten Behörden.

Nachdem sich die Gäste versammelt hatten, wurden die Türen zum großen Rathaussaale geöffnet, und man begab sich unter den Klängen eines Marsches dorthin.

Herr Bürgermeister Dr. Mönckeberg hielt nunmehr folgende Ansprache:

Meine hochgeehrten Damen und Herren!

Im Auftrage des Senats heiße ich die Mitglieder der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner hier in den Räumen unseres Rathauses herzlich willkommen.

Aus den Worten, mit denen mein Herr Kollege, der Präses der Oberschulbehörde, Sie in Ihrer ersten Sitzung begrüßt hat, werden Sie die Überzeugung gewonnen haben, daß Hamburg Ihren Arbeiten und Bestrebungen lebhafte Teilnahme entgegenbringt. Und durch die Vorträge, welche Hamburgische Gelehrte in Ihren Sitzungen gehalten haben, wird der Beweis erbracht sein, daß es in Hamburg nicht an Männern der Wissenschaft fehlt, die, jeder auf seinem speziellen Gebiete, Treffliches zu leisten vermögen.

Meine Herren! Hamburg hat lange Zeit hindurch im übrigen Deutschland in dem Rufe gestanden, daß hier nur die materiellen

Interessen gepflegt, Kunst und Wissenschaft aber vernachlässigt werden. In alter Zeit war es freilich nicht so. Bis in das achtzehnte Jahrhundert nahm Hamburg unter den Pflegstätten der Wissenschaft und Kunst in Deutschland eine hervorragende Stelle ein. Unser mit dem Johanneum verbundenes akademisches Gymnasium übertraf unter der Leitung berühmter Philologen und Philosophen an Zahl der Schüler manche Universität. Unsere Stadtbibliothek und die zahlreichen und wertvollen Sammlungen von naturwissenschaftlichen und ethnographischen Seltenheiten, von Gemälden und Kunstwerken aller Art zogen zahlreiche Gelehrte her, und wir alle wissen, daß in der Geschichte der deutschen Literatur Hamburg zeitweilig eine sehr bedeutende Rolle spielte.

Wenn die Verhältnisse in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sich änderten, so wird man der Stadt und ihren Bürgern daraus keinen Vorwurf machen können. Nach der Franzosenzeit mußte das verarmte und daniederliegende Hamburg zunächst alle Kräfte aufbieten, um sich wieder emporzuarbeiten und auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt die Stellung im Weltverkehr zu erringen, die der ersten deutschen Handelsstadt zukam. Um Hamburg auf dem Gebiete des Handels und der Schiffahrt zu dem zu machen, was es jetzt ist, bedurfte es der Konzentration aller Kräfte, und es ist kein Wunder, wenn bei dem gewaltigen Ringen zeitweilig alle anderen Interessen in den Hintergrund treten mußten. Auch heute noch — das dürfen wir nicht vergessen — ist es die erste und größte Aufgabe Hamburgs, im wohlverstandenen Interesse des ganzen Deutschen Reiches den Wettkampf mit den großen Welthandels- und Hafenplätzen aufzunehmen und zu bestehen. Aber glücklicherweise ist Hamburg nun schon seit Jahrzehnten stark genug, um daneben auch Wissenschaft und Kunst in gebührender Weise zu pflegen, und wenn Sie, meine Herren, sehen, was in den letzten dreißig Jahren für unsere wissenschaftlichen und Kunstinstitute und für unser Schulwesen geleistet worden ist, so werden Sie uns, glaube ich, die Anerkennung nicht versagen, daß, wenn auch noch viele und große Aufgaben vor uns liegen, doch schon Großes geschaffen worden ist.

Meine Herren! Die Zahl der Philologen ist in Hamburg verhältnismäßig nicht groß. Aber viele, die nicht zu den Fachmännern gehören, ich denke insbesondere an uns Juristen und Verwaltungsbeamte, wissen, daß ihre ganze Tätigkeit vorwiegend auf der richtigen Auslegung des geschriebenen oder gesprochenen Wortes beruht und daß eine wort- und sinngemäße Inter-

pretation nur auf solider philologischer Grundlage möglich ist. Wir sind daher Ihnen, meine Herren Philologen, für einen wesentlichen Teil unserer Vorbildung zu Dank verpflichtet. In viel weiterem Umfange aber hat die gesamte Bürgerschaft unserer Stadt den deutschen Schulmännern zu danken, denn Schüler sind wir alle gewesen, und wir wissen, was wir unseren Lehrern schuldig sind.

So heiße ich Sie denn nochmals willkommen und wünsche, daß Sie sich mit Freuden der Tage erinnern mögen, die Sie jetzt hier in Hamburg verleben.

Darauf erwiderte Herr Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Diels (Berlin), der in den Jahren 1873—1877 am Johanneum wirkte, in längerer, humorvoller Rede, in der er etwa folgendes ausführte:

Hochgeehrter Herr Bürgermeister, hochverehrte Versammlung!

Die Sonne ist dem Philologentag nicht besonders hold gewesen, um so wärmer strahlt die Sonne der Hamburger Gastlichkeit, die der hier zum zweitenmal tagenden Versammlung deutscher Schulmänner und Philologen einen glänzenden Empfang bereitet hat. Die schönen Worte des Herrn Bürgermeisters bekunden das tiefe Verständnis, das Hamburg der Theorie der Wissenschaft und der Praxis der Schule entgegenbringt. Die Geschichte lehrt, daß überall, wo der Handel zur Blüte gelangt, die Wissenschaft aufblüht. Milet, Athen, Alexandria, Rhodos, Rom, Konstantinopel bezeugen das enge Verhältnis von Wissenschaft und Handel. So dürfen wir, die wir staunend die Entwickelung Hamburgs zum Weltemporium seit dreißig Jahren verfolgen, den besten Prospekt auch für die wissenschaftliche Bedeutung Hamburgs in der Zukunft aufstellen. Ich schließe mit dem variierten Worte des Dichters: „Es soll der Forscher mit dem Kaufmann gehn, denn beide führen zu der Menschheit Höhn.“ So lassen Sie uns denn unsere Gefühle des wärmsten Dankes in den Ruf zusammenfassen: „Hamburg, sein Senat und sein Bürgermeister leben hoch!“

Nachdem das brausende Hoch verklungen war, wurde „Stadt Hamburg an der Elbe Auen“ gespielt. Darauf begaben sich die Gäste wieder in die anliegenden Räume, wo inzwischen Tische und ein reichbesetztes kaltes Bufett aufgestellt worden waren.

Nach dem Imbiß besichtigten viele Gäste bei dieser guten Gelegenheit zugleich das Rathaus. Namentlich der Bürgerschaftssaal — mehrere Bürgerschaftsmitglieder stellten sich freiwillig als Führer zur Verfügung — wurde viel besucht, und man sah einmal sogar, wie Präsidenten- und Schriftführerstühle von Damen

in Beschlag genommen waren, ein Zukunftsbild, das des Reizes gewiß nicht entbehrte. Im großen Rathaussaale waren die neuen Gemälde leider noch durch grüne Vorhänge unsichtbar gemacht, desto mehr wurden aber die übrigen Kunstwerke des Rathauses bewundert. Gegen $^1/_2$11 Uhr löste sich die Versammlung langsam auf; wohl jeder wird mit großer Befriedigung und voll Dank für die vornehme Gastfreundschaft des Hamburger Senats die gastliche Stätte verlassen haben.

Wenn es in Hamburg gilt, Gäste zu empfangen, so ist es stets auch die Hamburg-Amerika-Linie an erster Stelle, die den alten Brauch einer Gastlichkeit im großen Stile hochhält. Man muß die Begeisterung miterlebt haben, die auf der „Patricia“ herrschte, um zu verstehen, welch überwältigenden Eindruck ein solcher Abend auf alle die macht, die zum großen Teil noch nie in ihrem Leben einen der Ozeanriesen leibhaftig vor sich gesehen, geschweige denn einen Einblick gewonnen hatten in ein solch grandioses Getriebe, wie es unser Hafen bietet. Staunend standen sie ob solcher Größe, und die Dankesbezeigungen und Lobeserhebungen wollten kein Ende nehmen ob der Freigebigkeit und Herzlichkeit, mit der dem bewundernden Blick alle Genüsse dargeboten wurden.

Nach einer Hafenrundfahrt auf der „Blankenese“, zu der auch der Himmel ausnahmsweise ein freundliches Gesicht machte, gelangten die Gäste — es mochten ihrer mehr als 200 sein — um $^1/_2$6 Uhr an Bord der „Patricia“, wo sie von Herrn Direktor Dr. Ecker im Namen der Gesellschaft begrüßt wurden. Bot schon ein Rundgang durch das prächtige Schiff eine Fülle interessanter und neuer Eindrücke, beim Eintritt in den Speisesaal machte unwillkürlich jeder Halt, um das prächtige Bild ganz auf sich wirken zu lassen. Von Dahliengirlanden durchzogen, die Tafeln über und über mit ebensolchen Blumen bedeckt, glich der Raum einem Blumengarten, wie ihn künstlerischer Feinsinn nicht stimmungsvoller und anheimelnder hätte ausschmücken können. Da mußte sich jeder, auch der Weltfremdeste, bald heimisch fühlen, und rasch löste sich denn auch jede Befangenheit, und aller bemächtigte sich ein Gefühl der Behaglichkeit und Gemütlichkeit, das für den Hausherrn der schönste Dank seiner Gäste ist. Unter den Klängen der Schiffskapelle, die die nahende „Blankenese“ schon von weitem mit ihren Weisen begrüßt hatte, setzte man sich zu Tisch, und als sollten die armen Binnenländer nicht aus der Überraschung herauskommen, so überbot sich die galante Gastgeberin wieder an kleinen Gastgeschenken, Fächern, Blumen, Erinnerungszeichen,

Ansichtskarten usw., der brillanten Bedienung und der exquisiten Kunst des Meister Küchenchefs gar nicht zu gedenken. Jeder Gang brachte eine neue Überraschung, und die begeisterte Stimmung der Gäste hielt mit ihnen gleichen Schritt. Ihren Höhepunkt erreichte sie, als Herr Direktor Dr. Ecker sich zu folgender Ansprache erhob:

Meine hochverehrten Damen und Herren! Es ist mir eine besondere Freude, Sie im Namen der Hamburg-Amerika-Linie zu begrüßen und herzlich willkommen zu heißen. Es kann uns nur in hohem Grade erwünscht sein, wenn eine so hochansehnliche Versammlung von Männern, denen die Erziehung der Blüte der deutschen Jugend anvertraut ist, nach der Beratung gemeinsamer Angelegenheiten Veranlassung nimmt, dem Hamburger Hafen und unserer Gesellschaft einen Besuch abzustatten und so den Zauber des Weltverkehrs auf sich wirken zu lassen. Wir sind überzeugt, daß Sie den Eindruck mit in Ihre Heimat nehmen werden, daß das alte Pindarsche Wort „ἄριστον μὲν ὕδωρ“ auch noch in einem anderen Sinne wahr ist, als es von dem Autor gemeint sein mag. In der Tat ist das Wasser das Beste, insofern als es der wichtigste und wertvollste Faktor in der Entwickelung eines modernen Großstaates ist. Das Wasser ist der Vermittler der modernen Zivilisation; das Wasser ist der Schauplatz der friedlichen Wettkämpfe der Völker um die wirtschaftliche Vorherrschaft; das Wasser wird aber auch die Stätte sein, wo im Kampfe um die Existenz der Nationen die entscheidenden Schlachten geschlagen werden. Unter diesen Umständen können wir der Vorsehung nicht dankbar genug dafür sein, daß unserem Vaterlande in der Person unseres erhabenen Kaisers ein Herrscher beschieden ist, der die Zeichen der Zeit versteht und — ohne Vernachlässigung anderer Interessen — das Wort seines erlauchten und erleuchteten Ahnherrn, nach dem Handel und Schiffahrt die festesten Säulen des Staates sind, wieder zu Ehren bringt und seine ganze machtvolle Persönlichkeit dafür einsetzt, Deutschland diejenige Seegeltung zu verschaffen, auf die es nach seiner Stellung unter den Völkern Anspruch hat. Meine hochverehrten Herren! Hier, auf einem deutschen Schiffe, haben wir besondere Veranlassung, unserer Dankbarkeit Ausdruck zu geben, und so bitte ich Sie, unseres Kaisers in Ehrerbietung und Liebe zu gedenken und mit mir einzustimmen in den Ruf: Seine Majestät Kaiser Wilhelm, hurra!

Nachdem der begeisterte Ruf verklungen und man sich weiterhin an Speise und Trank gütlich getan hatte, erhob sich Herr Direktor Dr. Röttiger von der Realschule in Eppendorf, der mit

Herrn Dannenberg zusammen das Arrangement des Abends geleitet hatte, und sprach der Hamburg-Amerika-Linie den Dank der Anwesenden aus. Seine Rede, die ein vortreffliches Bild von der Entwickelung der „Hapag“ gab, weckte begeisterten Widerhall in den Herzen der Anwesenden. Nachdem dann noch Herr Geheimrat Fries (Halle) in humorvoller Weise der Damen gedacht hatte und auch Herrn Direktor Röttiger und Herrn Dannenberg für ihre Mühewaltung Dank ausgesprochen war, wurde die Tafel aufgehoben, und die Gesellschaft zerstreute sich in den Rauchsalon und auf das Promenadendeck. Bald war hier ein Tänzchen arrangiert und das ausgelassene Treiben hätte wohl noch lange gedauert, wenn nicht um $^1/_2$10 ein Trompetensignal zur Abfahrt gerufen hätte. Unter den Klängen von „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus“ verließ die „Blankenese“ die größere Schwester. Noch lange aber tönten begeisterte Hoch- und Hurrarufe auf die Hamburg-Amerika-Linie und ihre gastlichen Leiter durch die Nacht.

Auch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hatte ihr Bestes getan, um den bewährten Ruf hanseatischer Gastfreundschaft in alten Ehren zu erhalten. Ihrer Einladung folgend, begab sich eine große Anzahl der Teilnehmer des Philologentages mit ihren Damen gegen $^1/_2$7 Uhr nach beendeter Hafenrundfahrt an Bord des prächtigen Dampfers der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Cap Ortegal“, um hier an festlich geschmückten Tischen sich zum frohen Mahle zu vereinigen. Die zahlreich kommenden Gäste wurden vom Direktor Kropp und vom Kapitän Langerhanß empfangen; dann füllte sich der geräumige Speisesaal der ersten Kajüte bis auf den letzten Platz. Selten waren alle guten Geister der Fröhlichkeit und des heitersten Lebensgenusses einer geselligen Stunde so wohlgeneigt, wie bei diesem Mahle. Es wurde gewürzt vom attischen Salz eleganter Beredsamkeit und durchweht vom frischen Hauche seemännischen Humors; Neptun und sämtliche Musen schlossen den fröhlichsten Bund. Blumen in verschwenderischer Fülle, Chrysanthemen und Nelken, schmückten die Tische; auf jedem Platze lag ein durch eine rotweiße Seidenschnur zusammengehaltenes Heftchen, das auf der einen Seite die Folge der Speisen, auf der anderen das Musikprogramm der Hauskapelle des Dampfers mitteilte.

Die fröhliche Stimmung fand geistvollen Ausdruck aus manchem beredten Munde. Willkommengruß und Dank für die freundliche Aufnahme wurden ausgetauscht; den ersteren brachte Direktor Kropp, den letzteren sprach Prof. Reinmüller im Namen der Gäste aus. Dann wurde der Damen gedacht; so „abgegrast“ dieses

Thema ist, der Humor des Prof. Hahn war frische Blüte und Blatt zum bunten Strauß. Immer höher stieg die Fröhlichkeit; Hamburgs, des blühenden Gemeinwesens, wurde rühmend gedacht; der Kapitän konnte den Tribut freundlichsten Dankes entgegennehmen und mahnte dafür die Tafelrunde unter stürmischem Beifall zum Bleiben oder Gehen — nach Belieben. Sogar eine Trägerin akademischer Würden, Frl. Dr. Schapira, nahm das Wort, um der Wissenschaft ein brausend aufgenommenes Hoch zu bringen. So folgte Rede auf Rede in selten abreißender und stets freudig empfangener Reihe. In die gefällige Form des Scherzes kleidete sich aber oft der Ernst tief empfundener warmherziger Gedanken. Der salzige Hauch des nahen Meeres, das Getriebe des weltumspannenden Hafens, das reiche Leben der Handelsmetropole hatten tiefen Eindruck auf die Männer der Wissenschaft gemacht, und wie ein roter Faden trat das Verständnis für die Bedeutung des deutschen Handels und der Schiffahrt, das in diesen Tagen neue Anregung und Vertiefung gefunden hatte, mehr oder minder betont zutage. Man sah und hörte es, daß die alte hanseatische Erkenntnis „navigare necesse est“ sich ein weites und besonders fruchtbares Feld gesichert oder vielleicht auch hier und da neu gewonnen hatte; das Wort des „Großreeders der deutschen Nation“, wie von einem Redner der Kaiser genannt wurde: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“, war in dieser Tafelrunde in seinem vollen Umfange erkannt worden, und es wird von diesen Festteilnehmern mit liebender Sorgfalt in die Gemüter der heranwachsenden Generation eingepflanzt werden. Ein Hauptvorzug der deutschen Wissenschaft ist ihre Gründlichkeit — Prof. Reinmüller brachte sie in seiner Rede in reizvollen Gegensatz zu der „Oberflächlichkeit“ der Schiffahrt — und gerade sie bürgt dafür, daß die Anregungen, die der Aufenthalt in dem größten Seehafen mit zwingender Gewalt ausübte, in weitere Kreise übertragen werden.

Es war daher der Ausfluß der herrschenden Stimmung, daß „Deutschland, Deutschland über alles“, von irgendwoher angestimmt, stehend und mit jubelnder Einmütigkeit gesungen wurde. Nach aufgehobener Tafel blieben die Gäste noch lange beisammen, meist im Rauchsalon, dessen behagliche Ecken dicht besetzt waren und den lebhaftes Stimmengewirr erfüllte; besonders Fröhliche wagten sogar trotz des frischen Windes ein Tänzchen auf dem Promenadendeck.

Erst in später Stunde nahmen die Gäste Abschied von dem mächtigen Dampfer; selbst ein nunmehr einsetzender, leis niederrieselnder Regen vermochte nicht die heitere Stimmung der das gastliche Schiff verlassenden „Landratten“ zu trüben.

Es ist ein schöner Brauch der letzten Philologenversammlungen gewesen, stets auch des großen Toten zu gedenken, der im Schatten des Sachsenwaldes schlummert. In Hamburg durfte daher eine Wallfahrt zur Ruhestätte des ersten Kanzlers des Deutschen Reiches nicht fehlen. Wie oft hat die akademische Jugend dem eisernen Recken im Sachsenwalde ihre Huldigung dargebracht! Nun wandern die Männer zu seinem Grabe und weihen dem Gedenken des großen Deutschen eine ernste Stunde. Wohl an die 800 Mitglieder des Kongresses, viele mit ihren Damen, füllten den Sonderzug, der kurz vor 3 Uhr den Dammtorbahnhof verließ. Auf dem Bahnsteig hatte die Verlagshandlung B. G. Teubner (Leipzig) jedem Teilnehmer einen Sonderabdruck aus den „Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur" überreichen lassen, in dem Alfred Baldamus mit seiner Abhandlung „Der Ursprung des Deutsch-französischen Krieges nach einer Darstellung Bismarcks" einen Blick in das Arbeitszimmer des verewigten Fürsten tun läßt. Es hätte dieses Erinnerungszeichens nicht bedurft, um jene feierliche Stimmung zu schaffen, die uns befällt, wenn wir den Flügelschlag des Genius auch nur von ferne rauschen hören. In jedem Abteil sprach man nur von Otto v. Bismarck und man zeigte den fremden Gästen die wuchtige Masse der Bismarcksäule auf dem Hamberge und das bei der Einfahrt in den Bahnhof Friedrichsruh auf der Höhe sichtbar werdende Mausoleum. Am Bahnhof ordneten sich die Teilnehmer auf Wunsch der Frau Fürstin zu einem feierlichen Zuge, und nun ging es hinüber über die Bahnschienen, hinauf zu dem Nationalheiligtum der Deutschen. Strömender Regen prasselte hernieder, aber in schweigender Andacht lauschte man den Ausführungen des Prof. Eduard Meyer (Berlin), der dem Ernst der Stunde mit nachstehenden Gedanken gerecht wurde:

Hochverehrte Festgenossen!

Wenn der Deutsche die Stadt Hamburg besucht, so drängt es ihn, eine Wallfahrt zu machen nach dieser heiligen Stätte im stillen Sachsenwald, wo der Mann ruht, der der Begründer unseres neuen Deutschlands geworden ist. Denken wir zurück um 40 Jahre, da war eben vor wenigen Monaten dieses Land, auf dessen Boden wir hier stehen, mit dem preußischen Staat vereinigt worden, da hatte in einem Feldzug von unerhörter Kühnheit es der große Staatsmann verstanden, die Schmach zu tilgen, die seit dem Jahre 1848 auf dem deutschen Volke lastete, daß die meerumschlungenen Herzogtümer von Österreich wieder ausgeliefert waren dem Dänenkönig und der Tyrannei des dänischen Volkes. Damals hatte er

bereits erwiesen, daß er der Mann war, das Sehnen des deutschen Volkes zu erfüllen, aber es war nur ein ganz kleiner Kreis, der seiner Führung sich anzuvertrauen wagte. Der großen Masse galt er als ein Mann, der getragen war von Gedanken, die man längst überwunden glaubte, als der Heros der reaktionären Zustände, der die Vergangenheit wiederschaffen wollte, nicht um das Sehnen des Volkes zu erfüllen, sondern um die Entwickelung Deutschlands zurückzuschrauben in Zeiten einer fernen vorsintflutlichen Vergangenheit. Zwingen hat Bismarck das deutsche Volk müssen, seinem Fluge zu folgen. Dann allerdings, als die gewaltigen Jahre 1866 und 1870 kamen, wo sich erfüllte, was der kühnste Traum kaum je gehofft hatte, begann der Umschlag, da begannen die Herzen sich zusammenzuschließen und zusammenzuschlagen. Aber der Erfolg, der errungen war auf den Schlachtfeldern von Königgrätz und von Sedan und Metz, ist für Bismarck nur eine Etappe gewesen zu weiterem Schaffen und Wirken, und wir haben es noch alle erlebt, wie in 20 langen Jahren er das Steuer des neuen Deutschland in seiner Hand gehalten hat. Auch da galt es immer noch entgegenzutreten den Anschauungen und Strömungen, die in weiten Kreisen derer herrschten, die die Grundlagen nicht erkannten, auf denen ein großer politischer Bau aufgeführt werden muß. Da ist er immer der Hort geblieben, der die Aufgaben erfüllt hat, die der Nation gestellt waren, um einem Bau, dessen Grundriß er 1866 und 1870 hergestellt hat, nun die innere Festigkeit zu geben. Und wenn es in diesem Kampfe galt, die Fundamente des Staatslebens zu festigen und zu kräftigen, so hat er daneben die gewaltigen großen Aufgaben erfüllt, die das neue Deutschland gestellt hat in wirtschaftlicher, sozialer und kommerzieller Beziehung. So hat er sein Leben lang ringen müssen mit widerstrebenden Tendenzen, und oft genug ist ihm der Vorwurf entgegengehalten worden, daß er sich mit Dingen befaßt habe, die er nicht verstehe, daß er in rückständigen Anschauungen befangen sei. Auch mit der Stadt, aus deren Mauern wir kommen, hat der große Mann einen gewaltigen Kampf zu führen gehabt um den Zollanschluß, und auch damals ist ihm der Vorwurf gemacht worden, daß er aus kleinlichen Interessen das Aufgeben liebgewordener Gepflogenheiten fordere. Jetzt weiß jeder Hamburger, was er ihm verdankt und daß er nie geworden wäre, was er jetzt ist, wenn nicht die letzte Schranke, die Zollgrenze, gefallen wäre. Und wenn jetzt alle Städte wetteifern in der Liebe zu Bismarck, so ist doch keine, die sich rühmen kann, in so vertrautem Verkehr mit ihm gestanden zu haben wie die Stadt an der Elbe. So wird

sich denn das gewaltige deutsche Bismarckdenkmal erheben auf der Elbhöhe und hinabschauen auf jedes Schiff, das ein- und ausfährt, und auf jeden Wanderer, der auszieht in die Ferne, und jeden, der zurückkehrt. Aber er ist nicht nur der Mann, der unser Denken in neue Bahnen gelenkt hat, sein Name steht nicht nur unserm Verstand, sondern auch unserm Herzen nahe. Einem gütigen Geschick verdanken wir, daß wir einen Blick tun können in sein Seelenleben wie bei wenigen Menschen. Er hat uns herrliche schriftliche Denkmäler hinterlassen; vor allem in seinen Briefen an seine Braut und Gattin, die ihn als einen echten deutschen Mann zeigen. Groß steht auch hier wieder Fürst Bismarck da und reiht sich an die größten Namen, die unsere große deutsche Kultur aufweist: Luther, Goethe, Beethoven. Hier sehen wir, daß er nicht der kalte, berechnende Diplomat gewesen ist, sondern ein Mann von ganzem, vollem Herzen, eine Persönlichkeit, die alles durchgekostet hat, was der Menschheit zugeteilt wird an Freuden und an Leiden. Fragen wir uns nun, um hier von dieser Stätte eine Mahnung mitzunehmen für unser ganzes Leben: Was bildete denn die ganze gewaltige Persönlichkeit Bismarcks? so müssen wir antworten, es war der gewaltige Wirklichkeitssinn, der imstande war, die Dinge zu schauen, wie sie sind, und sie in scharfen Umrissen vorzuführen, es war die innere Wahrhaftigkeit seiner Natur, seines Denkens und Empfindens. Er, die gewaltigste Persönlichkeit, die unsere Zeit gesehen hat, hat niemals daran gedacht, sich für einen Übermenschen zu halten, für sich andere Sitten und Grundsätze zu fordern, sondern er hat gewußt, daß es die höchste Betätigung der menschlichen Freiheit ist, sich unterzuordnen dem Allgemeinen und sich mit ihm zu durchdringen. Und diese Mahnung lassen Sie uns von dieser Grabstätte mitnehmen, daß wir, ein jeder in dem Kreise, der ihm zugemessen ist, ihm im Kleinen nachstreben wollen, so daß wir darin sein Vorbild vor Augen haben, was er im Gewaltigen uns gewesen ist, daß wir unsere Pflicht erfüllen aus freiwilligem Trieb, aus fester, inniger Überzeugung. Wenn wir diese Pflicht erfüllen, dann können wir vertrauen, daß auch unser Volk, das Otto v. Bismarck geschaffen hat, aufrecht stehen bleibe und daß wir es ungeschmälert und in ständiger Größe und ständigem Wachstum unsern Kindern überliefern werden. Mit diesem Gelöbnis lassen Sie uns von dieser Stätte scheiden!

Nun gingen die Anwesenden langsam an den Ruhestätten des Altreichskanzlers und seiner treuen Lebensgefährtin vorüber, ein Kranz in den deutschen Farben wurde niedergelegt, und die ein-

fache, aber in ihrer Schlichtheit tiefergreifende Huldigung vor den Manen Bismarcks war vorüber.

Ein Extrazug führte die Teilnehmer gegen 7 Uhr zurück nach Hamburg und von da sofort weiter nach Flottbeck, wo ein Bierabend in der Elbschloßbrauerei noch einmal die Mitglieder des Philologentages mit ihren Damen zu einer Abschiedsfeier vereinigte. Beim schäumenden Gerstensaft und beim Klange gemütvoller und übermütiger Kommerslieder fügte man dem guten Anfange und Fortgange der Tagung ein nicht minder gutes Ende an. Kein Stuhl in dem großen Saale blieb leer, und als der Imbiß verzehrt war, den der Ortsausschuß den Gästen geboten, da begann ein feucht-fröhlicher Kommers unter dem Präsidium des Direktors Ohly (Bergedorf), der bis in die erste Stunde des neuen Tages anhielt.

Die festlichen Veranstaltungen eines Kongresses in Hamburg würden eine Lücke aufweisen, wäre den Teilnehmern nicht zum Schluß Gelegenheit geboten, von der Seestadt Hamburg aus eine Fahrt in die offene See zu machen. Machen sich doch manche Binnenländer ganz verkehrte Begriffe von der Entfernung unserer Stadt von dem Meere, wie z. B. jener Philologe aus dem Süden unseres Vaterlandes, der bei der Bestellung einer Wohnung ein Zimmer mit Aussicht auf die See verlangte. Trotz der späten Jahreszeit hatte man sich deshalb entschlossen, als festlichen Abschluß des Philologentages den Gästen noch eine Sonderfahrt nach Helgoland zu bieten. Der Hamburg-Amerika-Linie gebührt ein besonderer Dank, daß sie auch bei dieser Gelegenheit ein so liebenswürdiges Entgegenkommen zeigte. Sie stellte den Philologen ihren neuen Turbinendampfer „Kaiser“ zur Verfügung, der erst vor wenigen Tagen in Dienst gestellt worden war. Es ist dies das erste Turbinenschiff, das bisher in die deutsche Handelsflotte eingestellt und zugleich das erste Schiff überhaupt, das nicht mit englischen, sondern mit deutschen Turbinen ausgerüstet ist. Erbaut ist es auf der berühmten Werft des Stettiner Vulkans. Um 7 Uhr früh schon, allzufrüh für die, welche nach dem Kommers des vorhergehenden Abends gern tüchtig ausgeschlafen hätten, verließ das prächtige Schiff den Hamburger Hafen. Ein angenehmer, milder, fast sonniger Morgen begünstigte die Ausfahrt, ganz im Gegensatz zu den Tagen vorher, in denen allzureichlich der Regen herabgeströmt war. Und nun ging die Fahrt, an der noch fast 500 Männer der Wissenschaft mit ihren Damen teilnahmen, mit Volldampf voraus in die nebelfreie Weite. Noch schickte der Wolkensammler Zeus keinen Regen herab auf die hochgesinnten Meerfahrer, noch lächelte die rosenfingrige Eos; noch konnte man eifrig plaudernd auf dem geräumigen Deck

spazieren gehen und den herrlichen Ausblick genießen. Viele gab es unter den Meerfahrern, die sich zum erstenmal von ihrem Katheder weg auf ein wirkliches, großes Schiff versetzt sahen. Vielen erschloß sich mit einem Male eine neue Welt, die sie aus vollem Herzen bewunderten und in lauten Worten priesen oder auf Ansichtspostkarten zu schildern suchten. Den einmütigen Beifall fand zunächst das ansteigende Ufergelände Blankeneses mit den zierlichen Häuschen und Gärten, die sich bis zum Süllberg hinaufschieben. Dann rief der Anblick Cuxhavens das lebhafteste Interesse hervor. Mit Feldstechern und Operngläsern verfolgte man von fernher die sanften Linien der Düne. Die Hamburger unter den Fahrtgenossen gaben in einzelnen Gruppen den Umstehenden Aufschlüsse über Döse und Duhnen, über den Leuchtturm auf Neuwerk und die Feuerschiffe. Endlich zog die Einfahrt in die „richtige" See alle Aufmerksamkeit auf sich. Schaukelbewegungen stellten sich ein; der Horizont verfinsterte sich, Zeus und Poseidon begannen zu zürnen; turmhohe Wellen und unerfreuliche Regenschauer brachen in den Enthusiasmus der Zuschauer hinein; auch die kleinen Götter der Seekrankheit ließen ihre boshaften Launen spielen. Erst die dunkelroten Schleier über der aufsteigenden Insel am Ende des Himmels riefen wieder die Lebensgeister wach. Eine Stunde lang blickte man ihr sehnsüchtig entgegen. Einzelne, die sich offenbar auskannten, machten die Neulinge mit den Eigentümlichkeiten der bevorstehenden Wunder bekannt. So kam der Augenblick der Ausbootung heran, die sich über eine Stunde hinzog. Alsbald wurden die Wirtshäuser gestürmt. Aber eine betrübliche Not an verzehrbaren Vorräten machte sich geltend. Auf einen so hungrigen Andrang war man nicht gefaßt, weil die Saison schon geschlossen war. Das Konversationshaus, der Märkische Hof, der Fremden-Willkomm, die Erholung, die Königin Viktoria, Janssen, Röhrs, das Helgoländer Gehölz — — alle zusammen konnten den plötzlichen Ansprüchen nur sehr schwer genügen. Nachdem man nun Nektar und Ambrosia in bescheidenen Mengen zu sich genommen, zog man frohgemut aus, um das fremde Eiland und seinen Zauber nach Möglichkeit auszukundschaften. Die größte Eile schien geboten, da es inzwischen drei Uhr geworden war und schon um vier Uhr der Rückmarsch zum „Kaiser" angetreten werden sollte. In aller Hast versuchte man bei strömendem Regen einen Rundgang um das Ober- und Unterland. Die biologische Station, das Nordsee-Museum, das Gemeinde- und Badebureau, das Postgebäude, der Strandbasar, das Denkmal Hoffmanns von Fallersleben, das Heine-Haus, die

Befestigungswerke, die Riesengeschütze, der „Hengst“, der „Mönch“, die „Dunkle Höhle“, — diese und ähnliche Stationen wurden, so rasch es anging, von verschiedenen Gruppen und Paaren in willkürlicher Folge gestreift. Manche zogen es vor, die Münchener Maßkrüge und Hummergerichte des Unterlandes nicht zu verlassen und nur von unten her die rote Kant und das grüne Land der oberen Insel zu betrachten. Alle aber staunten das tausendfältige Farbenspiel der See und dieses braunroten Stückes Erde an, das unter den heranhuschenden Strahlen einer milden Nachmittagssonne allmählich violette Töne annahm. Um fünf Uhr stach der „Kaiser“ aufs neue in See. Und als dann stahlblaue Finsternis auf der ruhig gleitenden Elbe lag und rote, grüne, gelbe Blinkfeuer in abertausend Reflexen aus Uferdickicht und Mastengewirr mit nordischen Märchenaugen hervorlugten, da konnten die binnenländischen Meerfahrer ihr Entzücken nicht unterdrücken und alle waren einig in der Überzeugung, daß diese Fahrt zu den schönsten Erinnerungen von der Hamburger Philologenversammlung gehören würde. Pünktlich um $10^1/_2$ Uhr legte das stolze Schiff mit seiner gelehrten Last wieder an der St. Pauli-Landungsbrücke an.

Es zeugt von dem wissenschaftlichen Geiste, der die Hamburger Versammlung belebte, daß auch nach Schluß der eigentlichen Tagung die wissenschaftlichen Bestrebungen noch fortdauerten. Während das stolze Meerschiff von den Wogen der Nordsee geschaukelt wurde, veranstaltete auf Veranlassung des zweiten Präsidenten Prof. Wendland der Direktor der Stadtbibliothek Prof. Münzel eine sachkundige Führung durch die aus Veranlassung der Versammlung ausgestellten Schätze der Stadtbibliothek. Eine große Anzahl Gelehrter mit ihren Damen nahm daran teil. In der Hand der Anwesenden befanden sich die „Philologica Hamburgensia“, welche die Direktion der Stadtbibliothek den fremden Gästen als Festgabe überreicht und noch besonders im Vordersaal, dem Ausstellungsraum, hatte auslegen lassen. Prof. Münzel gab zunächst eine Reihe von Mitteilungen über Lucas Holstenius, ein Hamburger Kind, der von Rom aus, wo er nach seiner Konversion als Bibliothekar der Barberina wirkte, durch letztwillige Verfügung 31 seiner ehedem nach Zahl und Inhalt früher ganz anders als heute eingeschätzten Handschriften seiner vaterstädtischen Bibliothek zugedacht hatte. 29 dieser Codices sind jetzt in der Stadtbibliothek. Einige dieser Schätze wurden besonders gezeigt und herumgewiesen.

Dann kamen die Handschriften aus Friedrich Lindenbrogs Besitz und andere an die Reihe. Aufs eindringlichste wurde auf

Nr. 48 der „Philologica Hamburgensia“ aufmerksam gemacht, eine Abhandlung περὶ εὐγενείας in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, die ein Fälscher der byzantinischen Renaissance, wie erwiesen ist, dem großen Sohne Chäroneas Plutarch zugeschrieben hat. Hierauf erläuterten Dr. Burg und Dr. Schwalm die zu ihren Forschungsgebieten gehörigen Handschriften, vorzugsweise germanistischen und mittelalterlichen Inhalts. Dann setzte Direktor Münzel seine Erklärung der Autographen und Briefe fort. Diese sind der wichtigste Bestandteil der Bibliothek.

Von Stammbüchern aus dem 16. Jahrhundert bis auf die jüngste Zeit, bis auf einen Brief Theodor Mommsens an einen früheren Beamten unserer Bibliothek Dr. Isler mit der Bitte um leihweise Überlassung einer Handschrift zu Forschungszwecken war eine stattliche und bedeutsame Auslese geboten. Ein Stammbuch, so darf man es wohl nennen, machte den Anfang; es enthielt Autogramme fast aller berühmten Philologen des 16. Jahrhunderts, vom Fürsten der Philologen an, Joseph Justus Scaliger, bis zu den weniger bedeutenden, deren Gedächtnis jetzt höchstens noch in den Arbeiten der Spezialisten fortlebt. Zuletzt kamen die modernen Autogramme, die in zwei Vitrinen besonders zur Schau gestellt waren. Der letzte Teil der Ausstellung sollte das Werk und das Wirken der Hamburgischen Philologen zur Zeit Scaligers, also in ihrer großen Zeit, veranschaulichen, wo Leiden mit seinen Gelehrten und deren persönlichen Beziehungen hier dominierte. Handschriften eines Buches der Gebrüder Friedrich und Heinrich Lindenberg, des Johann v. Wouwer, des Geverhardt Elmenhorst waren die noch sichtbaren Dokumente dieser Zeit, deren wissenschaftlichen Bestrebungen ganz anders orientiert waren als heute.

Dies alles wurde unter stetigem Hinblick auf die Geschichte der Bibliothek —, auf ihr Zusammenkommen, unter Andeutung desjenigen Materials, das für die Wissenschaft noch neue Probleme bietet, den Forschern noch ungelöste Fragen stellt, eingehend und klar erörtert.

Am Schluß der Führung gegen 12½ Uhr dankte Prof. Wendland, der sie angeregt hatte, dem führenden Direktor, und jeder widmete, was ihm nach seinen persönlichen Verhältnissen noch an Zeit verblieb, der abermaligen genauen Betrachtung der hier vereinigten Schätze.

Ein eigenartiges Gepräge erhielt die diesjährige Versammlung durch die ungewöhnlich zahlreiche Beteiligung der Damen, deren im ganzen 458 erschienen waren. Darunter waren freilich auch einzelne, die ihre Berechtigung, an einer Philologenversammlung teilzunehmen, schwerlich hätten beweisen können, hätte man

den gleichen Maßstab wie bei Männern anlegen wollen. Das Zeugnis über ein bestandenes Lehrerinexamen allein dürfte wohl noch nicht ein solches Recht geben. Aber dem Zuge der Zeit folgend hatte das Hamburger Komitee ihnen in liberalster Weise alle Veranstaltungen des Kongresses zugänglich gemacht, und wirklich nahmen nicht wenige sowohl an den allgemeinen, wie auch an den Sektionssitzungen unermüdlich teil. Den auswärtigen Damen, die ihre Gatten und Väter nach Hamburg begleitet hatten, widmete ein Damenkomitee seine Fürsorge, dem außer Frau Direktor Wegehaupt als Vorsitzender Frau Prof. Dissel, Frau Prof. Klußmann, Frau Prof. Schulteß, Frau Dr. Möller, Fräulein Helene Rautenberg und Fräulein Lilli v. Reiche angehörten. In ihrer Begleitung unternahmen etwa 70 auswärtige Damen am Mittwoch vormittag eine Hafenrundfahrt, die leider vom Wetter sehr wenig begünstigt war. Der Dampfer fuhr durch einen großen Teil des Hafens und dann elbabwärts bis Nienstedten und bot den Frauen der Philologen Gelegenheit, das fremdartige Leben und Treiben im Hafen zu beobachten. Noch größere Beteiligung fand die Fahrt durch die Stadt mit den Käseschen Rundfahrtwagen. Dazu fanden sich weit über 100 Teilnehmerinnen aus allen Gauen des Vaterlandes ein; von den Hamburgerinnen konnten wegen Mangels an Platz nur die Damen des Komitees teilnehmen, die in liebenswürdiger Weise die Führerinnen machten, unterstüzt von den Herren Oberlehrer Dr. Moeller, Egm. Poppe und Prof. Schulteß. Den Abschluß bildete ein Frühstück auf dem Uhlenhorster Fährhause, wo bei heiteren Gesprächen und launigen Reden rasch die kurzen Stunden bis zum Beginn der Plenarsitzungen verflogen.

Außer der bereits erwähnten Ausstellung in der Stadtbibliothek war mit besonderer Rücksicht auf die Teilnehmer des Kongresses in der Kunsthalle von dem Direktor Prof. Lichtwark eine Ausstellung der Erwerbungen und Geschenke seit 1888 veranstaltet.

Im Museum für Kunst und Gewerbe hatte Direktor Brinkmann für die Tage der Versammlung freundlichst alle Antiken des Museums zu bequemster Übersicht in einem Saale zusammenstellen lassen, und die Metallwarenfabrik Geißlingen a. Steig (Württemberg) ihre vortrefflichen Nachbildungen der mykenischen Altertümer mit dieser Ausstellung vereinigt.

Das Wilhelmgymnasium hatte zu einer Ausstellung von Schülerzeichnungen, das Volksheim zu einem Besuche eingeladen. Alle Veranstaltungen fanden einen regen Besuch und lebhaftes Interesse.

Festschriften.

Folgende Festschriften und sonstige literarische Gaben wurden, soweit der Vorrat reichte, an die Mitglieder des Kongresses verteilt:

An alle Teilnehmer der Versammlung:

Philologica Hamburgensia. Von der Stadtbibliothek zu Hamburg.

Prof. Dr. Ad. Wohlwill: Hamburg im Todesjahre Schillers (dargeboten vom Konvent der Professoren an den wissenschaftlichen Anstalten).

Vom Verein zur Förderung des Fremdenverkehrs in Hamburg freundlichst zur Verfügung gestellt: Wegweiser durch Hamburg und Umgebung.

Paul Hinneberg: Die Kultur der Gegenwart, ihre Entwickelung und ihre Ziele, von der Teubnerschen Verlagsbuchhandlung (Probeheft).

Festschrift des Lehrerkollegiums des Königl. Christianeums zu Altona mit Beiträgen von Direktor Dr. Arnoldt, Prof. Dr. Wachholtz, Prof. Dr. W. Vollbrecht, Prof. Dr. Eichler, Prof. E. Begemann und Prof. Dr. J. Claußen.

Rat H. Klußmann: Die Entwickelung des Hamburgischen Vorlesungswesens.

Prof. Dr. G. Leithäuser: Geschichtliche Urkunden aus dem Musée Carnavalet in Paris (dargeboten vom Ortskomitee).

An die Mitglieder der philologischen Sektion:

Wilhelm Capelle: Die Schrift von der Welt (gewidmet von der klassisch-philologischen Gesellschaft in Hamburg).

Dr. Johannes Dietze: Komposition und Quellenbenutzung in Ovids Metamorphosen, zugleich für die Mitglieder der archäologischen und der pädagogischen Sektion. Festschrift der Gelehrtenschule des Johanneums.

Paul Wendland: Anaximenes von Lampsakos. Festschrift für die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Überreicht vom Verfasser und von der Weidmannschen Buchhandlung.

Das humanistische Gymnasium, Heft V.

An die Mitglieder der archäologischen Sektion:

Dr. Rud. Ballheimer: Griechische Vasen aus dem Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe (dargeboten vom Ortskomitee).

Dr. A. Warburg: Der Tod des Orpheus, Bilder zu dem Vortrag über Dürer und die italienische Antike. Im Auftrage des Verfassers.

An die Mitglieder der mathem.-naturwissenschaftlichen Sektion:

Prof. Dr. C. Büchel: Ganzzahlige Werte bei Diophant (dargeboten vom Ortskomitee).

Prof. E. Grimsehl: Die Ziele und Methoden des physikalischen Unterrichts auf der Unterstufe und der Oberstufe (dargeboten vom Ortskomitee).

Prof. Dr. H. Schubert: Die Ganzzahligkeit in der algebraischen Geometrie (dargeboten vom Ortskomitee).

Oberlehrer Dr. G. Pflaumbaum: Die geschichtliche Entwickelung des Ionenbegriffes bei der Elektrolyse (dargeboten von der Realschule in St. Pauli).

Dr. L. Doermer und Dr. E. Krüger: Beschreibung der Räume und Einrichtungen für den chemischen und biologischen Unterricht an der Oberrealschule vor dem Holstentore zu Hamburg (Festgabe der genannten Anstalt).

An die Mitglieder der englischen und der romanistischen Sektion:

Prof. Dr. H. Fernow: Das Royal College of Physicians in London (dargeboten vom Ortskomitee).

Prof. Dr. G. Wendt: Die Syntax des Adjektivs im heutigen Englisch (dargeboten vom Ortskomitee).

An die Mitglieder der historisch-epigraphischen Sektion:

Prof. Dr. H. Hitzigrath: Hamburg während des schwedisch-dänischen Krieges 1657—1660 (dargeboten vom Ortskomitee).

Oberlehrer G. Hindrichson: Das Einkunftsregister des Hauses Ritzebüttel aus dem Jahre 1577 (Festgabe der Höheren Staatsschule in Cuxhaven).

Oberlehrer W. Füßlein: Berthold VII. Graf von Henneberg (Festschrift der Realschule vor dem Lübecker Tor).

Zusammen an die Mitglieder der historisch-epigraphischen und der philologischen Sektion:

Oberlehrer Dr. R. Friedrich: Studien zur Vorgeschichte der Tage von Kanossa (Festgabe der Realschule in Eppendorf).

E. Kelter, E. Ziebarth, C. Schulteß: Beiträge zur Gelehrtengeschichte des 17. Jahrh. (Festschrift des Wilhelmgymnasiums).

An die Mitglieder der germanistischen und der romanistischen Sektion:

Der Huge Scheppel der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrücken, nach der Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek heraus-

gegeben. Mit einer Einleitung von H. Urtel (dargeboten von der Stadtbibliothek mit Unterstützung des Ortskomitees).

Von diesem kostbaren Werk stand nur eine beschränkte Anzahl von Exemplaren zur Verfügung.

Das Prachtwerk von R. Stettiner: Die illustrierten Prudentiushandschriften (der Band enthält 200 Tafeln in Lichtdruck) wurde einer größeren Anzahl von Mitgliedern überreicht.

Die Teubnersche Verlagsbuchhandlung hatte das Handbuch für Lehrer höherer Schulen, Erste Abteilung, der Versammlung gewidmet.

Den Teilnehmern an dem Ausfluge nach Friedrichsruh wurde von der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner zur Verfügung gestellt: „Der Ursprung des Deutsch-Französischen Krieges nach einer Darstellung Bismarcks. Ein Blick in das Arbeitszimmer des Fürsten." Von Prof. Dr. A. Baldamus in Leipzig. (Sonderabdruck aus dem 9. Hefte des XV. Bandes der „Neuen Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur".)

Außerdem wurde jedem Teilnehmer ein lateinischer Festgruß überreicht, welcher im Namen von 86 Geistlichen unserer evangelischen Kirche den Philologen „Viris Humanissimis Doctissimis Illustrissimis de litteris artibusque ingenuis colendis iisque iuventuti tradendis optime meritis" gewidmet ist, ein Musterstück klassischer Gelehrsamkeit, ein Schriftstück von vornehmem und gedankenreichem Inhalt.

Auch das „Liederbuch zum Andenken an die 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Hamburg" sei nicht vergessen, das mit alten und neuen Liedern besonders beim Kommers am Freitag abend viel Freude erregte.

Alle Teilnehmer der Versammlung wurden durch vier Nummern eines Tageblattes über das wissenschaftliche und das Vergnügungsprogramm eines jeden Tages aufs genaueste unterrichtet. Die Redaktion hatte Prof. Dr. Dissel übernommen. Den künstlerischen Schmuck der Titelseite hat der Maler Herr Schwindrazheim entworfen. — Die Redaktion der Präsenzliste besorgte Herr Dr. v. Reiche.

Das den Mitgliedern überreichte silberne Festzeichen war die Nachbildung eines der beiden zu einem griechischen Goldschmucke gehörenden Medaillons, welcher um 400 v. Chr. gefertigt und in dem Grabhügel von Koul-Oba bei Kertsch gefunden wurde. Es war nach einem von dem Originale in der Eremitage in St. Petersburg abgenommenen Gipsabgusse von der Hamburger Münze hergestellt worden.

Auch eine Erinnerungsmedaille hatte die Hamburger Münze prägen lassen, die vom Bildhauer Zehn-Hamburg modelliert worden

war. Auf der Vorderseite stellt sie den Jungbrunnen der Wissenschaft dar, der aus einem Felsen von einem die Wissenschaft symbolisierenden weiblichen Wesen geschöpft und von einem wissensdurstigen Jüngling getrunken wird. Die Rückseite ziert ein Bild des Hamburger Hafens. Der Preis betrug für die bronzene Medaille 3 M., für die silberne 5,50 M.

Den Wohnungs- und Empfangsausschuß bildeten die Herren Dr. v. Reiche und Prof. Dr. Dissel als Vorsitzende, außerdem Dr. E. Friedländer, Prof. E. Kümpel, Oberlehrer Dr. A. Möller, Oberlehrer Egm. Poppe, Prof. Dr. C. Schulteß, Oberlehrer Dr. F. Seyring, Direktor Prof. W. Wegehaupt.

Den Festausschuß leitete Herr Ernest Merck. Außer ihm gehörten dazu: die Herren Direktor Prof. Dr. Arnoldt, Direktor Dr. Bolau, E. H. E. W. Breymann, Prof. Dr. Dissel, F. F. Eiffe, Oberlehrer Dr. Möller, Direktor Prof. Dr. Münzel, Direktor Prof. Dr. Ohly, Oberlehrer Egm. Poppe, Dr. v. Reiche, Oberlehrer Dr. Rosenhagen, Prof. Dr. Schubert, Oberlehrer Dr. Seyring, Direktor Prof. Wegehaupt, Direktor W. Th. Weselmann.

Vorsitzender des Preßausschusses war Herr Prof. Dr. Dissel. Ihm standen zur Seite die Herren Oberlehrer Dr. Ad. Börner, Dr. F. Dieckow, Dr. H. Diez, Chefredakteur des Hamburgischen Correspondenten, Oberlehrer Dr. K. Ferber, Schriftführer, Dr. H. Fredenhagen, Oberlehrer Dr. F. Glage, Dr. Hermes, Redakteur der Hamburger Nachrichten, Oberlehrer P. Hoffmann, Oberlehrer W. Nissen, Dr. A. Obst, Redakteur des Hamburger Fremdenblattes, 2. Vorsitzender, Oberlehrer Dr. Ed. Rüther, Oberlehrer Dr. B. Venzmer, Ad. Al. Zinn, Redakteur der Neuen Hamburger Zeitung.

Eine größere Anzahl von Studenten und Schülern der Gymnasien und des Realgymnasiums hatten sich den verschiedenen Ausschüssen zur Verfügung gestellt und leisteten ihnen wertvolle Dienste.

An der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner haben 1070 Mitglieder und Ehrengäste und 458 Damen teilgenommen, im ganzen also 1528. Davon waren 512 aus Hamburg selbst, 242 aus der Provinz Schleswig-Holstein, 167 aus der Provinz Brandenburg, 115 aus der Provinz Sachsen, 75 aus der Provinz Hannover, 195 aus dem übrigen Preußen, 37 aus dem Königreiche Sachsen, 22 aus Bremen, 18 aus Lübeck, 105 aus den übrigen deutschen Staaten, 21 aus Österreich, 11 aus der Schweiz, 4 aus Holland, 2 aus Rumänien, 2 aus England, je 1 aus Belgien, Griechenland und Norwegen.

Alphabetische Liste der Mitglieder und Ehrengäste

der

48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner.

Abegg, Daniel, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Adam, Gustav, Gymn.-Oberl., Gnesen.
Agahd, Reinhold, Dr. phil., Oberl., Hannover.
Ahlborn, Friedrich, Prof. Dr., Hamburg.
Albrecht, Karl, Prof. Dr., Oldenburg i. Gr.
Altmann, Karl, Oberl., Bunzlau.
Aly, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Marburg i. H.
Aly, Wolf, Dr. phil., Marburg i. H.
Amann, Rudolf, Prof. Dr., Oldenburg.
Andresen, Oskar, Pastor, Hamburg.
Ankel, Paul, Gymn.-Oberl., Frankfurt a. M.
Anthes, Eduard, Prof. Dr., Darmstadt.
Anz, Heinrich, Dr., Oberl., Magdeburg.
Arens, August, Prof., Eutin.
Arnoldt, Richard, Dr. phil., Gymn.-Dir., Altona.
Ausfeld, Friedrich, wissensch. Hilfsl., Schnepfenthal.

Babick, Paul, Oberl., Berlin.
Bachmann, Ottomar, Prof., Frankfurt a. d. O.
Baehr, Walter, Dr., Oberl., Halensee.
Bahnson, Prof. Dr., Hamburg.
Bahnson, Pastor, Hamburg.
Bahr, Paul, Prof. Dr. phil., Magdeburg.
Baldamus, Alfred, Prof. Dr., Leipzig.
Bangert, Friedrich, Dr. phil., Realschul-Dir., Oldesloe.
Bapp, Karl, Prof. Dr. phil., Oldenburg.
Bartels, Enno, Prof. Dr., Oberl., Hannover.
Bartels, Rudolf, Prof., Oberl., Berlin.
Barth, Richard, Prof., Gr.-Lichterfelde.
Bartholomae, Christian, Dr., o. Prof. a. d. Univ. Gießen.
Bassenge, Edmund, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Dresden.
Bauer, Daniel, Dr. phil., Oberl., Lübeck.
Baumgarten, D., Univ.-Prof., Kiel.
Baumgarten, Ernst, Dr. phil., Probekand., Stettin.
Becher, Wilhelm, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Dresden-N.
Becker, Karl, Prof. Dr., Großh. Oberl., Alzey in Hessen.
Becker, Wilhelm, Dr. phil., Wiss. Assist. a. Staatsarchiv, Hamburg.
Becker, Friedrich, Oberl., Stettin.
Becker, Paul, stud. philol. cl., Kiel.
Becker, Georg, Oberl., Brandenburg a. H.
Beckmann, Hartwig, Prof., Oberl., Wandsbek.
Begemann, Egbert, Prof., Oberl. a. Kgl. Christianeum, Altona.
Begemann, Heinrich, Dr., Gymn.-Dir., Neu-Ruppin.
Behrmann, Senior D., Hamburg.
Behrmann, Adolf, Prof. Dr., Itzehoe.
Beese, Wilhelm, Oberl., Kiel.
Beintker, Eduard, Prof., Gymn.-Oberl., Anklam.
Benezé, Emil, Dr., Oberl., Hamburg.
Berg, Otto, Oberl., Christiansand, Norwegen.
Berner, Bruno, wiss. Hilfsl., Hamburg.
Bernhard, Rektor, Dresden.
Bernhard, Erich, Hamburg.

Bernitt, Adolf, Pastor, Hamburg.
Bertheau, Friedrich, Prof. a. Gymn. in Ratzeburg.
Bertheau, C., D., Pastor, Hamburg.
Bertheau, Carl, Kand. d. höh. Lehramts, Hamburg.
Bethe, Ernst, Univ.-Prof., Gießen.
Bezzenberger, A., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Königsberg.
Bieber, Theodor August, Dr., Schulvorsteher, Hamburg.
Bietzmann, D., Dr. phil., Oberl., Elberfeld.
Bleicken, Max, Rat b. d. Oberschulbehörde, Hamburg.
Block, Martin, Pastor a. Eppendorfer Krankenhause, Hamburg.
Blondeau, Arnold, Oberl., Magdeburg, Kloster.
Blümner, Hugo, Univ.-Prof., Zürich.
Blum, Friedrich, Dr., Direktor, Mannheim.
Blume, Hans, Realschuloberl., Dresden.
Blunk, Paul, Dr. phil., Ohlsdorf.
Bock, L., Kunsthändler, Hamburg.
Boeck, Rudolf, k. k. Prof., Wien VIII.
Böckler, Alb., Prof., Gardelegen.
Böhme, Johannes, Dr., Oberl., Hamburg.
Bölte, Felix, Dr. phil., Oberl., Frankfurt a. M.
Boerner, Adolf, Dr., Oberl., Hamburg.
Boesch, Fritz, Dr., Oberl., Wilmersdorf.
Bösche, Gustav, Kgl. Gymn.-Dir., Lippstadt.
Bösken, Edmund, Oberl., Meppen.
Böttcher, Arthur, Oberl., Schwerin i. M.
Bötzow, Dr., Rat, Hamburg.
Bohm, Wilh., Dr., Oberl., Bremen.
Bohnenblust, Gottfried, Dr. phil., Gymnasiallehrer, Bern.
Bohnert, Felix, Prof. Dr., Dir. d. Realschule in St. Georg, Hamburg.
Bohse, Paul, Prof., Friedenau.
Bolau, Heinrich, Dr., Dir. d. Zool. Gartens, Hamburg.
Boldt, Friedrich, Prof. Dr., Eberswalde.
Boldt, Axel, Oberl., Neustettin.
Boll, Franz, Dr., Univ.-Prof., Würzburg.
Bombe, Paul, Prof., Friedeberg N.-M.
Bolte, Johannes, Prof. Dr., Oberl., Berlin.
Boltzenthal, Rudolf, Prof. Dr., Wittstock.
Bormann, Eugen, Univ.-Prof., Dr., Wien.
Bornträger, Robert, Prof., Celle.
Bothe, Wilhelm, Oberl., Elmshorn.
Boxberger, Robert, Prof. Dr., Havelberg.
Brachmann, Friedrich, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Bergedorf.
Brachmann, Wilhelm, cand. phil., Altona.
Brachmann, Walther, stud. phil., Altona.
Bradley, Henry, Dr. phil., Oxford.
Brähmig, Camillo, Prof., Vegesack.
Brake, Ernst, Oberl., Dr. phil., Lüneburg.
Brandenburg, Erich, Univ.-Prof., Leipzig.
Brandenburg, Paul, Oberl., Perleberg.
Brandt, Senator, Hamburg.
Braun, Reinhold, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Hagen i. W.
Brauneck, Hans, Prof., Hamburg.
Brauns, Julius, Dr., Oberl., Hamburg.
Bredfeldt, August, Gymn.-Oberl., Husum.
v. Breska, Hermann, Dr. phil., Oberl., Gr. Lichterfelde.
Brey, Ernst, Gymn.-Oberl., Magdeburg.
Breymann, W. H., Kaufm., Hamburg.
Brinck, Adolf, Oberl., Dr. phil., Kiel.
Brinckmann, Wilhelm, Dr., Oberl., Bergedorf.
v. Broecker, Arthur, Hauptpastor, D. theol., Hamburg.
Bröhan, Johannes, Dr., Oberl., Altona.
Bromig, Prof. Dr., Hamburg.
Brügmann, Walther, Oberl., Hamburg.
Brüsch, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Lübeck.
Brütt, Maximilian, Schulrat, Prof. Dr., Hamburg.
Brunk, August, Dr., Oberl., Osnabrück.
Brunn, Kgl. Realschuldir., Sonderburg.
Bubendey, Gerhard Heinrich, Dr., Prof. a. Johanneum, Hamburg.
Büchel, Prof. Dr., Hamburg.
Bückmann, Ludw., Prof., Lüneburg.
Budy, Hermann, Prof., Altona-Ottensen.

Buehl, Senatssekretär, Hamburg.
Bürger, Karl, Dr., Oberl., Blankenburg a. H.
Bürger, Otto, Dr., Lehramtsakzessist, Friedberg (Hessen).
Bunzel, Carl, M. d. B., Hamburg.
Burchard, Dr, Bürgermeister, Hamburg.
Burg, Fritz, Sekretär a. d. Stadtbibliothek, Hamburg.
Busch, Otto, Oberl., Hannover.
Busche, Edmund, Oberl. Dr. phil., Hamburg.
Busche, Karl, Oberl. Dr. phil., Leer (Ostfriesland).
Busse, Rudolf, Prof. Dr., Dir. d. Kgl. Gymn. z. Küstrin.

Calinich, Margarete, stud. phil., Hamburg.
Capelle, Wilhelm, Dr., Oberl., Hamburg.
Carstens, C., Prof. Dr., Hadersleben.
Caspar, Carl, Betriebs-Ingenieur d. Münze, Hamburg.
Ceder, B, Oberl., Kiel.
de la Chaux, Arno, Gymn.-Oberl., Stade.
Christensen, Heinrich, Dr., Prof. a. Wilhelm-Gymn., Hamburg.
Clasen, Hans, Oberl. Dr., Flensburg.
Classen, Johannes, Prof. Dr., Hamburg.
Classen, Walther, Hilfsprediger, Hamburg.
Classen, Werner, stud. phil., Hamburg.
Claussen, Johannes, Prof. a. Gymn., Dr., Altona.
Claussen, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Husum.
Cohn, Leopold, Prof. Dr., Oberbibliothekar, Breslau.
Conrads, Alexander, Dr. med., Arzt, Haltern.
Conradt, C. H., Prof. Dr., Dir., Greifenberg, P.
Conze, Alexander, Prof. Dr., Generalsekretär d. Kaiserl. Archäol. Instituts, Berlin.
Conze, Ernst, Hamburg.
Cords, Wilhelm, Gymn.-Oberl., Prof., Glückstadt.
Creizenach, Wilhelm, Univ.-Prof., Krakau.
Curtius, Carl, Prof. Dr., Stadtbibliothekar, Lübeck.

Dannehl, Gustav, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Sangerhausen.
Davidsen, Hermann, Dr. phil., Kand. d. höh. Lehramts, Hamburg.
Decker, August, Prof., Treptow a. Rega.
Deecke, Georg, stud. phil., Göttingen.
Dehn, Otto, Rechtsanwalt Dr., Hamburg.
Dehnicke, Otto, Prof., Lüneburg.
Deneken, Erich, Oberl., Elmshorn.
Deseniß, O. H., Hamburg.
Detlefsen, Andreas, Prof., Kiel.
Detlefsen, Detlef, Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Dir. a. D., Glückstadt.
Dieckow, Fritz, Dr. phil., Hamburg.
Dieckvoss, Johannes, Oberl., Eutin.
Diels, H., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Berlin.
Diestel, Syndikus, Dr., Hamburg.
Dietrich, Walther, Dr. phil., wiss. Hilfsl., Berlin.
Dietz, Carl, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Dietz, Dr., Chefredakteur, Hamburg.
Dietze, Johannes, Oberl. Dr., Hamburg.
Dinkgrefe, Bernhard, Hamburg.
Dissel, Karl, Dr. Prof., Hamburg.
Doehler, Alfred, Dr., Oberl., Hannover.
Dörge, Otto, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Doerks, Henry, Prof. Dr., Treptow a. Rega.
Doermer, Ludwig, Dr., Oberl., Hamburg.
Doormann, Otto, Oberl., Kiel.
Doren, Alfred, Dr., Privatdozent, Leipzig.
Dopp, Ernst, Dr., Oberl., Rostock i. M.
Dräseke, Johannes, Dr. theol. et phil., Prof., Wandsbek.
Drescher, Karl, Dr., Univ.-Prof., Bonn.
Dressler, Max, Hamburg.
v. Duhn, Karl, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
v. Duhn, Friedrich, Univ.-Prof., Heidelberg.
Düpow, Robert, Oberl., Bergedorf.
Düsenberg, Hermann, Oberl., Glückstadt.
Dworski, Emanuel, k. k. Landschul-Inspektor, Lemberg.
Dyboski, Roman, Dr. phil., Teschen, Österr. Schles.

v. Eckardt, Felix, Chefredakteur d. Berl. Neuesten Nachr., Berlin.
Eddelbüttel, F., Dr. jur., Rechtsanwalt, Hamburg.
Egen, Alfons, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Warendorf.
Ehrenberg, Rich., Prof. Dr., Rostock.
Eichler, Ferdinand, Dr. phil., Skriptor d. Univ.-Bibliothek, Graz.
Eichler, Karl, Prof. Dr., Altona-Bahrenfeld.
Elis, Carl, Dr. phil., wiss. Hilfsl., Meldorf.
v. Elsner, Alfred, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Engel, Präsident d. Bürgerschaft, Hamburg.
Engelke, Gustav, Oberl., Hannover.

Fabricius, Carl, Oberl., Greifenberg i. P.
Fahnberg, Günther, Oberl., Breslau.
Faßbender, Ludwig, Oberl. Dr., Neu-Othmarschen.
Fecker, Joseph, Prof. Dr., Hildesheim.
Fenge, Ludwig, Dr., Oberlehrer, Potsdam.
Ferber, Kurt, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Fernow, Hans, Prof. Dr., Oberl. a D., Hamburg.
Finzelberg, Hermann, Oberl., Wittstock a. d. Dosse.
Fischer, August, Univ.-Prof. Dr., Leipzig.
Förster, Karl, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Förster, Max, Dr. phil., Rat d. Oberschulbehörde, Hamburg.
Folgmann, Emil, Oberl., Zehlendorf-Berlin.
Forcart, Max Kurt, Dr., Basel.
Francke, Friedrich, Realschuldir., Gardelegen.
Franz, Rudolf, Dr., Gymn.-Dir., Dortmund.
Fredenhagen, Hermann, Dr., Kand. d. höh. Schulamts, Hamburg.
Freericks, Hermann, Oberl. Dr., Münster i. W.
Freese, Wilhelm, Dr., Oberl., Hannover.
Frerichs, Heinrich, Prof. a. Gymn. zu Oldenburg.
Frese, Fritz, Dr. phil., Meldorf.
Freund, Johannes, Oberl. Dr., Breslau.
Freund, Karl, Prof. Dr., Oberl. a. Johanneum, Lübeck.
Frey, Joseph, Dr., Geh. Reg.-Rat, Gymn.-Dir., Münster i. W.
Freye, Walter, Oberl., Friedenau b. Berlin.
Fricke, Karl, Prof. Dr., Bremen.
Fricke, Ferdinand, Oberl. Dr., Ülzen.
Fricke, Gustav, Prof. a. Kgl. Friedrich-Wilhelms-Gymn., Berlin.
Fried, Sandor, Codirekteur d. Orient-Bank, Kairo.
Friedel, Otto, Dr., Provinzialschulrat, Stettin.
Friedlaender, Ernst, Oberl. Dr. phil., Hamburg.
Friedländer, Josua, Oberl., Hamburg.
Friedländer, Max, Kaufm., Hamburg.
Friedländer, Oscar, Kaufm., Hamburg.
Friedrich, Rudolf, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Friedrichs, Alexander, Gymn.-Oberl., Darmstadt.
Fries, Karl, Dr. phil., Oberl., Berlin.
Fries, Wilh., Prof. D. Dr., Geh. Reg.-Rat, Halle a. S.
Fritsch, Ad., Prof. Dr., Hamburg.
Fritsche, Franz, Dr. Oberl., Schwerin i. M.
Fritze, Edmund, Prof., Oberl. a. D., Bremen.
Fritze, Ernst, Dr. phil., Oberl., Charlottenburg.
Fröling, Julius, Prof., Homburg v. d. Höhe.
Fuhrmann, Otto, Oberl., Potsdam.
Funck, Anton, Reg.- u. Schulrat, Sondershausen.
Fürsen, Dr., Oberl., Sonderburg.
Füßlein, Wilhelm, Dr. Oberl., Hamburg.

Gaebel, Alfred, Oberl., Hohensalza.
Gaeßner, Emil, Prof. a. Kaiser Wilhelms-Gymn., Hannover.
Gebhardt, August, Dr., Privatdoz., Erlangen.
Geffcken, Johannes, Prof. Dr., Hamburg.
Gehrcke, Gerhard, Oberl., Bergedorf.

Gehrke, Otto, Superintend., Osterode a. H.
Geipel, Georg, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Geith, Oscar, Prof., Hamburg.
Geister, Max, Oberl., Zehlendorf.
Gelbke, Karl, Oberl. Dr., Buxtehude.
Genest, Otto, Prof., Halle a. S.
Gerber, Theodor, Dr. phil., Oberl., Flensburg.
Gercke, Alfred, Univ.-Prof., Greifswald.
Gerdes, Henry, Prof., Bremen.
Gering, Hugo, Prof., Geh. Reg.-Rat, Kiel.
Gerstenberg, Heinrich, Oberl. Dr., Hamburg.
Gerstenberg, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Meppen.
Gewald, Hans, Dr. phil., Rostock i. M.
Giesecke, Alfred, Dr. phil., Verlagsbuchhändler, Leipzig.
Gilbert, Adolph, Dr phil., Hamburg.
Gilbert, Hugo, Dr. phil., Lübeck.
Gilbert, Walther, Prof. Dr., Rektor d. Fürstenschule zu Grimma.
Giseke, Ludwig, Oberl., Perleberg.
Giske, Heinrich, Prof., Lübeck.
Glage, Friedr., Oberl. Dr., Hamburg.
Glänzer, Karl, Prof. Dr., Oberl., Hamburg.
Gleue, Hermann, Oberl. Dr., Hamburg.
Godt, Christian, Prof. Dr., Oberl. a. Gymn. zu Altona.
Goethe, Alfred, Dr., Gymn.-Dir., Stettin.
Goldmann, Gustav, Dr. phil., Hamburg.
Goldschmidt, Adolph, ord. Prof. a. d. Univ. Halle a. S.
Goos, Max, Dr. phil., Oberl, Hamburg.
Gottschaldt, Robert, Dr. phil, Oberl., Kiel.
Grabau, Carl, Kand. d. höh. Schulamts, Luckenwalde.
Gradenwitz, Otto, Prof., Königsberg.
Graeber, Rudolf, Dr. phil., Oberl, Ratzeburg.
Graeber, Gustav, Dr. phil., Gymn.-Dir., Flensburg.
Graef, Botho, Univ.-Prof., Jena.
Gräfe, Bojwell, stud. phil., Altona-Ottensen.
Grawe, Ludwig, Dr. phil., Schulvorsteher, Hamburg.
Grebe, Friedrich, Oberl., Naumburg a. d. Saale.
Grimsehl, Ernst, Prof., Hamburg.
Gropius, Richard, Prof., Weilburg.
Groß, Wolf, Dr. phil., Hannover.
Groß, Christoph, Prof., Hannover.
Große, Wilhelm, Dr. phil., cand. prob., Hamburg.
Grube, Carl, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Grünbaum, Max, Prof., Brandenburg a. d. Havel.
Grünwald, E., Prof. Dr., Berlin.
Gruner, Max, Oberl., Dr. phil., Berlin.
Gudemann, Alfred, Prof. Dr., München.
Günning, Johann H., Regierungsschulrat, Amsterdam.
Gurlitt, Ludwig, Prof. Dr. phil., Steglitz.
Gusinde, Konrad, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Guthe, Hermann, Prof. Dr., Leipzig.

Haack, Gustav, Dr. phil., Oberl., Altona-Ottensen.
Haack, Otto, Dr. phil., Oberl., Altona.
Hachtmann, Karl, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Bernburg.
Hachtmann, Otto, Dr. phil., Oberl., Dessau.
Hackemack, Gustav, Oberl., Wandsbek.
Haeberlin, Carl, Dr. phil., Kgl. Univ.-Bibliothekar, Göttingen.
Haeberlin, E. J., Dr. jur., Justizrat, Frankfurt a. M.
Hagedorn, Dr. phil., Senatssekr., Hamburg.
Hager, Friedrich, Oberl., Kiel.
Hahn, Amandus, Oberl., Kiel.
Hahn, Hermann, Prof. Dr., Hamburg.
Hahn, Wilhelm, Gymn.-Dir., Stralsund.
Hahne, Ludwig, Prof. Dr., Altona.
Halben, Christ., Hamburg.
Halfmann, Hermann, Dr. phil., Realgymn.-Dir., Itzehoe.
Hallier, Eduard, Rechtsanwalt, Hamburg.
Hammer, Felix, Oberl., Jülich.
Hammer, Ernst, Schulamtskand., Glückstadt.
Hämmerle, Juan, Dr. phil., Oberl., Cuxhaven.
Hanne, C. J. W. R., Pastor, Lic. Dr. phil., Hamburg.

Hanne, Wilfrid, Oberl., Cuxhaven.
Hans, Wilhelm, Dr., Oberl., Hamburg.
Hänsel, Prof. Dr., Nienburg a. W.
Hansen, Heimer, Prof. Dr., Oldesloe.
Hansen, Peter, cand. phil., Westre bei Tondern.
Häpke, Gustav, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Harkensee, Heinrich, Prof. Dr., Hamburg.
Harmsen, Theodor, Prof. Dr., Oberl., Altona.
Harre, Otto, Oberl., Hamburg.
Harseim, Dr., Oberl., Hamburg.
Hartmann, Wilhelm, Oberl., Fürstenwalde.
Hartz, Otto, Oberl., Altona.
Haß, Albert, Oberl. Dr. phil., Stettin.
Hauler, E., Univ.-Prof. Dr., Wien.
Hauschild, Oscar, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Hecht, Hans, Dr. phil., Berlin.
Hedicke, Edmund, Gymn.-Dir., Freienwalde a. O.
Heesch, Gustav, Dr., Oberl., Bergedorf.
Heidrich, Georg, Dr., Gymn.-Prof., Wien.
Heims, Bruno, Oberl., Bergedorf.
Heinrich, Walter, Oberl., Gumbinnen.
Heise, Wilhelm, Dr. phil., Hamburg.
Hellmann, Wilhelm, Prof. Dr., Erfurt.
Helm, Karl, Prof. Dr., Gießen.
Hendel, J., Dr., Hamburg.
Hense, Otto, Univ.-Prof., Geh. Hofrat, Freiburg i. B.
Herfurth, Karl, Dr., Oberl., Hamburg.
Hermann, Eduard, Oberl. Dr., Bergedorf.
Hermes, Emil, Prof. Dr. phil., Moers a. Rhein.
Hermes, Redakt. d. „Hamb. Nachr.“, Hamburg.
Hermes, Rudolf, Pastor, Hamburg.
Herold, Alfred, Minist.-Beamter, Steglitz.
Herold, Rich., Dr., Oberl. a. d. Latein. Hauptschule, Halle a. S.
Herrlich, S., Prof. Dr., Berlin.
Hertel, Johannes, Dr. phil., Oberl., Döbeln.
Hertz, Dr., Senator, Hamburg.
Herz, Reinhard, Oberl., Leipzig.
Heskel, Alex, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Hesselbarth, Karl, Vertr. d. „Berl. Tagebl.“, Hamburg.
Hestermann, Edgar, cand. phil., Hamburg.
Heubner, Heinrich, Oberl., Wernigerode.
Heuer, Dr. jur., Landrichter, Hamburg.
Heusler, Andreas, Dr., Univ.-Prof., Berlin.
Heydemann, Victor, Prof. Dr. phil., Berlin.
Heyden, Dr., Sekr. d. Bürgerschaft, Hamburg.
Heydenreich, Paul, Prof., Elberfeld.
Heyer, Dr., Oberl., Altona.
Heylbut, Gustav, Dr., Hamburg.
Heyse, Max, Dr., Kgl. Gymn.-Prof., Bunzlau.
Hildebrandt, Carl, Prof. Dr. phil., Oberl., Braunschweig.
Hinntze, K. P., Prof., Berlin.
Hinrichsen, Lorenz, Oberl., Schleswig.
Hinz, Karl, Prof. Dr., Oberl., Altona-Ottensen.
Hintzmann, Dr., Oberrealsch.-Dir., Elberfeld.
Hirsch, Hermann, stud. jur., Hamburg.
Hirt, Paul, Prof. Dr., Pankow b. Berlin.
Hitzigrath, Heinrich, Prof. Dr. phil., Hamburg.
Hörsten, v., Prof., Realsch.-Dir., Wolfenbüttel.
Hoff, Egbert, Prof., Bahrenfeld.
Hoffmann, Otto, Dr. phil., Prof. a. d. Univ. Breslau.
Hoffmann-Krayer, Ed., Univ.-Prof., Basel.
Hoffmann, Max, Prof. Dr., Lübeck.
Hoffmann, Franz, Prof., Uelzen.
Hoffmann, Ernst, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Hoffmann, Max, Prof. Dr., Schulpforta.
Hoffmann, Paul, Oberl., Hamburg.
Hohnholz, Heino, Gymn.-Oberl., Vegesack.
Holst, Johann, Oberl., Altona.
Holthausen, Ferdinand, Prof. Dr., Kiel.
Holthusen, Senator, Hamburg.
Holzmann, Moritz, Oberl., Hamburg.
Homann, Wilhelm, Dr. Oberl., Hamburg.
Hoops, Johannes, Prof. Dr., Heidelberg.

Hosius, Carl, Univ.-Prof., Münster i. W.
Hottenroth, Hans, Kaufm., Hamburg.
Huffelmann, Martin, Oberl., Blankenese.
Hulbe, Georg, Hamburg.
Hultzsch, Eugen, Prof. Dr., Halle.

Ideler, Hermann, Oberl., Stade.
Ideler, Rudolf, Oberl., Torgau.
Ilberg, Johannes, Prof. Dr., Leipzig.
Imelmann, Johannes, Prof. Dr., Berlin.
Imhaeuser, Heinrich, Kgl. Gymn.-Oberl., Wesel a. Rh.
Irrgang. Max, Dr. phil., Dir. d. höh. Mädchensch., Stade.

Jacob, Arnd, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Fraustadt (Prov. Posen).
Jacob, Karl, Dr., Univ.-Prof., Tübingen.
Jacobi, Felix, Dr. phil., Privatdoz., Breslau.
Jaenicke, Fritz, Dr. phil., Seminarl., Osterburg.
Jahn, Oswald, Oberl., Halle a. S.
Janell, Walther, Dr., Oberl., Rostock i. M.
Jäger, Oskar, Prof., Geh. Reg.-Rat. Bonn.
Jänisch, Julius, Dr. phil., Hamburg.
Jensen, Christian, cand. phil., Schleswig.
Joachim, Hermann, Dr. phil., wissenschaftl. Assistent im Staatsarchiv, Hamburg.
Jobst, Rudolf, Prof., Stettin.
Johannßen, Hermann, Oberl., Kiel.
Jong, Karl de, Dr., Oberl., Blankenese.
Jörß, Paul, Dr. phil., Oberl., Ratzeburg.
Juhl, Ernst, Ing., Hamburg.
Junker, Heinrich Paul, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Jüthner, Julius, Dr. phil., Univ.-Prof., Czernowitz.

Kähler, Senator, Hamburg.
Kalbe, Wilhelm, Dr., Oberl., Hannover.
Kalischer, Oberl., Wittstock.
Kallenbach, Hermann, Oberl., Husum.
Kalk, Henry, Oberl., Breslau.
Kanzow, Gymn.-Dir., Zeitz.
Kannengießer, Adolf, Prof., Gelsenkirchen.
Kant, Theodor, Oberl., Hamburg.
Kappus, Carl, Dr. phil., Frankfurt a. M.
Karll, Erich, Prof., Pforta.
Kasten, Wilh., Prof. Dr., Hannover.
Kausch, Wilhelm, Oberl. Dr., Dramburg (Pommern).
Kautzsch, Emil, Univ.-Prof., Halle a. S.
Kehding, Otto, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Kehrbach, Karl, Prof. Dr., Charlottenburg.
Keil, Albert, Prof. Dr., Gymn.-Oberl., Stolp i. Pommern.
Keil, Bruno, Dr., o. Univ.-Prof. Straßburg i. E.
Kelter, Edmund, Dr. phil., Hamburg.
Kern, Heinrich, Univ.-Prof., Groningen (Holland).
Kießling, Wilhelm, Pastor, Hamburg.
Kirchhoff, Alfred, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Kirschten, Walther, Dr., Realsch.-Dir., Blankenese.
Klages, Georg, Prof., Leer i. Ostfr.
Klein, F., Prof. Dr., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Klinghardt, Hermann, Prof. Dr., Rendsburg.
Klöppel, Carl, Oberl., Stendal.
Klörß, Heinr., Oberl., Schwerin i. M.
Klotz, Alfred, Dr. phil., Privatdoz., Straßburg i. E.
Klotz, Oskar, cand. phil., Leipzig.
Kluge, Friedrich, Prof. Dr., Freiburg i. Br.
Klußmann, Dr., Rat, Hamburg.
Klußmann, Max, Prof. Dr., Hamburg.
Knaak, Heinrich, Oberl. a. kgl. Gymn., Köslin.
Knatz, Friedrich, Dr. phil., Oberl., Kassel.
Knop, Heinrich, Prof. Dr., Celle.
Koch, Hermann, Realsch.-Dir., Breslau.
Koch, Julius, Prof. Dr., Glückstadt.
Kohlmann, W., Dr. phil., Oberl., Bremen.
Kohlmann, Georg, Dr. phil., Realschullehrer, Hamburg.
Köhn, Max, Dr. phil., Oberl., Magdeburg.
Köhnke, Ludwig, Prof. a. Gymn., Salzwedel.

Köpcke, Alfred, Prof. Dr., Oberl., Altona-Ottensen.
Koepp, Friedrich, Univ.-Prof., Münster i. W.
Koopmann, Rudolf, Oberl., Rendsburg.
Körber, Willibald, Prof. Dr., Breslau.
Körner, Theodor, cand. prob., Dr. phil., Hamburg.
Koernicke, Arthur, Dr. phil., Berlin-Halensee.
Körte, Alfred, Univ.-Prof., Basel.
Köster, Hans, Dr., Oberl., Hamburg.
Kohbrok, Hugo, Dr., Wissensch. Hilfsl., Altona.
Kohn, Maximilian, Dr., Schriftst. u. Philolog, Hamburg.
Koldewey, Friedrich, Dr. Lic. theol., Dir., Bad Harzburg.
Koldewey, Paul, Dr. phil., Hamburg.
Koldewey, Oskar, Schuldir., Dresden.
Kolwe, Hermann, Oberl., Wilmersdorf-Berlin.
Kraepelin, Karl, Prof. Dr., Dir. d. Naturhistor. Museums, Hamburg.
Kraft, Philipp, Dr., Oberl., Hamburg.
Kranz, Walter, stud. phil., Wilmersdorf-Berlin.
Kratzenstein, Wilhelm, Oberl., Magdeburg.
Krause, Karl, Dr. phil., Oberl., Breslau.
Krauß, Jacob, Dr., Dir. d. Orient-Bank, Hamburg.
Kronke, Felix, Oberl., Kiel.
Kropp, Philipp, Privatgelehrt., Jena.
Krumbacher, Karl, Univ.-Prof., München.
Krumm, Hermann, Prof. a d. Oberrealsch., Kiel.
Krumm, Johannes, Oberl., Flensburg.
Krüger, Fritz Rudolph, Schulvorst., Hamburg.
Krüß, Hugo, Dr., Fabrik., Mitgl. d. O. S. B., Hamburg.
Kuchenthal, Paul, Dr, Oberl., Blankenese.
Kugler, Ludwig, Dr. phil., Hannover.
Kuhlmann, Ludwig, Gymn.-Dir., Jever.
Kuhn, Richard, Dr. phil., Oberl., Lübeck.
Kulczynski, Leo, Reg.-Rat u. Gymn.-Dir., Krakau.
Kuthe, Anton, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Parchim.
Kuwert, Max, Oberl., Bromberg.
Kühn, Gustav, Oberl., Bromberg.
Kümpel, Eduard, Prof., Hamburg.

Lachmann, Edwin, stud. phil., Hamburg.
Lahmeyer, Ludwig, Prof., Fulda.
Lambel, Hans, Prof. Dr. phil., Reg.-Rat, Prag.
Lange, Adolf, Dr. phil., Gymn.-Dir., Solingen.
Lange, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Hadersleben.
Langthimm, Otto, Oberl., Hamburg.
Lappenberg, Senator Dr., Hamburg.
Lasson, Adolf, Prof. Dr., Friedenau-Berlin.
Lautrup, Ed., Kaufm., Hamburg.
Lehmann, C. F., Prof. a. d. Univ. Berlin.
Lehmann, Rudolf, Prof. Dr., Berlin.
Lehmgrübner, Hugo, Dr. phil., Oberl., Gr. Lichterfelde.
Leithäuser, Gustav, Prof. Dr., Hamburg.
Leitzmann, Albert, Univ.-Prof., Jena.
Lenz, Rudolf, Realgymnasiall., Döbeln i. Sa.
Lengnick, Bernhard, Prof. Dr., Berlin-Charlottenburg.
Leo, Friedrich, Univ.-Prof., Geh. Reg.-Rat, Göttingen.
Leser, Hermann, Dr., Privatdoz., Erlangen.
Lesser, Ernst, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Leuschke, Alfred, Dr. phil., Realgymn.-Oberl., Chemnitz.
Levinstein, Kurt, Oberl., Berlin.
Leyen, v. d., Friedrich, Dr. phil., Privatdoz., München.
Lichtwark, Alfred, Prof. Dr., Hamburg.
Lidzbarski, Mark, Univ.-Prof., Kiel.
Liedloff, Kurt, Prof. Dr., Grimma i. Sa.
Lier, Bruno, Dr. phil., cand. prob., Stettin.
Lietz, Prof., Stralsund.
Linde, Rich., Prof. Dr., Hamburg.
Lindemann, Richard, Oberl., Hamburg.
Lindsay, Wallace M., Univ.-Prof., St. Andrews, Schottland.
Lippert, Ludwig Julius, Dr. jur., Hamburg.
Löbe, Waldemar, Oberl., Berlin.
Löber, Jacob, Gymn.-Dir., Prof., Kiel.

Loch, Eduard, Dr., Oberl., Königsberg i. Pr.
Lörcher, Adolf, Oberl., Halle a. S.
Loewenthal, Albert, Dr., Rabbiner, Hamburg.
Lohmann, Karl, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Lohmeyer, Karl, Dr., Dir. d deutsch. Schule i. Brüssel, Brüssel.
Lohr, Friedrich, Prof. Dr., Oberl., Wiesbaden.
Lony, G., Oberl., Hamburg
Lopau, Heinrich, Realschull., Hamburg.
Lorentzen, Ivan, Oberl., Erfurt.
Lorenz, Gustav, Oberl., Hamburg.
Lorenz, Hans, Dr. phil., Probekand., Hamburg
Lottich, Otto, Prof., Hamburg.
Lübbert, Jürgen, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Eisleben.
Lucas, Hans, Dr. phil., Oberl., Charlottenburg.
Ludwig, Ernst, Prof. Dr., Bremen.
Lübke, Hermann, Prof. Dr., Berlin.
Lück, R., Dr., Gymn.-Dir., Steglitz.
Lüdecke, Detlev, Oberl., Marienwerder.
Lüders, Ferd., Dr., Schriftst., Hamburg.
Lühr, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Luick, Karl, Univ.-Prof., Graz.
Lundius, Bernhard, stud. phil., Altona-Ottensen.

Maaß, Ernst, Verlagsbuchh., Hamburg.
Maire, Siegfried, Dr., Gymn.-Oberl., Berlin.
Marquardt, Wilhelm, Oberl., Hamburg.
Martens, Ludwig, Prof. Dr., Oberl, Elberfeld.
Martin, Rudolph, Dr., Präsid. a. Hans. Oberlandesgericht, Hamburg.
Masuch, Gustav, Gymn.-Oberl., Rogasen (Prov. Posen).
Matthaei, Adolf, Prof. Dr., Cuxhaven.
Mathies, Senator, Hamburg.
Matschky, Theodor, Gymn.-Dir., Brieg.
Mau, Karl, stud. theol. et germ., Altona a. E.
Mayer, Gustav, Dr., Vertr. d. „Frankfurter Ztg.“, Hamburg.
Meder, Berthold, Oberl. a. Ref.-Realgymn, Kiel.
Mehmel, Hermann, Prof. Dr., Oberl. a. Realgymn., Ottensen.
Meinecke, Edmund, Prof. Dr., Kiel.
Meisner, Oskar, Dr., Kgl. Sem.-Dir., Osterburg (Altm.).
Meißner, Rudolf, Prof. Dr., Göttingen.
von Melle, Senator Dr., Hamburg.
Metzer, Hans, Prof. Dr., Stuttgart.
Mengdehl, Theodor, Kaufm, Hamburg.
Mensing, Otto, Dr. phil, Oberl. u. Privatdoz, Kiel.
Menzel, Theodor, Prof. Dr., Oberl., Blankenburg a. Harz.
Merck, Ernest, Hamburg.
Merklein, Theodor, Oberl., Halle a. S.
Metger, Conrad, Prof., Flensburg.
Metz, Adolf, Prof. Lic. theol., Hamburg.
Meusel, Heinr., Gymn.-Dir., Berlin.
Meyer, A., stud. phil., Nordheim.
Meyer, Eduard, Univ.-Prof., Berlin.
Meyer, Erich, Oberl., Hannover.
Meyer, Heinrich, Dr. phil., wiss. Mitarbeiter d. Firma B. G. Teubner, Leipzig.
Meyer, Heinrich, Dr. phil., Göttingen.
Meyer, Hermann, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Meyer, Otto, Prof., Clausthal.
Meyer, Paul, Dr. phil. et jur., Privatdoz., Schöneberg b. Berlin.
Meyer, Paul, Oberl., Hamburg.
Meyer, Richard M., Dr., Univ.-Prof., Berlin.
Meyer, Theodor, Prof., Lüneburg.
Meyer, Wilhelm, stud. phil., Lüneburg.
Meyer, Wolfgang, Dr., Oberl., Hamburg.
Meyersahm, Hans, Dr., Gymn.-Oberl., Hadersleben.
Michaelsen, August, Dr. phil., Oberl., Altona.
Michels, Victor, Prof. Dr., Jena.
Michow, Heinrich, Dr. phil., Schulvorsteher, Hamburg.
Mielck, Reinhard, stud. phil., Hamburg.
Mielke, Gg. J., Oberl. Dr., Hamburg.
Milchsack, Prof. Dr., Oberbibliothekar d. Herzogl. Bibliothek, Wolfenbüttel.
Mirow, Ernst, Prof. a. Matthias-Claudius-Gymn., Wandsbek.

Mitteis, Ludwig, Dr., Univ.-Prof., Hofrat, Leipzig.
Mojean, Franz, Prof., Stralsund.
Möller, Alfred, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Moeller, Hans, Dr. phil., Oberl., Halle a. S.
Möller, Hans, Dr., Oberl., Cuxhaven.
Möller, Wilhelm, Prof. Dr., Berlin.
Möller, Wilhelm, Dr., Oberl., Kiel.
Mönckeberg, Bürgermeister Dr., Hamburg.
Mogk, Eugen, Dr. phil., Univ.-Prof., Leipzig.
Mohr, A. F., Kaufmann, Wandsbek.
Moldenhauer, Paul, Dr., Oberl., Plön.
Mommsen, Prof. Dr., Hamburg.
Mucha, Oskar, Dr. phil., Oberl., Buxtehude.
Mühe, Theodor, Dr., Oberl., Hamburg.
Mühlau, Johannes, Dr. phil., Oberl., Ratzeburg i. L.
Mühlhausen, August, Hauptlehrer, Hamburg.
Müller, Adolf, Oberl., Wolfenbüttel.
Müller, Carl Friedrich, Prof. Dr., Kiel.
Müller, Hermann, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Berlin.
Müller, A. Th., Dr., Hamburg.
Müller, Bruno Albin, Dr. phil., Hamburg.
Müller, Hans, Oberl., Bergedorf.
Müller, Hermann, Oberl., Altona.
Müller, H. F., Prof. Dr., Gymn.-Dir., Blankenburg a. Harz.
Müller, Heinrich, Prof., Oberl., Charlottenburg.
Müller, Johannes, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Danzig.
Müller, Julius, Dir. Prof. Dr., Lübeck.
Müller, Kurt, Kand. d. höh. Schulamts, Reichenbach i. Schles.
Müller, Max, Dr. phil., Oberl., Dessau.
Müller, Paul, Oberl., Bremen.
Müller, Wilhelm, Senator, Parchim i. Mecklenburg.
Münzel, Robert, Prof. Dr., Dir. d. Stadtbibliothek, Hamburg.
Münch, Wilhelm, Prof. Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin.
Mulckau, Fritz, stud. phil.
Mutschmann, Hermann, cand. phil., Essen (Ruhr).

v. Nagòrzánski, Franz, Gymn.-Lehrer, Krakau in Galizien.
Nebe, August, Gymn.-Dir., Dr., Lüneburg.
Neumann, Carl, Ordentl. Prof. Dr., Kiel.
Neumann, Emanuel, Oberl., Neumünster.
Nicol, Richard, Gymn.-Oberl., Köslin.
Nicolai, Wilhelm, Dr., Oberl., Eisenach.
Nicolassen, John, Pastor, Hamburg.
Niebuhr, G., Kaufm., Hamburg.
Niederstadt, Wilh., Oberl. Dr. phil., Münden.
Niemann, Rudolf, Gymn.-Prof., Waren (Mcklbg.).
Niemeyer, Max, Prof. Dr., Potsdam.
Nirrnheim, F. L., Hamburg.
Nirrnheim, Hans, Dr., wiss. Assist. im Staatsarchiv, Hamburg.
Nissen, Peter, Oberl., Hamburg.
Nissen, Waldemar, Dr. phil., Prof., Hamburg.
Nissen, Theodor, Oberl. a. Realgymn., Kiel.
Nolte, Oberl., Lüneburg.
Norden, Eduard, Dr., Univ.-Prof., Breslau.
Notnagel, Ludwig, Geh. Oberschulrat, Darmstadt.

Obst, Arthur, Redakteur, Dr., Hamburg.
Oelker, Heinrich, Prof., Osnabrück.
Oeltjen, Hugo, Dr., Oberl., Hamburg.
Ohly, Ferdinand, Prof. Dr., Dir., Bergedorf.
Ohnesorge, Wilhelm, Dr., Prof. a. Katharineum, Lübeck.
Oldenberg, Hermann, Univ.-Prof., Kiel.
v. Oppeln-Bronikowski, Friedrich, Schriftsteller, Berlin.
Ortmann, Konrad, Oberl. Dr., Torgau.
Ossig, Hans, Redakteur, Hamburg.
Osswald, H., Dr., Rostock.
Osterloh, Friedrich, Prof., Flensburg.
Osthoff, Hermann, Dr., Univ.-Prof., Heidelberg.
Otte, August, Dr., Oberl., Itzehoe.
Otto, Heinrich, Dr., Prof, Gr.-Lichterfelde.
Ottens, Julius, Prof., Kiel.

Pagenstecher, Rudolf, stud. archäol., Hamburg.
Pahl, Franz, Oberl., Charlottenburg.

Panhoff, Theodor, Dr., Oberl., Dortmund.
Pansch, B., Dir. Dr., Buxtehude.
Pansch, Karl, Hofrat, Prof. Dr., Soest.
Pappulias, Demetrius, Dr. jur., Rechtsanwalt in Athen, Leipzig.
Paul, August, Dir., Prof. Dr., Hamburg.
Pauls, Fritz, Dr. phil, Hamburg.
Paulus, Otto, Prof., Kassel.
Penseler, Gustav, Dr., Oberl., Blankenese.
Perlewitz, Paul, Dr., wiss. Hilfsarb. a. d. Deutschen Seewarte, Hamburg.
Persiehl, H. O., Hamburg.
Peters, Claus, stud. phil., Hamburg.
Petersen, Adolf, Hamburg.
Petersen, Emil, Prof., Gymn.-Dir., Glückstadt.
Petersen, Eugen, Prof., Berlin-Halensee.
Petersen, Hans, Dr., Oberl., Flensburg.
Petersen, Johannes, Dir. Dr., Hamburg.
Petersen, Julius, Dr. phil., Schlachtensee b. Berlin.
Petersen, Emil, Pastor, Altona-Ottensen.
Petsch, Karl, Prof. Dr., Kiel.
Pflaumbaum, Gustav, Oberl. Dr. phil., Hamburg.
Piccardt, Anton, Univ.-Prof., Dr. phil., Freiburg, Schweiz.
Pick, Behrendt, Prof., Gotha.
Pieckert, Gustav, Oberl., Hannover.
Pintschovius, Aemilius, Gymn.-Oberl., Prof., Hadersleben.
Pohlender, Dr., Oberl., Berlin.
Pohlenz, Max, Dr., Oberl., Berlin.
Polentz, Ernst, Oberl., Berlin.
Polthier, Conrad, Prof., Gymn.-Oberl, Wittstock.
Poppe, Hugo J. O., Pastor zu St. Petri, Hamburg.
Poppe, Egmont, Oberl., Hamburg.
Praechter, Karl, Univ.-Prof., Dr. phil., Bern.
Praetorius, Karl, Prof., Oberl., Kassel.
Prasse, Anton, Oberl. Dr. phil., Stade.
Predöhl, Senator Dr., Hamburg.
Preibisch, Hans, cand. phil., Halle a. S.
Preuß, Friedrich, Dr., Gymn.-Dir., Braunsberg, Ost-Pr.
Primer, P., Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Prinzhorn, Wilhelm, Dr. phil., Gymn.-Dir., Hannover.
Probst, Albert, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Püschel, Bruno, Oberl., Bernburg a. d. S.
Püttgen, Johann Hubert, Prof., Kassel.
Puls, Alfred, Gymn.-Dir., Prof. Dr., Husum.

Ramme, Walther, Oberl., Hamburg.
Ranke, Friedrich, stud. phil., Lübeck.
Rannow, Max, Dr., Oberl., Schöneberg-Berlin.
Rassow, Johannes, Prof., Greifswald.
Rausch, Alfred, Gymn.-Dir., Halle a. S.
Rautenberg, Ernst, Prof., Dir., Hamburg.
Redlich, Carl, Pastor, Hamburg.
Refardt, Senator, Hamburg.
Rehtz, Alfred, Kaufm., Hamburg.
Reibstein, Adolf, Prof., Stade.
Reichardt, Theodor, Dr., Oberl., Goslar a. H.
v. Reiche, Henry, Dr., Apotheker, Hamburg.
Reimers, Johannes W. F., Hamburg.
Reinbeck, Karl, Dr., Oberl., Uelzen.
Reinhardt, Gustav, Dr. phil., Oberl., Dessau.
Reinke, Johannes, Dr., Univ.-Prof., Geh. Reg. Rat, Kiel.
Reinmüller, Paul, Dir., Prof. Dr., Hamburg.
Reißert, Oswald, Dr., Harburg (Elbe).
Reiter, Siegfried, Prof. Dr., Prag.
Reiter, Hugo, Dr. phil., Oberl., Braunsberg, Ostpr.
Remschel, Gustav, Sprachlehrer, Hamburg.
Rentzsch, Oscar, Prof. Dr., Realgymn.-Oberl., Dresden.
Rettberg, Dr. phil., Uelzen.
Reuß, Friedrich, Prof. Dr., Köln.
Reuß, Heinrich, Pastor, Hamburg-Fuhlsbüttel.
Reuter, Adolf, Pastor, Meldorf.
Reuter, Christian, Prof. Dr., Dir. d. Katharineums, Lübeck.
Reuter, Hermann, Dr. phil., Viöl b. Husum.
Ribbeck, Paul, Dr. phil., Oberl., Stettin.
Richter, Albert, Prof. Dr., Oberl., Wandsbek.

Richter, Ernst, Oberl., Dr., Berlin.
Richter, Rudolf, Gymn.-Oberl., Leipzig.
Ridderhoff, Kuno, Dr., Oberl., Hamburg.
Riedel, Ernst, Oberl, Flensburg.
Riehemann, Joseph, Dr., Gymn.-Dir., Meppen.
Rieper, Heinrich, Oberl., Plön.
Riese, Prof. Dr., Frankfurt a. M.
Rischbieth, Paul, Oberl., Hamburg.
Ritter, Otto, Privatdozent, Halle.
Ritter, Richard, Kaufm., Hamburg.
Robert, Carl, Prof., Halle a. S.
Rode, F., Hauptpastor, Dr. phil., Hamburg.
Rode, Albert, Dr., Oberl., Hamburg.
Rodenwaldt, Prof. Dr., Grunewald.
Rodenwaldt, stud. phil., Grunewald.
Röhrs, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Bremen.
Roeloffs, Syndikus, Hamburg.
Römer, Ludwig, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Rößner, Otto, Dr phil., Kgl. Gymn.-Dir., Salzwedel.
Röttiger, Wilhelm, Prof. Dr., Dir., Hamburg.
Rohde, Dietrich, Dr., Dir., Cuxhaven.
Rohde, Richard, Dr. phil., Oberl., Hannover.
Roll, Otto, Dr. phil., Oberl., Ottensen.
Roos, Anton Gerhard, Dr. phil, Konservator a. d. Universitäts-Bibliothek, Groningen (Holland).
Roosen, Senator, Hamburg.
Roscher, Senator, Hamburg.
Rosenberg, Felix, Dr phil, Oberl., Charlottenburg-Berlin.
Rosenhagen, Gustav, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Rosenstiel, Friedrich, Prof. Dr., Sondershausen.
Rosenthal, Paul, Dr. phil., Oberl., Gnesen.
Rost, G. W., Oberl., Altona.
Rothe, Paul, Dr. phil, Oberl., Halle a. S.
Rowoldt, Walther, cand. phil., Braunschweig.
Rubensohn, Dr., Hilfsarbeiter am Kestnermuseum, Hannover.
Rübesame, Paul, Oberl., Salzwedel.
Rümker, Charles, Dr. jur., Amtsrichter, Hamburg.
Rümpler, Frij, Gotha.
Rüther, Ed., Dr., Oberl., Hamburg.
Ruprecht, Wilhelm, Dr., Verlagsbuchhändler, Göttingen.
Rusch, Paul, Dr. phil., Gymn.-Oberl., Stettin.
Ruths, Rudolf, Dr., Oberl., Hamburg.

Sachse, Adolf, Prof. Dr., Schwerin i. M.
Sack, Gustav, Dr., Oberl., Lübeck.
Sander, Senator, Hamburg.
Sander, Ferdinand, Schulrat d. freien Hansestadt Bremen.
Sander, Julius, Prof., Wittenberg.
Saran, Franz, Univ.-Prof., Halle a. S.
Saß, Karl, Prof. Dr., Glückstadt.
Sauer, Ludwig, Prof., Stettin.
Schack, Friedrich, Dr. phil., Hamburg.
Schädel, Bernhard, Privatdozent, Halle a. S.
Schädel, Bernhard, Prof. Dr., Büdingen (Hessen).
Schaefer, Dr., Syndikus, Hamburg.
Schaefer, Curt, Dr., Wandsbek.
Schaeffer, Alfons, Dr., Oberl., Viersen (Rhein-Prov.).
Schäffer, Cäsar, Dr., Oberl., Hamburg.
Schapira, Rosa, Dr. phil., Hamburg.
Schauenburg, Adolf, Prof. Dr., Jever.
Schaumberg, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Parchim i. Meckl.
Scheffler, Karl, Dr., Oberl., Braunschweig.
Scheffler, Wilhelm, Prof. a. d. Technischen Hochschule, Dresden
Scheich, Rudolf, Prof, Wien.
Scheiding, Otto, Oberl., Hamburg.
Scheil, Gustav, Prof., Zerbst (Anhalt).
Scheindler, August, k. k. Landesschulinspektor, Wien.
Schemman, Senator, Hamburg.
Schenkl, Heinrich, Univ.-Prof., Dr. phil., Graz.
Scherrans, Waldemar, Dr., Oberl., Bergedorf.
Schiering, Erwin, Oberl., Berlin.
Schilling, Otto, Dr. phil., Oberl., Holzminden.
Schilling, Werner, Dr. phil, Oberl., Braunschweig.
Schimmelpfeng, Georg, Dr., Prof., Hildesheim.
Schirlitz, Walther, Baumeister d. Bau-Deputation, Hamburg.
Schlee, Ernst, Dr., Realgymn.-Dir., Geh. Reg.-Rat, Altona.

Schlee, Paul, Dr., Oberl., Hamburg.
Schlemm, August, Dr., Oberl., Dortmund.
Schlossmann, Gustav, Prof., Oberl., Potsdam
Schlüter, Heinrich, Oberl., Buxtehude.
Schmertosch v. Riesenthal, Richard, Oberl., Dr. phil, Leipzig.
Schmid, Bastian, Dr. phil., Oberl, Zwickau.
Schmidt, Ernst, Oberl., Hamburg.
Schmidt, Georg Hermann, Oberl., Lüneburg.
Schmidt, Harry, cand. phil. Friedrichstadt a. d. Eider.
Schmidt, Hermann, Dr. phil., Oberl. a. d. Hauptkadettenanstalt, Gr.-Lichterfelde.
Schmidt, Joh., Prof., Grimma.
Schmidt, Paul, Dr., Gymn.-Dir., Torgau.
Schmittmann, Johann, Oberl., Wilhelmshaven.
Schmitz, Dr., Rat, Hamburg.
Schmitz, Arnold, Prof. Dr., Erfurt.
Schnack, Hans, Dr. phil, Kiel
Schnee, Rudolph, Prof. Dr., Hamburg.
Schnegelsberg, Adam Heinrich, Oberl. Dr., Jever.
Schneider, Schulrat Dr., Altenburg (S.-A.).
Schneider, Georg, Dr., Gymn.-Dir., Frankfurt a. O.
Schneider, Joseph, Prof. Dr. phil., Neustadt, Oberschl.
Schneider, Ferdinand, Gymn.-Dir., Schmargendorf b. Berlin.
Schneidewin, Max, Prof. Dr., Hameln.
Schnoor, Hermann, Prof. Dr., Neumünster.
Schober, Alfred, Prof. Dr., Schulinsp. f. d. höh. Schulen, Hamburg.
Schöber, Ludwig, Dir. d. Realgymn., Uelzen.
Scholz, Johannes, Oberl., Leer.
Scholz, Oscar, Prof. Dr., Oberrealsch.-Oberl., Altona-Othmarschen.
Schoost, Otto, Pastor, Hamburg.
Schreiber, Theodor, Prof. Dr., Univ.-Prof. u. Museumsdir., Hofrat, Leipzig.
Schröder, Dr., Senator, Hamburg.
Schröder, Johannes, Dr. phil., Oberl. a. d. Oberrealschule v. d. Holstentor, Hamburg.
Schröder, Otto, Oberl., Torgau.
Schroeder, Otto, Prof. Dr., Berlin.
Schröter, Karl, Oberl., Magdeburg.
Schubert, Hermann, Prof. Dr., Hamburg.
Schuchhardt, Carl, Prof. Dr., Museumsdir., Hannover.
Schübeler, Paul, Oberl., Geestemünde.
Schünke, Emil, cand. phil., Kiel.
Schüth, Heinrich, Prof. Dr., Ottensen.
Schuhardt, Max, Oberl., Halle a. S.
Schulteß, Carl, Dr., Prof. a. Wilhelm-Gymn., Hamburg.
Schulteß, Fr. A., Prof. Dr., Dir. d. Johanneums, Hamburg.
Schultz, Franz, Dr. phil., Privatdozent a. d. Univ. Bonn.
Schultz, Herm., Dr. phil., Göttingen.
Schultz, Adolf, Dr., Oberl., Bergedorf.
Schultz, Paul, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Schultze, K. P., Prof., Berlin.
Schulz, Carl Friedr., Mittelschull., Hamburg.
Schulze, Edmund, Prof. Dr., Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Schumacher, Ernst, Dr., Oberl., Aurich.
Schumacher, Ludw., Oberl., Rostock.
Schumann, Ernst, Dr. phil., Wandsbek.
Schwabe, Ernst, Prof. Dr., Carolagymn., Leipzig.
Schwabe, Oswald, Gymnasiall., Vegesack b. Bremen
Schwalm, J., Dr. phil., Hamburg, Stadtbibliothek.
Schwartz, Elimar, Dr., Prof., Kiel.
Schwartz, Prof., Altona.
Schwarz, Adolf, Dr. phil., Oberl., Kiel.
Schwarz, Hermann, Prof. Dr., Halle a. d. Saale.
Schwarz, Sebald, Dr. phil, Dir. d. Realschule, Lübeck.
Schwieger, Pastor, Hamburg.
Seeger, Adolf, Oberl., Burg b. Magdeburg.
Seelmann, Emil, Dr. phil., Oberbibliothekar, Bonn.
Seidel, Heinrich, Dr. phil., Kgl. Gymn.-Dir., Groß-Strehlitz, O. S.
Seiler, Friedrich, Dr. phil., Dir. d. Gymn. zu Luckau.
Sellmann, Adolf, Dr., Oberl., Gotha.
Seume, Hermann, Dr., Oberl., Hannover.

Seyring, Friedrich, Dr., Oberl., Hamburg.
Siebel, Georg, Pastor, Hamburg.
Siebs, Theodor, Dr. phil., ord. Prof. a. d. Univ. Breslau.
Siefert, Georg, Dr., Oberl., Schulpforta.
Sietz, Paul, Prof. a. Realgymn., Stralsund.
Sieveking, Dr., Oberlandesgerichts-Präsident, Hamburg.
Sieveking, G. Hermann, Physikus, Hamburg
Sieveking, W., Dr. med., Hamburg.
Sillem, Wilhelm, Prof. emer. Dr. phil., Hamburg.
Skutsch, Franz, ord. Prof. d. Univ. Breslau.
Soerensen, Asmus, Prof., Chemnitz.
Solmsen, Felix, Prof. Dr., Bonn.
Soltau, Wilhelm, Prof. a. Gymn., Zabern.
Soltau, Wilhelm, cand. phil., Lüneburg.
Sombeck, K., Schiffsbau-Ingenieur, Hamburg.
Sorgenfrey, Theodor, Prof. Dr., Neuhaldensleben.
Sorof, Gustav, Kgl. Gymn.-Dir., Prof. Dr., Wandsbek.
Spiecker, Hans, Oberl., Hadersleben.
Spies, Dr., Privatdozent, Berlin.
Spitzer, Johannes, Dr. phil., Sekretär d. Stadtbibliothek, Hamburg.
Spreer, Leopold, Gymn.-Dir., Merseburg.
Stade, Georg, Dr., Oberl., Halle a. S.
Stählin, Otto, Dr., Kgl. Gymn.-Prof., München.
Stammann, Dr., Senator, Hamburg.
Stange, Paul, Dr., Oberl., Erfurt.
Stark, Johannes, Kand. d. höh. Lehramts, Hamburg.
Steiger, Heinrich, Oberl., Frankfurt a. M.
Steinbach, Paul, Dr., Gymn.-Oberl., Chemnitz i. S.
Steinhagen, Ludwig, Privatmann, Hamburg.
Steinmetz, Helmuth, cand. phil., Hannover.
Steinmeyer, Hermann, Oberl., Braunschweig.
Steinmeyer, Rudolf, Oberl., Uelzen.
Stendener, Hermann, Dr., Oberl., Sangerhausen.
Stengel, P., Prof. Dr., Berlin.
Stettiner, Richard, Dr. phil., Assist. a. Hamb. Mus. f. Kunst u. Gew., Hamburg.
Steuernagel, Carl, Prof. Dr., Privatdoz., Halle a. S.
Sthamer, Senator Dr., Hamburg.
Stierling, Hubert, stud. phil., Hamburg.
Stöwer, Rudolf, Prof. Dr., Danzig.
Stoppel, Paul, Gymn.-Prof., Wismar i. M.
Strack, Adolf, Prof. Dr., Gießen.
Strack, Hermann, Prof. d. Theol. Dr., Berlin.
Strauch, Philipp, Univ.-Prof. Dr., Halle a. S.
Strebel, Hermann, Dr., Hamburg.
Strehlow, August, Oberrealsch.-Dir. Altona-Ottensen.
Streinz, Franz, Dr., k. k. Prof., Wien.
Studt, Bernhard, Kand. d. höh. Lehramts, Dr. phil., Hamburg.
Stümck, Prof., Stade.
Stute, Paul, Kand. d. höh. Schulamts, Altona.
Stüve, Wilhelm, Dr., Oberl., Hadersleben.
Suchier, Hermann, Dr., Univ.-Prof., Halle.
Suchier, Edm., Dr., Oberl., Höchst.
Sudhaus, Siegfried, Dr., Univ.-Prof., Kiel.
Sütterlin, Ludwig, Dr., Univ.-Prof., Heidelberg.
Sumpff, Hans, Oberl., Breslau.
Supprian, Karl, Dr. phil., Oberl., Altona.
Symons, Barend, Prof. a. d. Univ. Groningen.

Tamm, Christoph, Oberl., Flensburg.
Tardel, Hermann, Dr. phil, Oberl., Bremen.
Techen, Ludwig, Dr., Oberl., Wismar.
Teichmüller, Ferd., Prof. Dr., Wittstock.
Tendering, Fritz, Prof. Dr., Dir. d. Realgymn., Hamburg.
Tentler, Paul, Dr., Rechtsanwalt, Hamburg.
Tesdorpf, Dr., Oberamtsr., Hamburg.
Teusch, Theodor, Dr. phil., Oberl., Wilhelmshaven.
Thaer, Albrecht, Prof. Dr., Oberrealsch.-Dir., Hamburg.
Thiele, Georg, Dr., Privatdoz., Marburg.

Thiele, Rudolf, Prof., Stettin.
Thormeyer, Wilhelm, Dr., Oberl., Hagen i. W.
Thulin, Carl, Privatdoz., Berlin.
Thumb, Albert, Dr., Prof. a. d. Univ. Marburg.
Thümen, Friedrich, Prof. Dr., Gymn.-Dir., Posen.
Tocilescu, Gregor, Senator, Univ.-Prof., Bukarest.
Todt, Carl, Gymn.-Oberl., Steglitz.
Toegel, Cuno, Prof., Hildesheim.
Traun, Dr., Senator, Hamburg.
Trautwein, Paul, Dr., Oberl., Charlottenburg.
Trommlitz, Paul, Oberl., Stralsund.
Trosien, Eugen, Dir. d. Kgl. Provinzialschulkoll., Ober- u. Geh. Reg.-Rat, Magdeburg.

Uckermann, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Berlin.
Uhde, Hugo, Oberl., Bergedorf.
Uhl, Wilhelm, Dr. phil., Univ.-Prof., Königsberg.
Uhlig, Gustav, Prof., Geh. Hofrat, Heidelberg.
Umland, Heinr., stud. phil., Göttingen.
Unger, Gustav, Prof., Dramburg.
Urtel, Hermann, Dr., Oberl., Hamburg.
Ützmann, Richard, Kand. d. höh. Schulamts, Hamburg.

Vetter, Theodor, Univ.-Prof., Zürich.
Viereck, Paul, Dr. phil., Oberl., Berlin.
Vilter, Erich, Dr. phil., Oberl., Magdeburg.
Voigt, Hugo, Prof., Wandsbek
Voigt, Paul, Dr., Landrichter, Hamburg.
Vollbrecht, Wilhelm, Prof. Dr. phil., Altona.
Volquardsen, Christian, Prof. a. d. Univ. Kiel.
Vollmer, Hans, Lic. theol., Oberl., Hamburg.
Voss, Heinrich, Pastor, Hamburg.
Voltz, Ludwig, Dr. phil., Oberbibliothekar, Darmstadt.

Wachholtz, Prof. Dr., Altona.
Wackernagel, Jakob, Univ.-Prof., Göttingen.
Wächter, Hermann, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Wagner, Julius, Prof. a. d. Univ., Dr. phil., Leipzig.
Wagner, A., Prof. Dr., Halle a. S.
Wagner, Hermann, Prof. Dr. phil., Dir. d. Realsch. v. d. L., Hamburg.
Wagner, Hermann, Dr. phil., Gymnasiall., Lüneburg
Wallichs, Adolf, Geh. Reg.-Rat, Prof. Dr., Altona
Walther, Christoph, Dr. phil., Hamburg.
Walther, Ernst, Prof., Gymn.-Dir., Potsdam.
Walther, Johann, Potsdam.
Wandschneider, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Wismar.
Wandschneider, Dr., Oberl., Rostock.
Warburg, A., Dr. phil., Hamburg.
Warburg, Max M., Bankier, Koesterberg b. Blankenese.
Wassner, Julius, Dr. phil., Gymn.-Dir., Gr.-Lichterfelde.
Weber, Robert, Dr. phil., Oberl. a. König Albert-Gymn., Dresden.
Wegehaupt, Hans, Dr., Oberl., Cuxhaven.
Wegehaupt, W., Dir. Prof., Hamburg.
Wegener, Paul, Schauspieler, Hamburg.
Wehner, Heinrich, Realschuldir., Salzungen.
Wehrmann, Martin, Prof. Dr. phil., Stettin.
Weichert, Adolf, Dr. phil., Oberl., Charlottenburg.
Weidling, Friedrich, Dr., Oberl., Fürstenwalde (Spree).
Weidling, Friedrich, Dr., Oberl., Hamburg.
Weiland, Christian, cand. phil., Esgrus (Schleswig).
Weise, Paul, Dr., Oberl., Hamburg.
Weisker, Eduard, Prof., Salzwedel.
Weisker, Ernst, Dr. phil., Oberl., Altona.
Weiß, Ernst, stud. hist. arch., Hamburg.
Weißenfels, Oskar, Dr., Prof. a. Französischen Gymn. i. Berlin.
Weißhäupl, Rudolf, Gymn.-Prof., Wien.
Wenger, Leopold, Dr., Univ.-Prof., Graz.
Wekwerth, Max, Dir. d. Gewerbeschule, Hamburg.

Wellmann, Eduard, Prof. Dr., Gymn-Dir., Berlin.
Wellmann, Friedrich, Oberl., Bremen.
Wendland, Paul, Dr., Univ.-Prof., Kiel.
Wendland, Wilhelm, Dr. phil., Oberl., Celle.
Wendriner, Lothar, Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Wendt, G., Prof. Dr., Hamburg.
Wernick, Georg, Dr. phil, Oberl., Kiel.
Wernicke, Alexander, Prof. Dr., Dir., Braunschweig.
Werth, Alfred, Dr., Oberl., Düsseldorf.
Werth, Albert, Dr., Oberl, M.-Gladbach.
Wessely, Rudolf, Dr. phil., Oberl., Berlin.
Westphal, Senator, Hamburg.
Westphal, Fritz, Prof., Freienwalde a. O.
Wex, Dr., Vizepräsident d. Bürgerschaft, Hamburg.
Wichern, Heinrich, Verlagsbuchhändler, Hamburg.
v. Wickede, Walther, stud. phil., Gr.-Flottbek i. Holst.
Wiegand, Wilhelm, Prof. Dr., Flensburg.
Wilcken, U., Univ.-Prof., Halle a. S.
Willerding, Friedrich, Oberl., Lingen (Ems).
Wilms, Albert, Prof. Dr., Hamburg.
Windrath, E. A., Dr., Oberl., Hamburg.
Winkelsesser, Bernhard, Prof., Detmold.
Winkelsesser, Carl, Dr. phil., Oberl., Detmold.
Winneberger, Oskar, Dr. phil., Dir. d. Adlerflychtsch., Frankfurt a. M.
Winter, Heinrich, Oberl., Lüneburg.
Wirths, Margaret, stud. med., Berlin.
Wirtz, Paul, Dr., Oberl., Frankfurt a. M.
Wissowa, Georg, Dr., Univ.-Prof., Halle a. S.
Witkowski, Georg, Dr., Univ.-Prof, Leipzig.
Witte, Wilhelm, Gymn.-Oberl., Dr., Frankfurt a. O.
Witting, Alexander, Gymn.-Oberl. Dr., Dresden.
Wohlfahrt, Bruno, Oberl., Gandersheim.
Wohlfahrt, Friedrich, Oberl., Hamburg.
Wolf, Leo, Dr. phil., Oberl., Hann.-Münden.
Wollermann, Gustav, Dr. phil., Hamburg.
Wortmann, Johannes, Prof. Dr., Hannover.
Wossidlo, Richard, Oberl., Waren i. M.
Wotke, Karl, k. k. Prof. Dr., Wien.
Wüllenweber, Heinrich, Prof. Dr., Gr.-Lichterfelde.
Wüllenweber, Albert, Dr., Oberl., Gr.-Lichterfelde.
Wünsch, Richard, Univ.-Prof., Dr. phil., Gießen.

Zacher, Konrad, Univ.-Prof. Dr., Breslau.
Zahn, G., Dir. Dr., Hamburg.
Zeisberg, Max, Oberl., Bremen.
Zelle, Friedrich, Prof., Realschuldir., Berlin.
Zellmann, Syndikus Dr., Hamburg.
Ziebarth, Erich, Dr. phil., Oberl., Hamburg.
Ziegeler, Ernst, Prof. Dr., Oberl., Bremen.
Ziemer, Hermann, Prof. Dr., Kolberg.
Ziesenitz, Walther, Oberl., Hamburg.
Zimmermann, Albert, Gymn.-Dir., Prof., Wilhelmshaven.
Zimmermann, Richard, Dr., Oberl., Berlin.
Zinn, Alexander, Redakteur d. „N. Hamburger Ztg.“, Hamburg.
Zschech, Franz, Dir. d. Realsch. i. Eilbeck, Hamburg.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.



